This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ger 1.5.5

Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

Class of 1828

# Die Reformation
des
# Kaisers Sigmund.

## Die erste deutsche Reformschrift eines Laien vor Luther.

Herausgegeben von
Dr. Heinrich Werner
Oberlehrer in Mayen.

III. Ergänzungsheft
des
Archivs für Kulturgeschichte
Herausgegeben von
Professor Dr. Georg Steinhausen.

Berlin · Verlag von Alexander Duncker · 1908.

Ger 1. 5. 5

Minot fund
(III.)

399,

Druck von Hugo Wilisch in Chemnitz.

# Inhalt.


Seite

1. Einleitung . . . . . V
2. Die Überlieferung des Textes . . . . . VII
3. Zur Einführung in das Studium der Reformation des Kaisers Sigmund.
   a) Zeitgeschichtliches Milieu . . . . . XI
   b) Kirchenpolitisches „ . . . . . XXI
   c) Politisches „ . . . . . XXXIII
   d) Die Art und Zeit der Entstehung unserer Reformschrift . XLIII
   e) Einzelzüge des Verfassers . . . . . LI
4. Text . . . . . 1
5. Nachträge und Berichtigungen . . . . . 105
6. Register . . . . . 111

# 1. Einleitung.

Über die hohe Bedeutung der „Reformation des Kaisers Sigmund" für die Kulturgeschichte herrscht allgemeine Übereinstimmung. Hat man sie auch in der neuesten Zeit als „Trompete des Bauernkrieges" fälschlich bezeichnet, so trägt sie dennoch als Kind einer sehr bewegten Zeit die Zeichen der Erregung an ihrer Stirne. Wollte sie doch für eine unmittelbare kirchen- und sozialpolitische Aktion das Programm abgeben! Zu diesem Zweck sollte sie nach den eigenen Worten des Verfassers vervielfältigt[1]) und nach „jedes Landes Gelegenheit"[2]) geändert werden. Wir wundern uns daher nicht, daß viele Handschriften von ihr noch aus dem 15. Jahrhundert gefunden worden sind. Und wie viele dürften noch des glücklichen Finders harren! Nicht weniger zahlreich sind die Erstdrucke. So gering aber die unmittelbare Wirkung unserer Schrift in der Reformbewegung vor der Reformation auch war, um so höher wurde sie später geschätzt, obwohl ihr eigentlicher Charakter nicht mehr verstanden wurde. So beriefen sich die Reichsstädte auf einer Versammlung vom Jahre 1631 zu Leipzig noch auf die Reformation des Kaisers Sigmund, sie seien nämlich von ihr „Schützer und schirmer des Glaubens" genannt worden.[3])

Von der heutigen Forschung gar und zwar von Männern der verschiedensten Richtung, von Rechts- und Kulturhistorikern wird die Reformschrift als typischer Ausdruck der öffentlichen Meinung im ausgehenden Mittelalter, am Vorabend der Reformation und deutschen Revolution viel benutzt. Da ihre Ideen

[1]) Vgl. unten S. 11: „Item es sol ouch ain yeglicher fürst . . . land oder stett diese ordnung in ainem büch behalten und schnelliclich lassen abschreyben."

[2]) Vgl. unten S. 14 f.: „Wär ouch yeman also weys, der dehain stuck in der ordnung gepessren mocht, nach yeglichs landes gelegenhait . . ., dem sol es pillich vergunstet sein."

[3]) Vgl. Koehne im Neuen Archiv für ältere deutsche Geschichte XXXI, 237.

teilweise verblüffend modern klingen, wurden sie teils als ketzerisch verdammt, teils sind sie als revolutionär verschrien. Kurzum, es ist schließlich aus der Schrift ein Zerrbild ihres wahren Charakters entstanden. Sie verdient es aber bei der vielfachen Beachtung, welche die vorliegende Reformschrift von jeher gefunden hat, daß sie gleichsam wieder eingerenkt, daß ihre einzelnen Gedanken in die richtige Lage gegenüber der Zeit ihrer Entstehung und Veröffentlichung gebracht werden. Ihre Ideen sind nur liberal. Diese Erkenntnis mußte sofort der Forschung über Entstehung und Autor der Schrift einen ganz andern als den seither betretenen Weg weisen, und dieser kann nur auf eine Quelle führen, die der „freimachenden Luft des mittelalterlichen Städtebürgertums". Denn schon von ihm gilt, was Leopold Ranke vom Bürgertum überhaupt sagt, daß in ihm „alle liberalen Ideen wurzeln". Schon die deutsche Sprache, in der unsere Schrift abgefaßt ist, hätte einen Fingerzeig geben können, daß der Verfasser nicht in einem Stande der scholastischen Gelehrsamkeit zu suchen ist. Wenn im Mittelalter die Frage, die immer akut war, nämlich die über die Grenzen zwischen Staat und Kirche, sonst in der gelehrten, d. i. internationalen Sprache des Lateinischen und mit einem gewaltigen Apparat von Schulgelehrsamkeit publizistisch behandelt wird, so gehörten ihre Vertreter dem damals einzig gelehrten Stand der Geistlichkeit an und diese wieder zu den feudalen Ständen. Zuletzt erst tritt der Bürgerstand wirtschaftlich, politisch und geistig in die Geschichte. Er ist nach dem Gesichtspunkt der freien Arbeit organisiert. Stadtluft machte frei auch in geistiger Beziehung. Die Geistesarbeit aus dieser Atmosphäre muß so verschieden sein von der feudalen, wie die Organisation der Arbeit überhaupt in beiden gerade entgegengesetzt war. Unsere Reformschrift ist ganz auf diesem städtebürgerlichen Boden erwachsen. Sie ist die erste deutsche Schrift der Publizistik, sie verleugnet also die herkömmliche lateinische Sprache der Gelehrten, sie ist ein wichtiges nationales Sprachdenkmal; sie ist erfüllt von dem städtebürgerlichen Geist der freien Arbeitsteilung, der Selbstverwaltung und Selbsthilfe, ja sie erklärt der toten Schulweisheit den Krieg. Kurzum, es ist kaum früher der mittelalterlichen Kultur in so

moderner Weise das Urteil gesprochen worden, wie es hier geschieht, indem die Auswüchse in der damaligen staatlichen und kirchlichen Welt von ihr aufgedeckt werden. Scheidung des Geistlichen vom Weltlichen, Säkularisation des Kirchenguts, dafür feste Besoldung der Geistlichen, Verleihung der Ämter nicht nach Gunst, sondern nach Kunst, nicht nach Stand, sondern Verstand, Abschaffung des Zölibats, Ablösung von Zins und Gerechtigkeiten, das sind alles kühne Angelwürfe nach der Zukunft, die selbst der neuen Zeit noch nicht alle gelungen sind. An der Aufführung dieses so modern ausschauenden Baues können nur zwei Ideen gearbeitet haben, einmal die auch in Deutschland damals aufkeimende mehr „laiische Gelehrsamkeit", wie der Laie Gregor Heimburg, einer ihrer ersten Vertreter, den Humanismus nannte, und das damalige Städtebürgertum, das ja dem modernen Staat vorbildlich geworden ist. Ein Vertreter der alten Stände und damit der alten Gelehrsamkeit ist deshalb als Verfasser von vornherein nicht gut denkbar.

## 2. Die Überlieferung des Textes.

W. Boehm hat in seiner ersten modernen Ausgabe der Reformation des Kaisers Sigmund[1]) nach drei Münchener Handschriften, nämlich codd. Germ. 702, 3887 und 568 der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek, die Schrift erst weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Zwei weitere Handschriften fand von Bezold in derselben Bibliothek und gab davon Kenntnis in seiner Rezension der Schrift Boehms:[2]) es sind dies cod. Germ. 276 und cod. lat. 4362. Aber auch Lorenz konnte in seinen Geschichtsquellen II, 304 außerdem zwei neue Handschriften namhaft machen, die er in der Bibliothek des Museums des Königreichs Böhmen in Prag, nämlich cod. VI, D 30, und in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen, nämlich cod. 957, vorfand. Koehne führte dann im

[1]) Friedrich Reisers Reformation des K. Sigmund. Mit Benutzung der ältesten Handschriften nebst einer kritischen Einleitung und einem erklärenden Kommentar. Leipzig 1876.

[2]) In Göttinger Gelehrte Anzeigen (1876), S. 1222.

Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, Bd. XXIII (1898), drei weitere Handschriften an, den cod. 2975 der Hofbibliothek zu Wien, cod. 93 der Kgl. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart und cod. A 160 der Herzogl. Hofbibliothek zu Gotha. Die Handschriften werden an den angeführten Stellen ausführlich beschrieben. Ihre Verwandtschaft stellt Koehne durch einen Stammbaum [1]) graphisch dar, der nur an der Fiktion leidet, als sei die Originalhandschrift verloren und alle vorhandenen nur sekundär. Auch nach Koehnes verdienstvoller Aufstellung der Varianten in den einzelnen Handschriften [2]) konnte ich nicht die Überzeugung gewinnen, daß die vorliegenden Handschriften wesentlich voneinander abweichen, abgesehen natürlich von solchen, die sich wie die folgenden als Bearbeitungen der Schrift ausgeben.

Besonderen Wert will Koehne der Stuttgarter Handschrift beilegen (G nennt er sie). [3]) Sie selbst stammt erst aus dem 16. Jahrhundert und nennt sich offen „einen Auszug". Die Handschrift, die dieser als Vorlage gedient, müsse, so meint Koehne, deshalb dem Original näher stehen, weil sie die ja auch von Bernhardi und Caro erkannte falsche Anordnung der Boehmschen Vorlage nicht habe. Der Schluß ist kein zwingender. Wenn schon Koehne andere Abweichungen [4]) der Handschrift G von den anderen Handschriften auf ihre Eigenschaft als Auszug mit Recht zurückführt, warum sollte nicht auch die richtigere Anordnung der Schrift in G auf dieselbe Eigenschaft der Handschrift G zurückgehen? Sagt nicht Koehne selbst, daß aus der Handschrift G deutlich erkennbar sei, „der Autor von G scheine etwas mehr gelehrte Bildung als derjenige der Reformation selbst besessen zu haben"? [5]) In dem Auszug G wird also subjektiv verfahren; da der Verfasser desselben nicht einfacher Kopist ist, sondern als selbständiger Arbeiter der Vorlage gegenübersteht, so ändert er auch die Reihenfolge der Schrift so, wie sie uns heute ebenfalls wieder als recht erscheint.

Zu den bis jetzt gefundenen Handschriften fügte Koehne dann endlich eine Luzerner hinzu, nämlich cod. L 31 der Kantonsbibliothek. [6]) Sie ist ein Fragment, und die von Koehne aufge-

[1]) Ebenda. [2]) Ebenda S. 694 und 711. [3]) Ebenda S. 697 ff.
[4]) Ebenda S. 699. [5]) Ebenda S. 702. [6]) Vgl. N. A. d. G. f. ä. d. Geschk. XXVII, 251 ff.

stellten Varianten[1]) geben sich auf den ersten Blick als spätere Zusätze und Entartungen zu erkennen. Auch von ihr kann man nach denselben wie den über G angeführten Gründen nicht behaupten, daß sie dem Original näher gestanden habe. „Wenn der Schreiber von K (so nennt Koehne die Luzerner Handschrift) von den zahlreichen Reformforderungen des Priesters Friedrich eine ausdrücklich ablehnte und eine etwas einschränkte, so ist er bezüglich derjenigen, welche er wiederholte, nicht als Abschreiber, sondern als Gesinnungsgenosse des Verf. der Reformation des K. Sigmund zu betrachten." Danach ist er also ebenfalls ein freier Bearbeiter der Reformschrift, und seine Handschrift K kann deshalb ebensowenig wie G auf das Original hinweisen.

Auch die Erstdrucke sind sehr zahlreich.[2]) Noch dem 15. Jahrhundert gehören vier Drucke an; sie stammen bezeichnenderweise alle aus Augsburg und gehören folgenden Jahren an: 1476, 1480, 1484 und 1497. Aus dem 16. Jahrhundert stammt ein Straßburger vom Jahre 1520, ein Baseler vom Jahre 1521, zwei außerdem aus den Jahren 1521 und 1522, beide ohne Orts- und Zeitangabe. Exemplare dieser Ausgaben befinden sich in fast allen bedeutenderen Bibliotheken Deutschlands. Eine nähere Beschreibung derselben findet sich bei Boehm a. a. O. S. 6 ff. und bei Koehne a. a. O. In demselben Jahrhundert wurde sie nochmals zu Basel im Jahre 1577 veröffentlicht. Als die Schrift seltener wurde, hat Goldast in: imp. reg. et elect. S. R. Imp. statuta et rescripta T. IV, Class. I, S. 170 – 200, Frankfurt 1607, sie der Vergessenheit entrissen und in seinen Reichssatzungen, Frankfurt 1613, nochmals ediert.[3]) Nach seinem Vorgang hat dann Lünig die Reformation in zwei Teile zerlegt und veröffentlicht, Leipzig 1716, nämlich die reformatio ecclesiastica im Specil. Ecclesiasticum des teutschen Reichsarchivs, S. 257 – 275 und continuatio II in Band IV, S. 238 – 250, Leipzig 1720.[4]) Erst W. Boehm hat die erste moderne Ausgabe geschaffen. Allein in dieser Form ist sie unbrauchbar, ihre einleitenden Bemerkungen sind veraltet, und ihre Anordnung ist an mehreren Stellen fehlerhaft. Meine Absicht bei der Neuausgabe ist, eine sachlich richtig

[1]) Ebenda S. 252 f. [2]) Vgl. Koehne im N. A. d. G. f. ä. d. Gschk. XXIII, 703 ff. [3]) Vgl. Boehm a. a. O. S. 20. [4]) Ebenda S. 21.

basierte und für die Forschung aufgeschlossene Ausgabe zu schaffen. Deshalb mußten an die Stelle der allzu umfangreich mitgeteilten und von mir geprüften Konkordanz Boehms ein den Text begleitender Kommentar und Glossen treten. Übersichtliche Kapiteleinteilung und ein rasch orientierendes Register sollen die Brauchbarkeit der Schrift erhöhen und das Verständnis fördern helfen. Orthographie und Interpunktion des Textes habe ich teils verbessert, teils ergänzt. Lücken oder mißverständliche Stellen habe ich entweder nach Boehms Konkordanz oder nach der besten Handschrift, der Wiener, oder aus inneren Gründen des Zusammenhangs unter Benutzung der textkritischen Nachlese Koehnes in einen leicht lesbaren Tenor verwandelt. Schon Bernhardi[1]) und Caro[2]) hatten darauf hingewiesen, daß der Text bei Boehm handschriftlich in Unordnung geraten sei. Daraufhin habe ich den Text in die richtige Reihenfolge gebracht. Außerdem bemühte ich mich, meine Anschauung über die Schrift, die sachlich fundiert ist, auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen. Die Frage nach den Bestandteilen der Schrift, die ohne genügende Berücksichtigung des Textes selbst sehr widersprechend gelöst war,[3]) werde ich zum Teil nach meinen bereits veröffentlichten Aufsätzen in der Einführung unten von neuem behandeln und endgültig lösen. Danach zerfällt die Schrift, namentlich ihre erste Hälfte, in gelehrte, ursprünglich lateinisch geschriebene und deshalb übersetzte Vorlagen und in „Erläuterungen" dazu.[4]) Erstere habe ich in Sperrdruck wiedergeben lassen, letztere in gewöhnlicher Schriftart, weil sie den größten Teil der Schrift ausmachen, und die Stellen, die besonders für meine Ansichten sprechen, in Fettdruck. Auch hierdurch, glaube ich, hat die Schrift an Verständnis und Brauchbarkeit gewonnen.

---

[1]) Jenaer Literaturzeitung III, 793.

[2]) Eine Reformationsschrift des 15. Jahrh., S. 37.

[3]) Zusammenfassend bei Koehne im N. A. XXIII, 731.

[4]) Caro hält es ebenfalls für möglich, „die wahrscheinlich ursprünglichen Teile der lateinischen Version von den langatmigen Homilien und auch materiellen Zusätzen" des Verfassers zu sondern, jedoch ohne diese Erkenntnis durch die Worte der Schrift genug zu stützen. Deshalb griff auch Koehne diese Vermutung an. Beachte auch noch die Nachträge am ~~Beginn~~ Ende der Schrift!

# 3. Zur Einführung in das Studium der Reformation des Kaisers Sigmund.

## a) Zeitgeschichtliches Milieu.

Man ist von jeher den eigenen Angaben des Verfassers über die Entstehung seiner Schrift, über ihren Geist und über seine Person mit einem eigentümlichen Mißtrauen begegnet. Gerade diejenigen Stellen der Schrift, die Licht auf die pseudonyme Reformation hätten werfen können, sind als „revolutionär", „sozialdemokratisch" und „hussitisch" mißdeutet oder als Dichtung fallen gelassen worden. Vielleicht noch nie hat man über den Charakter einer Schrift so oft seine Meinung wechseln müssen. Am meisten hat die Frage nach dem Verfasser die Forschung gereizt, aber die Art der Entstehung der Schrift, die doch so eng mit dieser Frage verknüpft ist, hat man offenbar im Gefühl der Ratlosigkeit weniger behandelt. W. Boehm hat zum erstenmal in modern kritischer Weise an der Überlieferung über Verfasser und Entstehung der Schrift gezweifelt und geglaubt, in dem als Ketzer zu Straßburg im Jahre 1458 hingerichteten Friedrich Reiser den Autor gefunden zu haben.[1]) Ihm folgte in dieser Annahme eine Reihe von Forschern wie von Bezold,[2]) H. Haupt[3]) und Vogt.[4]) Unter Vorbehalt schlossen sich ihm an Ferdinand Hirsch,[5]) Caro[6]) und Ludwig Keller.[7]) Doch es war leicht, in die rissige Konstruktion Boehms mit Erfolg Bresche zu legen. Schon in dem Jahre der Neuausgabe durch Boehm wies Bernhardi[8]) durch Konfrontierung der kirchlichen Ansichten Reisers mit denjenigen unserer Schrift den prinzipiellen Unterschied zwischen beiden sehr überzeugend nach, so daß auch später von Bezold[9]) und H. Haupt[10]) von ihrer Zustimmung zu Boehms Ansicht zurück-

[1]) Boehm a. a. O. S. 95. [2]) Gött. G. A. 1876, S. 1222. [3]) Die religiösen Sekten in Franken. 1882. S. 44. [4]) Vorgeschichte des Bauernkrieges. Halle 1887. S. 72. [5]) Hist. Ztschr. XXXVII, 375. [6]) Eine Reformschrift des 15. Jahrh. S. 36.

[7]) Die Reformation und die älteren Reformparteien. Leipzig 1885. S. 297.

[8]) Jenaer Liter.-Zeitung. 1876. III, 792.

[9]) Sitzb. der historischen Klasse der Kgl. Bayer. Ak. der Wiss., 1884, S. 586 ff., wo auch ausführliche Literaturangabe zu finden ist.

[10]) Hussitische Propaganda in Deutschland im Hist. Taschenbuch VI, Bd. 8 (1888), 278.

traten. Schließlich mußten denn auch L. Keller[1]) und Grauert,[2]) ein jeder von seinem Standpunkt aus, die Annahme Boehms als falsch zurückweisen. Das eine aber blieb an dem mühevollen Bau als uneinnehmbares Stück bestehen. Der Verfasser ist zwar nicht „hussitisch“[3]) oder von „hussitischem Geiste durchtränkt“,[4]) aber dennoch „revolutionär“,[5]) „radikal“ und sicher ein Pfarrer, ein sog. „armeleutspriester“. C. Koehne hat dann insofern die erstere Behauptung gemildert, als er die Reformpläne des Verfassers ableitet aus „den Tendenzen, in denen sich der Fortschritt auf diesen Gebieten (nämlich Reichspolitik und städtische Verwaltung) verkörperte“.[6]) In einer anderen verdienstvollen Arbeit legte er Augsburg als Entstehungsort fest.[7]) Bei der Lösung der Frage nach der Person des Verfassers resignierte er sich.[8]) In neuester Zeit wird sogar die längst widerlegte Ansicht Boehms über den Verfasser, als sei es Friedrich Reiser und ein Häretiker, von Sombart[9]) und Thudichum[10]) wieder übernommen.

Demgegenüber war es endlich an der Zeit, die Forschung über unsere Reformschrift in neue Bahnen zu leiten. Man hätte nur da eine Mystifikation suchen sollen, wo es in der Schrift mystisch zugeht, nämlich an den prophetischen Stellen. Als ich die Reformation auf ihren prophetischen Dunstkreis untersuchte,[11]) da konnte ich zum erstenmal auf einen Laien und zwar auf einen Stadtschreiber hinweisen. Diese gleichsam im Vorüber-

---

[1]) Allg. d. Biographie XXVIII, 122. [2]) Hist. Jahrbuch, 1892, S. 101.

[3]) Schon der Abt Trithemius nannte den Verfasser „hussita potius quam christianus“; vgl. Aschbach, Gesch. K. Sigmunds IV, 425, Anm. 6. Nach ihm Janssen, Gesch. d. d. Volkes II, 399, und Ulmann, Max. I. II, 628.

[4]) Vgl. Boos, Gesch. d. rhein. Städtekultur II, 455.

[5]) von Bezold a. a. O. S. 588: „die Schrift sollte ganz ernstgemeinten revolutionären Bestrebungen als Programm dienen“ und S. 586: der Verf. „gehört ohne Zweifel der niederen Weltgeistlichkeit an“.

[6]) In Ztschr. für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. 1898. VI, 415.

[7]) Im N. A. f. ä. d. Geschk. XXIII, 714.

[8]) Ebenda S. 722.

[9]) Der moderne Kapitalismus I, 87.

[10]) Papsttum und Reformation im Mittelalter S. 344. Hier wird die Schrift auch noch als sehr rätselhaft bezeichnet.

[11]) In meiner Schrift: „Die Flugschrift onus ecclesiae (1519), mit einem Anhang über sozial- und kirchenpolitische Prophetien. Ein Beitrag zur Sitten- und Kulturgeschichte des ausgehenden Mittelalters.“ Gießen 1901. S. 79 ff.

gehen aufgestellte Behauptung habe ich in mehreren Aufsätzen[1]) gestützt und befestigt. Auch konnte ich durch Beachtung kleiner und kleinster Züge auf die Art der Entstehung unserer Schrift sowie auf eine bestimmte Person hinweisen. Nur dadurch nämlich, daß man die Fäden der Kleinarbeit in der damals gewaltig anschwellenden Reformbewegung und in den Konzilsausschüssen hinüberleitet zu den Details der Schrift, kann man zu dem breiten Milieu der Zeitgeschichte gelangen, in dem unsere Schrift ihren naturgemäßen Platz einnimmt. Indem man so die Schrift von einer isolierten Betrachtung befreit,[2]) gewinnt man ihr Verhältnis zur Zeit- und Kulturgeschichte und ein richtiges Verständnis ihrer Eigenart. Wir wollen also im folgenden dem Verfasser bei der Erforschung der Entstehung, des Geistes seiner Schrift und seiner Person vertrauensvoll die Führung überlassen, ihn überall wörtlich nehmen und uns daneben auf den festen Boden der Tatsachen stellen.

Der Verfasser versetzt uns nach seinen eigenen Worten mitten in die Tagung des Baseler Konzils. Gleich in der Einleitung sagt er: „ir sullent wissen, wie das haylig concili ze Basel gesamnet ist. Es sol da geschehen ain rechte reformacion, der gaistlichen und weltlichen stat sol wohl geordnet werden." Ebenso rühmt er die Bemühungen Sigmunds um eine Reform auf den Reformkonzilien zu Konstanz, Pavia, Siena und Basel, „do nämlich drei punkten gesetzt wurden", genau wie es in U. Stöckels Bericht[3]) an seinen Abt von Tegernsee über die Botschaft K. Sigmunds vom August 1433 an das Konzil lautet, er wolle das Konzil ermahnen, „daß sie den dreien sachen, darumb das concilium gesamnet ist, ordentlich und treulichen anliegen und besunder der reformation".[4]) Auch ist der Verfasser nach

[1]) Hist. Vierteljahrsschrift V, 467–486, und in Deutsche Geschichtsblätter Bd. IV, Heft 1, 2, 6/7 und 8; VII, Heft 9.

[2]) Koehne hat im Neuen Archiv d. G. f. ä. d. Geschk. XXVIII, 739 ff. meine Ansichten angegriffen. Meine Erwiderung erfolgte ebenda XXIX, 496 ff. Darauf versuchte nochmals Koehne meine Ansichten zu widerlegen ebenfalls im N. A. XXXI, 214 ff. Meine Antwort erfolgte in den „Deutschen Geschichtsblättern" VII, 231 ff. unter dem Titel: Die sog. Reformation des Kaisers Sigmund und verwandte Reformschriften.

[3]) Haller, Concilium Basiliense I, 70.

[4]) Vgl. auch Haller a. a. O. I, 183: „tria magna opera" des Konzils, nämlich Union, Reformation und Frieden.

seinen eigenen Worten mit Kaiser Sigmund in Basel zusammengetroffen, von ihm mit einem „Kleid geehrt“ worden, und Sigmund soll ihm „empfohlen haben die haylige ordnung der christenheit“. Nun dauerte Sigmunds einziger Aufenthalt am Konzil zu Basel vom 11. Oktober 1433 bis 12. Mai 1434.[1]) In dieselbe Zeit fällt auch eine türkische Gesandtschaft ans Konzil (November 1433).[2]) Aber gerade von diesem Ereignis weiß der Verfasser so anschaulich wie von einem eigenen Erlebnis eine Episode zu erzählen, nämlich die Disputation, die „kürzlich“ ein christlicher Ritter mit einem türkischen am Hofe des Kaisers zu Basel gehabt haben soll. Der Verfasser war also in den Jahren 1433/34 in Basel und ist hier in Beziehung zum kaiserlichen Hof und zum Konzil getreten. Es war dies die Zeit, wo „das Konzil in seinem Zenit stand“. Aber die Beachtung weiterer, auch der kleinsten Züge unserer Schrift zeigt, daß die Stimmung am Konzil gerade in dieser Zeit[3]) einen Widerhall sowohl an den Reformforderungen unseres Verfassers als auch am Ton unserer Schrift überhaupt gefunden hat. Wir werden sehen, daß der Verfasser in Basel mit einem bestimmten Kreis von Männern am Konzil in Berührung kam.

Im engen Anschluß an die oben aus seiner Einleitung angeführten Worte fährt der Verfasser fort: „Aber die gaistlichen häupter wollend sich an vil stücken sperren, sie wend das unrecht nit lassen fallen, als ir hören werdet hernach in der reformacion.“ An anderen Stellen heißt es ähnlich: „Die gaistlich prälaten, die allermeist wider selige hailige ordnung sind, die lang vollendet wär, wo das sie es nit hinderten.“ „Aber die prälaten lassen sich nit reformieren.“ „Es setzt sich niemand wider göttliche ordnung denn die prälaten, weisen und gewaltigen, aber die kleinen ruffent und schreient got an umb eine gute ordnung“, und so noch öfters. Es ist hier mit klaren Worten die Zeit geschildert, als die Konzilsarbeit sozusagen an einem toten Punkt angekommen war. Die Häupter haben ihren Widerwillen gegen die Reform gezeigt, es beginnt nun die Reform-

[1]) Vgl. Aschbach, Geschichte des Kaisers Sigmund IV, 489 und 497.
[2]) Ebenda S. 260.
[3]) Vgl. dazu Deutsche Geschichtsblätter IV, 48 und V, 475 f.

bewegung von unten nach oben. Halten wir daneben die urkundlichen Berichte über die Reformtätigkeit am Konzil in jenen Tagen und die Äußerungen von Zeitgenossen, so gelangen wir mit den oben angeführten Worten in ein breites Milieu. Als es sich auf dem Konzil in den Jahren 1433/34 darum handelte, die Grundübel des geistlichen Standes, Simonie und Konkubinat, durch bestimmt und streng abgefaßte Dekrete zu beseitigen, da stellten sich „täglich immer größere Schwierigkeiten ein".[1]) In der langen Debatte über die Form der genannten Dekrete zeigen sich deutlich zwei Parteien, die der Bischöfe und Prälaten, die spätere Legatenpartei, und dagegen die Magister, Doktoren und die niedere Geistlichkeit, die Prälaten des sog. „2. status".[2]) Mit starken Strichen weiß davon der Benediktiner U. Stöckel seinem Abt ein Bild zu entwerfen: „Item vestrae paternitati mitto decretum unum[3]) in materia reformationis, quod cum magna difficultate conclusum est, quia dom. episcopi valde opposuerunt se ... laboravimus quasi per biennium super isto decreto et nunquam poteramus venire ad finalem conclusionem ... item iam fabricamus duo decreta in eadem materia reformationis, unum pro extirpatione simoniacae pravitatis, aliud de concubinariis, quae necessaria valde quia duo mala deformant et diffamant omnem statum ecclesiasticum." [4]) So wiederholt: „in materia reformationis heu modicum proficimus"; „heu sunt multae difficultates in materia reformationis"; „quia pauci sunt ibi, qui habent bonum zelum ad reformationem". Die von den Prälaten vorgeschlagene Form des Simonieverbotes wird von den „ambasiatores universitatum", „magistrorum" „doctorum in dignitatibus constitutorum et curatorum" (quos dicebat [nämlich der Redner der Partei] esse praelatos secundi status)[5]) als ungenügend bezeichnet. Sie bestehen deshalb unter

[1]) Monumenta conciliorum generalium saeculi XV (3 vol. Wien 1857–96) II, 677 ff., besonders 683: „materia vero haec quoniam maiores dietim suscipiebat difficultates."

[2]) Ebenda S. 683. [3]) Vom 4. Dezember 1433; vgl. M. C. II, 525.

[4]) Vgl. Haller II, 74. Item sacr. concilium dudum incepit laborare pro duobus decretis fiendis, unum pro extirpatione simoniacae pravitatis, aliud ad extirpandum concubinatum; sed quia Romana curia et totus status ecclesiasticus modo inveterati sunt his duobus malis, ideo difficulter reformandum est. S. 82.

[5]) So heißt es in den Vota doctorum quinque. M. C. II, 691.

Anrufung der weltlichen Fürsten auf der schärferen Fassung des Simonieverbotes.[1])

Selbst der Kardinallegat des Papstes und Präsident des Konzils, Jul. Caesarini, steht in sehr bemerkenswerter Weise auf der Seite des niederen Klerus und sieht ebenfalls in den Prälaten das Haupthindernis im Fortgang der Reform: „Maximum onus fratribus incumbere, si non intenderent ad reformationem praesertim super simoniam et concubinarios; etenim cum spectaret ad praelatos ex officio ista corrigere, rei essent omnium delictorum quae in universali ecclesia committerentur ob reformationis defectum."[2]) Ja, gegen diese reformverweigernden Prälaten macht er die drohende Haltung der Laien geltend mit den Worten: „et fortasse esset laicis occasio insurgendi contra clerum." In der sich nun über das Simonieverbot anschließenden Hauptdebatte wird die Simonie in den „vota" der Äbte und Doktoren[3]) als Habgier bezeichnet. Als aber die Taxenordnung immer wieder als eine „consuetudo" (welche habe „vim taciti pacti") von den Prälaten aufrechterhalten wird, da weisen die Magister und Doktoren unermüdlich auf das Evangelium hin mit den Worten: „gratis date quod gratis acceptum est",[4]) die Simonie sei „igne et gladio"[5]) auszurotten. Eindringlich wird wieder aus diesem Kreise des sog. 2. status auf die drohende Gefahr von seiten der Laien hingewiesen: „necesse erat ut prelati se ipsos iudicarent, laicis comminantibus: **nisi reformetis vos, nos reformabimus**".[6]) Als nun endlich gegen die schlimmste Form der verhaßten Abgaben an die Kurie, gegen die Annaten, „velut subitanea inspiratione consensus" der Hauptschlag[7]) durch ein Dekret, das Stöckel als „saluberrimum"[8]) bezeichnet, geführt war, da weiß dieser Mönch sofort wieder an seinen Abt von dem Widerspruch des Papstes, der Kardinäle und Prälaten innerhalb und außerhalb des Konzils zu berichten: „umb dasselb dekret de annatis ist unser hl. vater Papst Eugenius valde

[1]) Ebenda S. 683: „et si praelati non assentirent ut fieret decretum, quod fortasse contingeret illa praedicari ad principes saeculares . . . quomodo praelatis obsistentibus ne decretaretur impedimentum fieret."
[2]) Ebenda S. 684. [3]) Ebenda S. 688 f. [4]) Ebenda S. 691 und 693.
[5]) Ebenda S. 689. [6]) Ebenda S. 693. [7]) 9. Juni 1435; vgl. M. C. II, 801.
[8]) Haller a. a. O. S. 93.

amaricatus contra s. C. und sunder wider dominum legatum, auf den er alle schuld legt. Und episcopi, die extra concilium sind, die seiend auch fest wider das dekret und auch episcopi presentes in concilio, die kriminieren sich umb das dekret, das sie konsentiert haben und wär es nit gemacht, sicher es geschah hinfür nimmer." [1])

Aber die niederen Kleriker wollen eine Bulle an den Kaiser und die weltlichen Fürsten senden, daß sie „das dekret halten und beschirmen sollen". [2])

In dieser Beleuchtung wirken die Worte unserer Reformschrift: „die gaistlichen prälaten, die allermeist wider selige, hailige Ordnung sind, die lang vollendet wär, wo das sie es nit hinderten; aber die clainen rufent und schreyent got an umb hilf und umb ain gute ordnung", [3]) in der ganzen Wucht ihrer ursprünglichen Bedeutung. Aus derselben geistigen Atmosphäre stammen auch die Worte des Verfassers: „aller geprest ligt größlich an zwain stucken: an den gaistlichen ligt große Simony, ... dieselb hat allen gaistlichen stat vergift", und Gottes Meinung sei es: „gratis accepistis, gratis date: ir hands umbsuß besessen, so gebends auch umbsuß". Ebenso weiß der Verfasser beim Widerstand gegen seine Reform mit dem Schwerte und mit Gewalt zu drohen. Der erste Teil unserer Schrift, die Reform des geistlichen Standes, steht also in engem Zusammenhang mit den Vorgängen auf dem Baseler Konzil in den Jahren 1433/34. Der Verfasser konnte damals der Debatte über Simonie und Konkubinat beiwohnen, da er in dieser Zeit in Basel war, und zwar nahm er Partei für die Prälaten des sog. 2. status, für Magister, Doktoren, Pfarrer und den niederen Klerus, die bei der scharfen Durchführung der Reform nicht vor der Anrufung der weltlichen Fürsten, ja des Schwertes zurückschrecken und dabei auf die drohende Haltung der Laien hinweisen. Ja, den Präsidenten des Konzils, den Kardinallegaten Caesarini, sehen wir von demselben Geiste beseelt wie jene niederen Kleriker, Doktoren, Magister und Laien. Damit ist die Möglichkeit gefunden, daß ein Laie bei dem weiteren Widerstand der Prälaten

[1]) Ebenda S. 94. [2]) Ebenda S. 91. [3]) Vgl. andere Stellen oben S. XIV.

sich berufen fühlt, selbst ein Reformprogramm zu entwerfen und die gemeinen Christen, d. s. die Laien, auffordert, es sogar, wenn nötig, mit Gewalt durchzuführen. Denn die Laien drohten: „**nisi reformetis vos, nos reformabimus**“. Die Stimmung derselben Zeit am Baseler Konzil findet auch noch in anderer Weise in unserer Schrift einen kräftigen Widerhall.

In Joh. von Segobias offiziellem Bericht über die Konzilsverhandlungen wird einem in demselben Jahre 1433 entstandenen Streit zwischen Mendikanten und Kuraten solche Aufregung und Ausdehnung zugeschrieben, daß er als eines der zwei Haupthindernisse bezeichnet wird, die den Fortgang der Reform hemmten.[1]) Es handelte sich um die Abwehr von seiten der Pfarrer gegen die Übergriffe der Mendikantenorden in pfarramtliche Befugnisse. In diesem Streite stellte sich wieder die Partei der Prälaten des sog. 2. status, also Magister, Doktoren und niedere Kleriker, auf die Seite der Pfarrer und verlangte auch hier ein schärferes Vorgehen gegen die Bettelmönche.[2]) Auch Ulrich Stöckel weiß an seinen Abt davon zu berichten: „Item magna controversia orta est in sacro concilio inter curatos et religiosos mendicantes. Curati conqueruntur de mendicantibus, quod reträhunt populum a parochiis et quamvis ipse mendicantes habeant multos illuminatos et doctos viros in ordine suo, tamen ipsi mittunt ignaros eloquentes ad predicandum, qui praedicant scandalosa et erronea per quae ipsi simplices seducunt. Item dicti mendicantes tenent possessiones et propria in communi quod tamen videtur omnino repugnare mendicitati.“[3])

Durch diese letztere Anklage wegen Besitzanhäufung durch die Mendikanten mußten die Pfarrer sofort alle Laien, namentlich aber die Städtebürger, auf ihrer Seite haben. Wir wissen, wie sehr der Besitz der toten Hand überhaupt damals schon den Städten ein Dorn im Auge war. Klagt doch unser Verfasser selbst

[1]) Mon. conc. gen. (XV. saec. II, 683 und 700 ff.)

[2]) „visa forma quadam avisata decreti pro concordia murmurare multi, quia non tantum in curatorum favorem sicut arbitrabantur.“

[3]) Wie berechtigt diese Klagen waren, zeigt Binterim, Pragmatische Geschichte der Provinzial- und Diözesansynoden vom 4. bis 16. Jahrhundert VII, 247 f. und 284 f.

darüber: „die klöster hand das erdrich inne." Es begann damals bei den Laien die Revindikation von Besitz und Bildung. Diese Spannung zwischen Pfarrern und Bettelmönchen war nicht lokal auf Basel beschränkt, sondern in ganz Deutschland verbreitet, wie die Provinzial- und Diözesansynoden dies für jene Zeit zeigen: sie war aber auch nicht auf den Stand der Pfarrer beschränkt, sondern diese Abneigung gegen die Bettelorden teilten auch die Laien. Hören wir dazu den Laien und Biographen Sigmunds Eberhard Windecke[1]) zuerst. Den „Almosen" werden die schlimmsten Folgen zugeschrieben. „Dann die almusen doten den größten schaden und machten den größten krieg in allen deutschen landen." [2]) „Wann alle die kriege, die do warent in deutschen landen, das doten die almüsen." [3]) Der „gitikeit" [4]) (= avaritia, Habsucht) der Geistlichkeit und den „almüsen" der Mönche wird die Feindschaft zwischen Weltlichen, Laien und Geistlichen, der „Pfaffheit", der damaligen Zeit zugeschrieben, „daß es zu der zit zumole übel stunt zwischent den gaistlichen und den weltlichen." [5]) Ähnlich klagt der Berner Chronist Konrad Justinger schon 1419 „über den vielen Kummer, den die Stadt mit den Mönchen hatte". [6]) Auch unser Verfasser kennt die Streitpunkte zwischen Pfarrern und Bettelmönchen und schließt sich den Anträgen des Konzils zur Abwehr der mönchischen Übergriffe in das Pfarramt mit seinen Reformanträgen an.[7]) Diese Stellung könnte er auch als Pfarrer einnehmen. Er geht aber weiter. Nicht ist er Gegner des Mönchtums in ketzerischem Sinne; auch hat er keine besondere Abneigung gegen einen einzelnen Orden. Er tritt vielmehr wie die Laien damaliger Zeit in die Schranken gegen das Überwuchern des Mönchtums in Amt und Besitz im ganzen kirchlichen Organismus. Einheitlich für jede Stufe der hierarchischen Würde verlangt er bei der Wahl jedes Würdenträgers unermüdlich Ausschluß eines Ordensmannes mit der an Eberhard Windecke wörtlich anklingenden Begründung: „wann das hat uns den allergrößten

[1]) Vgl. W. Altmann, Eberh. Windeckes Denkwürdigkeiten. 1893.
[2]) Ebenda S. 380. [3]) Ebenda S. 387 und 398. [4]) „der verfluchten gritikeit". Ebenda S. 387. [5]) Ebenda S. 202 zum Jahre 1425. [6]) Studer, Konrad Justinger S. 286. [7]) Vgl. Deutsche Geschichtsblätter IV, 12 f.

schaden bracht, als es offenbar ist worden." Aus dieser Gegnerschaft des Verfassers erklärt sich aber auch umgekehrt wieder seine warme Parteinahme für die Pfarrgeistlichen,[1]) die eben, wie wir sahen, die heftigsten Gegner der Mendikanten damals waren und denen er als den Anhängern der Prälaten des sog. 2. status am Konzil nähergetreten war. Sie beweist also nichts für die Persönlichkeit des Verfassers, als sei er ein Pfarrer, sondern spricht, verglichen mit der Zeitlage, gerade für einen Laien. Aber noch ein anderer Grundgedanke unserer Schrift geht auf die Reformarbeit des Konzils in den Jahren 1434/35 zurück. Bevor man noch das Annatenverbot (9. Juni 1435), welches gegen die Simonie gerichtet war, auf das Drängen der deutschen Nation erlassen hatte, war ein Reformantrag derselben Nation durch den Vikar von Freising eingebracht worden, der die Entschädigung (provisio) für den Ausfall der Annaten beabsichtigte. Schon im Februar 1433 schlägt dieser vor, daß Papst und Kardinäle entschädigt werden sollen.[2]) In dieser Sache erfahrene Deputierte sollen untersuchen, „si patrimonium beati Petri eisdem pro sui status decencia ad huiusmodi onera supportanda sufficiat. Sin autem, provideatur eis per regna et provincias christianitatis." Da man sich aber über die Entschädigung nicht einigen konnte, so war Spielraum genug für Privatanträge gegeben.[3]) Unsern Verfasser beschäftigt ebenfalls diese Frage der Entschädigung lebhaft, und er löst sie nicht nur für den Papst und die Kardinäle, sondern für die ganze kirchliche Hierarchie. Zunächst schließt er sich dem Antrag der deutschen Nation an und hält das Einkommen aus dem patrimonium s. Petri, d. i. dem Kirchenstaat, hinreichend für Papst und Kardinäle, indem er den Ertrag desselben nach bestimmten Summen vorrechnet, und zwar soll ein Drittel der Summe dem Papste zur Verfügung gestellt werden und zwei Drittel für den Unterhalt der Kardinäle. Hat unserem Verfasser hier offenbar

[1]) Der charakteristische Gedanke in dieser Beziehung ist wohl: „es ist kein pfarrkirch so klein, sie ist würdiger als das allerhöchste kloster." Er paßt sehr wohl in eine Lobrede auf das Pfarramt gegenüber den Orden, deren gewiß viele in dem langwierigen Streite gehalten worden sind.

[2]) Haller I, 195 ff.

[3]) Vgl. dazu Deutsche Geschichtsblätter IV, 9 f. und 43 ff.

der Reformvorschlag des Andreas von Escabor,[1]) der auch diese Dreiteilung der Einkünfte des Kirchenstaates für Papst und Kardinäle vorbringt, vorgelegen, so schreitet er, von diesem Gedanken angeregt, weiter auf dieser Linie fort und fordert für alle Glieder der Hierarchie bis herab zum Pfarrer und Bettelmönch fixe Besoldung. Diese soll gewonnen werden aus den Erträgen des Kirchengutes, das aber nicht von Geistlichen, sondern von Kirchenpflegern unter Rechenschaftsablage verwaltet werden soll. Die Einkünfte aus Amtsfunktionen, also die Taxen und Gebühren, sollen größtenteils wegfallen oder beschränkt werden. Ebenso sollen alle Gerechtigkeiten auf Kirchengüter abgelöst werden und die Ablösungssumme zum Einnahmefonds geschlagen werden. Das sind alles Gedanken, die, auf einen Geistlichen gedeutet, revolutionär klingen, aber, im Geiste des mittelalterlichen Städtebürgertums betrachtet, sind sie selbstverständlich. In seiner Verwaltung ist es ja dem modernen Staatsbürgertum vorbildlich gewesen. Der Verfasser erläutert hier Gedanken und Vorschläge der Baseler Konzilsarbeit – dazu war er sogar offiziell berechtigt, wie wir unten sehen werden – in seinem, d. i. städtebürgerlichem, Gedankenkreise. Er kommt dabei zu so neuen, eigenartigen, ja fast modern anmutenden Reformvorschlägen, daß sie nur einen Laien und Städtebürger zum Verfasser haben können.

Unsere Untersuchung hat uns bisher in eine ganz bestimmte Richtung geführt. Unsere Schrift hat, wie sie ja selbst angibt, Vorlagen für den ersten Teil über die Reform des geistlichen Standes gehabt, die auf den Stand der Reformarbeit des Baseler Konzils namentlich der Jahre 1434/35 hinweisen.

### b) Kirchenpolitisches Milieu.

Das Jahr 1434/35 bedeutet aber nicht nur den Höhepunkt der Konzilsarbeit zu Basel, sondern auch einen Wendepunkt der ganzen Reformbewegung des 15. Jahrhunderts. Das Jahr 1435 ist nicht etwa deshalb ein Wendepunkt, weil die Annaten und andere Taxen des Papstes abgeschafft wurden[2]) – hatte bei diesem Abstrich am päpstlichen Etat ja auch die gemäßigte Partei, an

[1]) Vgl. ebenda S. 49.
[2]) Wie G. Voigt, Enea Silvio I, 77 meint.

ihrer Spitze der Präsident des Konzils, Cesarini, mitgewirkt – den Wendepunkt bildete vielmehr der Beschluß der 15. Sitzung, der auch Sigmund persönlich beigewohnt hatte, nämlich der über die regelmäßige Wiederkehr der Provinzial- und Diözesansynoden zum Zwecke der Erneuerung kirchlicher Disziplin. Da sich nämlich am Konzil die demokratisch-radikalen Elemente unterdessen mehrten und somit die Fortschrittspartei die Reformen auf immer radikalere Bahnen trieb, schob die gemäßigte Partei die ganze noch übrige Reform, namentlich die „reformatio in membris", auf die niederen Instanzen der Kirche, auf die Provinzial- und Diözesansynoden von sich ab. Es trat in diesen Reihen das Bedürfnis nach Ruhe in der Schaffung neuer Reformdekrete ein. Diesem Gefühle gab selbst der reformfreundliche Präsident des Konzils, Cesarini, einem Bevollmächtigten des Kaisers gegenüber, der auf weitere Reformen drängte, deutlichen Ausdruck, indem er sagte: „notum omnibus fore desiderium suum ad reformationem ... sed optabat (fährt der Berichterstatter Joh. von Segobia über Cesarini fort) realem reformationem plus quam verbalem."[1]) Ein so besonnener Mann wie Cesarini hielt den Augenblick für günstig, die durch die heilsamen Dekrete der letzten Zeit (1434 und 1435) gewonnenen Reformen nun auch ins praktische Leben überzuführen, bevor der Glutwind des von Tag zu Tag wachsenden Radikalismus am Konzil auch das Erworbene zerstörte. Diese kluge Gesinnung Cesarinis teilten noch andere Reformfreunde wie z. B. Johannes Nieder, der damals forderte, eifrig Klöster und Gemeinden zu reformieren; denn „de totali reformatione ecclesiae ad praesens et propinqua futura tempora nullam penitus spem habeo".[2]) In der Tat, bald darauf wurden viele Reformsynoden in Übereinstimmung mit den Beschlüssen zu Basel in Diözesen und Provinzen abgehalten. Damit war theoretisch ausgesprochen und praktisch betätigt, daß man mit der gewonnenen Reform des Generalkonzils sich begnügen müsse, daß man nicht eher an dem Reformgebäude weiter bauen dürfe, als bis die beschlossenen Reformdekrete gesichert, das heißt ins Leben übergeführt seien. An dieser Aufgabe sollen sich die Glieder der Kirche selbst be-

[1]) Monumenta Conc. gen. II, 915. [2]) v. d. Hardt I, 168.

teiligen, Partikularsynoden, Klosterkapitel, ja selbst die Gemeinden. Es war somit der Strom der Reformbewegung auf den Generalkonzilien in viele kleine Abflüsse von Einzelreformen der niederen Instanzen auf Partikularkonzilien der Provinzen und Diözesen abgelenkt. Der Wechsel, der sich bald darauf in der Präsidentschaft des Konzils zu Basel dadurch vollzog, daß an die Stelle Cesarinis der Kardinal d'Allemand trat, spiegelte getreu die Kursänderung der Majoritätspartei zur schärferen Opposition gegen das Papsttum wieder. Das Konzil trieb zum kirchlichen Verfassungskonflikt, dem der kirchenpolitische, die Neutralität vom Jahre 1438 folgte. Aber der Gedanke blieb bei allen Bestrebungen der nächsten Jahre auf dem kirchenpolitischen Gebiete bei einzelnen Nationen wie Territorien lebendig, die bis zum Jahre 1435 gewonnenen Reformdekrete einzeln und selbständig ins Leben überzuführen.

War das absolute Papsttum an sich schon dem Konzil gegenüber, dem Träger des Parlamentarismus, der mit dem Dekret „Frequens" in die Kirchenverfassung eingedrungen war, sehr mißtrauisch, so mußte es erst recht unter der Herrschaft der seit 1435 zum offenen Bruch treibenden Oppositionspartei zu Basel zum schweren Konflikt zwischen beiden Faktoren kommen.[1]) Das Konzil prozessierte gegen den Papst, letzterer verlegte die Versammlung nach Ferrara. Der Kampf hatte seinen Höhepunkt erreicht, als Kaiser Sigmund am 9. Dezember 1437 starb. Noch vor seinem Ende hatte er seine Rolle ausgespielt. Papst Eugen IV. hatte schon längst erkannt, daß die Entscheidung über die Stellung des Deutschen Reiches zu den streitenden Parteien in den Händen der Kurfürsten und Fürsten lag. Die Beilegung des Streites betrachteten diese denn auch als ihre eigenste Sache.[2]) Denn nach ihrem Wortführer, dem Rechtsgelehrten Gregor Heimburg, hat „ihnen die Gewalt beider Schwerter geistliche und weltliche Ehren verliehen". Von der Haltung der Fürsten versprach sich deshalb derselbe Rechtsdoktor sehr viel; denn „wollen alle fürsten darauf bleiben, als sie offenbarlich zugesagt haben, so volget alle christenheit".[3])

[1]) Vgl. für das Folgende meinen Aufsatz: Der kirchliche Verfassungskonflikt vom Jahre 1438/39 und die sog. Reformation des Kaisers Sigmund im N. A. f. ä. d. G. XXXII.

[2]) Joachimsohn, Gregor Heimburg, S. 21. [3]) Ebenda S. 64.

Wie verhielten sich nun die Fürsten in diesem Streit zwischen Konzil und Papst?

Noch kurz vor dem Tode Sigmunds gaben sie auf einem Kurfürstentag zu Frankfurt ihre Stellung in der Kirchensache kund (4. Nov. 1437), indem sie verlangten, daß das Konzil von Prozessen gegen den Papst und der Papst von der Verlegung des Konzils abstehen und dieser ohne allen Vorbehalt die Reformdekrete (gemeint sind die vom Jahre 1434/35)[1] anerkennen soll. Damit sollten wiederum aus dem leidenschaftlichen Kampf des Konzils, der die Frucht der Jahre 1434 und 1435 zu vernichten drohte, die Reformdekrete gesichert werden. Ihre Rettung aus den aufgeregten Fluten galt überhaupt als das höchste Ziel der Kirchenpolitik jener Tage nach Sigmunds Tod. Auf welche Weise dies geschehen sollte, zeigen die weiteren Verhandlungen der Kurfürsten in dem Kirchenstreit.

Vor allem erklärten die Kurfürsten am 17. März 1438 am Tage vor der Königswahl sich neutral, also vor einem sehr wichtigen Augenblick, offenbar um noch frei in der Kirchenpolitik handeln zu können, ja um dem neuzuwählenden König die kirchenpolitische Bahn ebenfalls zu weisen. In der Urkunde darüber heißt es, sie „wollten in dem Streit zwischen Papst und Konzil, das am 24. Januar 1438 Eugen IV. suspendiert hatte, keinem von beiden Teilen zufallen; für den Zeitraum von 6 Monaten erklärten sie zugleich die Gebote der einen oder der anderen Partei in ihren Landen für kraftlos".[2] Damit schufen die Kurfürsten einen kirchenpolitischen exlex-Zustand; dem kirchlichen Verfassungskonflikt folgte der kirchenpolitische. Schon die Zeitgenossen nannten die Neutralitätserklärung einen Staatsstreich.[3] Der Zweck dieser Neutralität sollte darin bestehen, daß die Kurfürsten selbst das Steuer der geistlichen Herrschaft in ihren Diözesen und Territorien in die Hand nahmen, um die bekannten Reformdekrete in ihren Ländern durchzuführen. Dieselbe Absicht hat auch ein anderer Vorschlag dieser Tage: die Fürsten sollen die Reformdekrete

[1] Ebenda S. 50.

[2] Ebenda S. 46 f. Text bei Bachmann, Archiv für österreichische Geschichte LXXV, 21[3].

[3] Binterim, Pragmatische Geschichte a. a. O. VII, 171.

(gemeint die von 1434/35) sofort selbständig annehmen; zu ihrer Aufrechterhaltung sollen sie sich verbinden und gegen etwaige Zensuren von Papst und Konzil in gemeinsamer Appellation Verwahrung einlegen.[1]) Hinter allen diesen Plänen aber staken die Gelehrten der deutschen Nation zu Basel,[2]) die sich ganz von den Franzosen leiten ließen.[3]) „Es ist die Tätigkeit der Gelehrten, die unstreitig mehr als politische Erwägungen die Neutralität in ihrer eigentümlichen Form geschaffen hat.“[4]) Auch an dem ganzen weiteren Verlauf der kirchenpolitischen Bewegung ist der Anteil der Gelehrten deutlich zu erkennen. Namentlich sind es die humanistisch gebildeten Rechtsbeistände der Fürsten, Gregor Heimburg und Joh. von Lysura, die das Landesfürstentum nach dem Vorbilde des antiken Staates die ersten Gehversuche auf dem Gebiete des Landeskirchentums lehrten.

Die nächste Folge der Neutralität war ein neues Schisma in Deutschland, zwar vorläufig nicht das zwischen zwei Päpsten, aber das zwischen Anhängern der Neutralität und denen des Konzils. Aventin sagt darüber in seiner Chronik:[5]) „Und war aber eine große zwietracht in der christenheit, ... die theologi, so sich doktores der hl. schrift nennen, überall in den hohen schulen Bononi, Wien, Erdfurt, Münich und ander, die rieten überall den fürsten, geistliche und weltliche, warn mit dem konzilio, sagten, das konzili wär die recht christlich kirchen, hat den hl. geist ... Aber die stend des Reichs, geistlich, weltlich, aus rat der verstendigen der rechten und alten geschichten .... hielten neutralitatem.“

Einerseits wird hiermit unzweideutig auf die humanistisch gebildeten Räte der Fürsten als die Urheber der Neutralität hingewiesen, andererseits auf die damaligen zwei Parteien innerhalb der deutschen Kirche. Die eine steht auf der Seite des Konzils, nämlich die Theologiedoktoren, wozu wir oben noch die Pfarrer und Laien rechnen mußten. Sie sind seine unbedingten Anhänger. Auf der anderen Seite stehen die Fürsten und deren Ratgeber, die Gelehrten. Sie entziehen sich der Obödienz des Konzils, um selbständig in ihren Territorien zu reformieren. In diesem

[1]) Joachimsohn, a. a. O. S. 55. [2]) Ebenda S. 51. [3]) S. 49. [4]) S. 51. [5]) Werke V, 571.

Vorhaben diente ihnen das Beispiel der Franzosen als Vorbild. Es hatte nämlich der französische König am 7. Juni 1438 die wichtigsten Reformdekrete der Jahre 1434/35 auf der Nationalsynode zu Bourges angenommen.[1]) Eine solche „pragmatische Sanktion" wünschten sich auch die Deutschen. So war mit dem genannten Schritt der Franzosen die kosmopolitische Idee einer Reform der Gesamtkirche ebenfalls zerfallen in ihre nationalen Faktoren. In Deutschland sollte sie sich sogar gemäß der politischen Zerrissenheit des Reichs und der Selbständigkeit der einzelnen Territorien in ihre territorialen Faktoren zersplittern. Denn schon damals, als der Papst sich freiwillig erbot, Verhandlungen über die gravamina der deutschen Nation zu führen, um einer pragmatischen Sanktion der Deutschen zu entgehen, wurde ihm von den Fürsten in dem Abschied des Nürnberger Reichstages vom 19. Oktober 1438 entgegengehalten, daß die gravamina landschaftlich verschieden seien.[2]) So rief denn auch das bereits nach den wichtigen Konzilsbeschlüssen der Jahre 1434/35 oben erkannte Bedürfnis nach Verwirklichung der wichtigen Reformbeschlüsse dieser Jahre einen neuen kirchenpolitischen Akt auf dem Mainzer Reichstag vom 26. März 1439 nach dem Vorgange Frankreichs ins Leben: das instrumentum acceptationis.[3]) Das Wichtigste an dieser Urkunde sind in unserem Zusammenhang ihre Ausführungsbestimmungen, die lauten: „Wir, die Gesandten des Königs etc., nehmen die Dekrete des hl. Baseler Konzils mit aller Verehrung an, aber mit dem Vorbehalt einiger **Erläuterungen, Veränderungen und Einschränkungen,** wie sie für unsere deutsche Nation **und für das Gebiet jedes einzelnen** von uns passen, und die seinerzeit genannt und vom hl. Konzil bestätigt werden sollen."[4]) Dazu wird die Neutralität verlängert und die Dekrete

[1]) Ordonnances des rois de France XIII, 267.

[2]) Joachimsohn S. 60, Anm. 2. Abschied gedruckt bei Bachmann, Archiv f. öst. Gesch. LXXV, 208.

[3]) Abgedruckt bei Koch, Sanctio pragmatica Germanorum, Argentorati 1789. S. 105–171.

[4]) Übersetzung nach Hefele, Konziliengeschichte VII, 561. Der Urtext lautet nach Koch (S. 108): „salvis tamen in quibusdam ex iis **declarationibus modificationibus ac limitationibus,** nostrae Germanicae nationi ac cuilibet nostrum singulariter in suis provinciis, dioecesibus, seu territoriis congruentibus et accomodatis, factis et fiendis suis loco et tempore opportunis exprimendis ac per sacrum conciliis decretandis".

werden aufgeführt, die von den Fürsten akzeptiert werden sollen. Es sind die vom Jahre 1433 in Gegenwart Kaiser Sigmunds beschlossenen sowie die wichtigen Beschlüsse über Simonie vom Jahre 1434/35. In dieser Urkunde ist die Etablierung der Landeskirche in nackten Worten ausgesprochen, wenn auch nur für eine bestimmte Frist und unter der Aussicht auf spätere Bestätigung durch das Konzil, also gleichsam unter der Aussicht auf Indemnität. Damit war der von den humanistisch gebildeten, d. h. vom römischen Rechte beeinflußten Rechtsbeiständen der Fürsten geplante Schritt zur Kirchenhoheit der Territorien geschehen. Die heilsamen Dekrete des Generalkonzils zu Basel der Jahre 1433/35 sollten nun durch die Einzelkanäle der Partikularkonzilien in die deutschen Landschaften übergehen, mit Einschränkungen, Erläuterungen und Veränderungen versehen, wie sie die landschaftliche Verschiedenheit eines jeden Territoriums forderte. „Es war ihnen eine ungewohnte Lust, den Papst in ihren Territorien zu spielen.“[1])

Allein nur der Fürstenstand ging gestärkt aus dem kirchenpolitischen Kampf hervor, ihm fiel ein neuer Gewinn zu in der Richtung nach immer größerer Zentralisation. Am meisten von ihm bedroht ist ohnehin in dem ganzen 15. Jahrhundert der Stand der Reichsstädte.[2]) Ihre Haltung ist in diesem kirchenpolitischen Verfassungskonflikt für unsere Betrachtung sehr wichtig.

Die Neutralitätserklärung vom 17. März 1438 wurde auch an die Reichsstädte gesendet.[3]) Doch hielten sie sich gänzlich fern, und zwar gerade der Neutralität wegen, von deren Annahme sie sich übler Folgen für die eigene Rechtssphäre versahen; denn schon die ersten Anläufe der Kurfürsten, die Neutralität für die Vermehrung ihrer gerichtsherrlichen Befugnisse zu verwerten, rief den Widerwillen und Widerstand der kleineren Reichsstände, des niederen Klerus und besonders auch der stets mißtrauischen Reichsstädte wach.[4]) Dasselbe ist in der wich-

[1]) Vgl. Mathias Döring bei Riedel, Codex diplomaticus Brandenburgensis. Hauptteil IV, 217.

[2]) Vgl. H. Keussen, Die politische Stellung der Reichsstädte mit besonderer Berücksichtigung ihrer Reichsstandschaft unter König Friedrich III., 1440—1457, S. 8.

[3]) Vgl. Binterim VII, 167.

[4]) Vgl. Bachmann, Die deutschen Könige und die kurfürstliche Neutralität 1438—1447, S. 48 u. 73.

tigen Kundgebung eines zeitgenössischen Chronisten ausgesprochen, der sagt, daß die Städte die Neutralität verworfen hätten, „dadurch die Erzbischöfe und Bischöfe in deutschen Landen, die dann der protestation (= neutralität) anhiengen, vermeinten mächtig zu werden, . . . und **arme priesterschaft und sust laien** in ihren Rechten unterdrückt würden.“[1]) Es ist also hiermit dieselbe kirchenpolitische Parteikonstellation gekennzeichnet, wie wir sie schon bei der oben erwähnten Reformarbeit zu Basel kennen gelernt haben. Die Theologiedoktoren, der niedere Klerus mit den Laien, und zwar den Reichsstädtern, streben mit allem Ernste eine durchgreifende Reform an, gegen die sich der Papst und die Prälaten „sperren“. Dieselbe Partei des sog. zweiten status der Kirche mit den Laien im Hintergrund hält dann später wiederum treu zum Konzil und verwirft die Neutralität der Prälaten (Bischöfe und Erzbischöfe) und weltlichen Fürsten, als das Werk der Rechtsdoktoren, die damit einen Vorstoß auch gegen die Selbständigkeit und Freiheit der Reichsstädte planen. So finden wir auch jetzt bei dem letzten kirchenpolitischen Akt der Akzeptation vom Mainzer Reichstag die Städte mit dem niederen Klerus abseits stehen. Und doch ist auch diese Bewegung nicht spurlos an den Reichsstädten vorübergegangen. Ein der Akzeptationsurkunde paralleles Aktionsprogramm haben wir in der sog. Reformation des Kaisers Sigmund entdeckt.

Dieselbe Machtvollkommenheit, die sich die Fürsten in jenen Tagen des Kirchenstreites durch den Mund Gregor Heimburgs beilegten, schreibt unser Verfasser auch den Reichsstädten zu: „Ir wirdigen reichstett, so man alle die welt rechnet, so sind ir doch die glider, die an göttlichem recht nit weichen sollent, ir habt eure freiheit von der christenheit, ir sind des heylichen glaubens schirmer und recht vogt.“ Er tritt an vielen Stellen der Schrift als ihr Wortführer auf, erwartet alles Heil von ihnen und verherrlicht ihre Bedeutung in überschwenglichem Lob. Unser Verfasser stellt sich unzweideutig auf die Seite des niederen Klerus und mit diesem auf die Seite des Konzils mit Worten, die den oben angeführten gleichlauten. Er

[1]) Städtechroniken III, 379.

spricht deshalb mit Haß von den Gelehrten, den Schöpfern der Neutralität: „Es stand auf die einfeltigen und kleinen und begreiffen den himel, aber die gelerten und weysen gand zur helle“ (vgl. oben und N. A. f. ä. d. G. XXXII). Er weist die Vergewaltigung der Städte durch die Neutralität der Fürsten weit von sich, er nennt sie ein „unrecht“, indem er sagt: „die hohen häupter sind nit ze ermanen, wan sie hand das unrecht in mit gewalt. Der hochwirdig statt (Kaisertum) ist abgezogen dem reich von den kurfürsten, daß unser reich krank, plöd und swach ist.“ „Darumb sind ermahnt des ersten all ir edlen reichstett, wenn das haupt ist ze krank, die geistlichen und weltlichen häupter land fallen, was in von gott empfohlen ist; wenn die schlieffen und nit wacheten, so wär die christenheit gots . . . entfremt, darum niemand zu ermahnen ist als die reichstett.“ Zugleich wird in den letzten Worten („die geistlichen und weltlichen häupter“ usw.) auf die Unfruchtbarkeit eines weiteren Festhaltens der Fürsten an der Neutralität hingewiesen; denn sie verhinderte es, daß mit Hilfe eines der Machtfaktoren der Kirche, mit dem Papst oder Konzil, die Akzeptation auch eine rechtsgültige, eine dauernde für Deutschland wurde. Denn „geradezu unermeßlich“, meint der beste Kenner der Neutralität,[1]) „war der Nachteil, den die Nation, auch die ganze Kirche erlitten, indem die Deutschen, statt die Reformdekrete von Basel sich zu erwerben und sie gegen das zuletzt siegreiche Papsttum zu sichern, ihrer jahrelangen unfruchtbaren Neutralität nachgingen, deren Beseitigung hinterher nicht etwa Rom, sondern Deutschland mit seiner Verzichtleistung eben auf das Wesentlichste der bisherigen Reformen aufs Teuerste bezahlte.“ Das geschah bei der Abschließung der Aschaffenburger Konkordate, wodurch die ganze Bewegung zum Stillstand kam. Wie unser Verfasser, wie wir oben gesehen haben, schon im Hinblick auf die Ereignisse des Jahres 1433/34 gegen die reformweigernden Prälaten zu Felde zog, so ruft er jetzt in Anbetracht der Neutralität der Fürsten und ihrer Gelehrten, durch welche eine endgültige und dauernde Reform verhindert war, die Reichsstädte auf, unter Anschluß an

[1]) Bachmann a. a. O. S. 66.

das Konzil die Reform wenigstens für die Städte durchzuführen. „Wenn die großen schlafen, so müssent die kleinen wachen, daß es doch ye gan muß." „Die prälaten, kardinal und bischof mit den hohen häuptern sind blind worden . . . darum sein wir die gemeinen ermahnt," die Reform durchzuführen. Aber der Verfasser meint keine andere Reform als die der Jahre 1433/34. Das sind aber diejenigen, die im Jahre 1439 akzeptiert worden sind.

In dieser Annahme werden wir durch weitere unwiderlegbare Zeugnisse bestärkt. Unser Verfasser kennt nämlich die Akzeptationsurkunde, erwähnt sie, er macht ihre Ausführungsbestimmungen sich zu eigen, ja diese sind es gerade, die dem Verfasser das offizielle Recht geben, auch seinerseits für das Territorium der Stadt die genannten Reformdekrete zu akzeptieren. So sagt er: „Nun tuen wir aber ze wissen, daß wir mit hohen wysen dyse urkunde, als sy an ir selbs beschehen ist, **erläutert** haben und finden darin, das warlich gottes manung ist, das wirt nun von stück zu stück **erläutert** zu einem rechten bekennen bracht."[1]) Des Verfassers Tätigkeit des „Erläuterns" hat man seither ganz übersehen. Sie ist aber, wie wir oben sahen, von der Akzeptationsurkunde für die Aneignung der Reformdekrete durch die Territorien den einzelnen Landschaften offiziell zugestanden.[2]) Das Erläutern ist überhaupt ein Schlagwort der ganzen kirchenpolitischen Bewegung vom Jahre 1439 ab geblieben. Kaiser Friedrich III. gebrauchte es noch in der Instruktion für seine Gesandten zum Reichstag in Mainz 1441.[3]) Der Verfasser macht also von diesem offiziell zugestandenen Recht in seiner Schrift Gebrauch, und zwar einen ausgiebigen. Auch gesteht er dasselbe Recht jedem anderen zu, indem er sagt: „Wär auch jemand also weis, der dehain stück in der ordnung gepessren mocht nach **jegliches landes gelegenhait** . . ., dem soll es pillich vergunstet sein." Also auch auf die in der Akzeptationsurkunde berücksichtigte landschaftliche Verschiedenheit wird vom Verfasser Bezug genommen. Nach dieser unzweideutigen Über-

[1]) Vgl. unten.
[2]) Erläuterungen, Einschränkungen und Veränderungen Vgl. S. XXVI.
[3]) Bachmann S. 79.

einstimmung zwischen den Worten des Verfassers und den Ausführungsbestimmungen der Akzeptationsurkunde und auch bei dem sonstigen, oben festgestellten Gedankenparallelismus zwischen unserer Schrift und der ganzen kirchenpolitischen Bewegung dieser Tage müssen wir feststellen, daß unserer Reformschrift diese Urkunde zugrunde liegt. Sie müßte dann auch eine Übersetzung der akzeptierten Reformdekrete sein, freilich mit dem von der genannten Urkunde selbst zugestandenen Vorbehalt von Erläuterungen, Einschränkungen und Veränderungen. In der Tat, der Verfasser sagt selbst, daß seine Schrift eine Übersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche sei.[1]) Dazu hat er die Reformdekrete von seinem Standpunkte aus und zu seinem Zwecke erläutert, wie er selbst wiederholt betont, wohl auch geändert und eingeschränkt. So sind denn seine Reformvorschläge keine wörtlichen Übersetzungen, sie brauchen es auch gar nicht zu sein, ganz abgesehen davon, daß seine Übersetzerkunst schlecht war,[2]) sondern sachliche Anleihen aus der Akzeptationsurkunde.[3]) Einige sind von Erläuterungen bis zur Unkenntlichkeit überwuchert,[4]) andere fehlen,[5]) weil sie ihm vom weltlichen Standpunkt des Reichsstädters aus nicht recht lagen. Er hat ja das Recht der Urkunde sich angeeignet, nach „yeglichen Landes gelegenheit" einzuschränken und zu verbessern. Auf diesem subjektiven Spielraum, den die Akzeptationsurkunde selbst gestattet, ist deshalb auch am ehesten mit Erfolg nach der Person des Verfassers zu suchen. Die Erläuterungen des Verfassers zeigen ihn deutlich im Lichte eines Städtebürgers;[6]) ja der größte Teil der Erläuterungen, der die ganze zweite Hälfte der Reformschrift, nämlich die Reform des weltlichen Standes, umfaßt, ist durchaus

[1]) Siehe unten. [2]) Vgl. Deutsche Geschichtsblätter VII, 241 f.

[3]) Ausführlicheres bringt N. A. f. ä. d. G. XXXII, 3. Heft, 740ff. So ist das Dekret benutzt über die regelmäßige Abhaltung von Provinzial- und Diözesansynoden (vgl. Würdtwein, Subsidia diplomatica VII, 351), de annatis (ebenda S. 366), de pignorantibus cultum divinum (S. 373), de numero et qualitate cardinalium (S. 375), de electionibus (S. 382), de reservationibus (S. 384), de collationibus beneficiorum (S. 386) und qualificationes et ordo (S. 391 f.).

[4]) Z. B. das Dekret de concubinariis (ebenda S. 361), de interdictis non leviter ponendis (S. 365).

[5]) Z. B. super modo communionis (Würdtwein, S. 385), oder de tenentibus capitula tempore missae maioris (S. 374) u. a. Vgl. N. A. XXXII, 742.

[6]) Einzelheiten in dem Abschnitt: Einzelzüge des Verfassers und namentlich in vielen Anmerkungen unter dem Texte der Schrift.

städtebürgerlicher Natur.[1]) Es ist also unsere Schrift gar keine Flugschrift, geschweige denn eine „Brandschrift“ oder sonstige Kundgebung eines radikalen Geistlichen, **sondern ein für alle Reichsstädte gemeinsames und der Akzeptationsakte paralleles Aktionsprogramm,** nur mit dem Unterschied, daß es von privater Seite ausgeht,[2]) und zwar von einem Reichsstädter. Denn die Neutralität wird verworfen, und die kirchlichen und reichsstädtischen Reformen sollen im Einverständnis mit Konzil und Städtetagen[3]) durchgeführt werden. Unsere Schrift gibt sich zwar offiziell; unter Androhung schwerer Strafen fordert sie auf, sie durch Abschriften zu vervielfältigen,[4]) die Überbringer derselben nach städtischem Brauche zu schützen und zu versorgen; auch die Nichtbeachtung einzelner Reformen belegt sie mit schweren Strafen. Sie hat aber trotzdem nie offizielle Bedeutung erlangt. Das lag an den Verhältnissen. Die von den Kurfürsten geschaffene Neutralität konnte ihrer Natur nach nur ein Provisorium sein. Somit hatte auch das innerhalb der neutralen Zeit Geschaffene, die Akzeptation, keinen Bestand. Die kirchenpolitische Lage änderte sich rasch, als der neue Erzbischof von Trier der Politik der Gelehrten den Abschied gab. Durch ihren Doktrinarismus war die deutsche Nation in die Neutralität festgefahren. Es begann mit der Auflösung der Neutralität und bei der nun folgenden Unterwerfung unter die Obödienz des Papstes ein Wettlauf in den Reihen der Fürsten. Der Preis dafür war ihr Verzicht auf die akzeptierten Reformdekrete; der Papst gelangte nun wieder durch die Fürstenkonkordate (1447) mit ihnen zu einem Einverständnis. Dabei wurde nur auf das eine Bedürfnis der deutschen Nation, das sich schon seit 1434 in der Reform-

[1]) Das zeigen schon die Kapitelüberschriften, nur acht sind nicht reichsstädtischer Natur; vgl. „Deutsche Geschichtsblätter“ IV, 195. Daß er den weltlichen Stand überhaupt in seine Schrift hineinzog, beruht auf einer weiteren Abhängigkeit unserer Schrift; vgl. unten.

[2]) Denn ein städtischer Auftrag ist urkundlich noch nicht festgestellt; es scheint auch bestimmt ein solcher nicht vorzuliegen: das geht aus prophetischen und legendären Stellen der Schrift hervor. Siehe unten.

[3]) Damit ist auch die nachträgliche Bestätigung durch ein Konzil, wie die Akzeptationsurkunde es verheißt, vom Verfasser herübergenommen, aber charakteristischerweise sind auch die Städtetage hinzugezogen.

[4]) Vgl. unten S. 11.

bewegung geltend gemacht hatte, scheinbar Rücksicht genommen, auf die landschaftliche Verschiedenheit der Beschwerden. Damit hatte das Papsttum geschickt auf den Partikularismus der deutschen Fürsten spekuliert, der ja die Neutralität verschuldete, d. h. die gesamte Nation an einem entschiedenen Schritt zur Übernahme der bereits vom Konzil beschlossenen Reformdekrete en bloc verhindert hatte. Wie ganz anders der städtebürgerliche Verfasser unserer Schrift! Er fordert zum frisch-fröhlichen Draufschlagen auf, wenn sich die Häupter, die Gewaltigen und ihr gelehrter Anhang „sperren", der Nation die langersehnte Reform zuteil werden zu lassen.

Er verurteilt bereits die Neutralität als ein Unrecht an der Nation. Es erwacht in ihm der alte städtebürgerliche Geist der Selbsthilfe, der sich auf dem politischen Gebiete gegen eine Welt von Feinden, gegen den Feudalismus so lange zu behaupten gewußt hat. Aber seine Schrift teilt das Schicksal der Bestrebungen, denen sie ihren Ursprung verdankt. Mit der Verabschiedung der Politik der Gelehrten, mit dem Aufgeben der Neutralität, mit dem Scheitern des Versuchs, die ersten Schritte auf dem Gebiete des Landeskirchentums zum Nachteil der freien Reichsstädter zu tun, fällt auch die kirchenpolitische Spannung weg, aus der unsere Schrift die Kraft der Forderung gewonnen hatte. Sie sank vollständig auf den Charakter einer privaten Kundgebung zurück, so daß ihr Ursprung in der Folgezeit bald ganz vergessen wurde und sie so Veranlassung zu gänzlicher Mißdeutung gab.

### c) Politisches Milieu.

Aus dem soeben erkannten Zusammenhange unserer Schrift mit den Reformbeschlüssen des Jahres 1433, die in Gegenwart des Kaisers Sigmund und des Verfassers selbst in der glanzvollsten Periode der Tagung des Baseler Konzils gefaßt worden sind und die dann mit denen des Jahres 1434/35 von den deutschen Fürsten akzeptiert wurden, läßt es sich schon verstehen, daß unsere Schrift als im Namen Sigmunds verfaßt ausgegeben werden konnte. Unter dem Drucke der Kirchenpolitik der Kurfürsten, gegen die sich der Haß unseres Verfassers als eines Städtebürgers wendet, ist hier ein für die Reichsstädte gemeinsames Reformprogramm

entworfen. Aber auch die weltliche Politik der Kurfürsten unter Sigmund und namentlich die politische Lage bei und nach dem Tode dieses Kaisers mußten den Verfasser zu gleicher Erbitterung gegen die „hohen häupter“ treiben und ihn dazu berechtigen, unter der Parole des Kaisers Sigmund alle freien Reichsstädte zu einer Politik der Sammlung gegen den feudalen Fürstenstand aufzurufen. Gerade in den Tagen des kirchenpolitischen Kampfes war das Gefühl der Bedrohung, das im ganzen 15. Jahrhundert in der Politik zwischen Reichsstädten und Fürsten vorherrschte, aufs höchste gespannt. Diese politische Spannung zwischen Reichsstädten und Fürsten spiegelt sich im zweiten Teile der Schrift über die weltliche Reform. Bei dem Versuche Sigmunds auf dem Gebiete der Reichsreform trat nämlich diese deutlich zutage. Zunächst finden diese lahmen Reformversuche selbst einen ebenso schwachen Niederschlag in unserer Schrift.

Zu den Vorschlägen über die Reichsreform gehören die wenigen Kapitel: „von zwing und benne nach kaiserlichen rechten, von dem ritterlichen statt, von dem gericht und recht sprechen umb eigen und erb, man soll niemand bannen umb geltschuld, es sollent sein 4 vikari des reichs, daß man fried mach, daß eine jede reichstatt mag burger aufnehmen, und von der muntz.“ Unsere Schrift knüpft an die Reformbestrebungen Sigmunds schon auf dem Preßburger Reichstag vom Jahre 1429 an, den sie selbst erwähnt.

Abgesehen von mannigfachen Übereinstimmungen der Gedanken in unserer Schrift mit der Rede Sigmunds, die er damals nach dem Regensburger Gesandtschaftsberichte hielt, kann sie geradezu als die Verwirklichung des von ihm geäußerten sehr bemerkenswerten Planes gelten, der lautet: „er wolt auch seiner Begerung gern ein geschrift machen lassen und ihnen die weisen und daß sie die gepesserten, wenn dessen not wär, und daß sie also von ihm geweitt (= ausgebreitet) würd und darauf zugeschrieben, dem also nachzugehn.“ [1])

Ebenso gibt sich in unserer Schrift als Reformation des

[1]) Vgl. Deutsche Reichstagsakten Bd. IX, Gesandtschaftsbericht des Regensburger Gesandten, S. 341 ff. und namentlich S. 358; vgl. auch Deutsche Geschichtsblätter IV, 196 ff.

Kaisers Sigmund deutlich neben der Stimmung Sigmunds auf jenem Reichstage[1]) auch das gute Einvernehmen desselben Kaisers mit den Städten und seine Feindschaft gegen das Kurfürstenkollegium kund, die in der Äußerung Sigmunds gipfelte: „Bei den Städten sei eigentlich nur noch das Reich; wenn sie nicht wären, würde er nicht weiter mehr die römische Königskrone tragen wollen.“[2]) So sehr auch seit diesem Reichstage dieses Verhältnis der Städte zum Kaiser Sigmund erkaltete und die sog. Städtefreundlichkeit sich im schlechten Lichte zeigte,[3]) trat doch noch kurz vor seinem Tode eine Annäherung zwischen beiden ein, die die Hochachtung, welche in unserer Schrift dem Kaiser entgegengebracht wird, erklärt. Zum letztenmal nämlich raffte sich Sigmund zu einer Reichsreform auf dem Reichstag zu Eger (1437) auf, zu dem er einen Vorschlag von vier Punkten ergehen ließ, nämlich über die Reform von Gericht, Acht und Aberacht, Landfrieden und Münze. Mit tief gestimmter Erwartung zogen die Städteboten auf jenen Reichstag, wiewohl sie schon bei der Vorberatung zu demselben ins besondere Vertrauen des Kaisers Sigmund gezogen wurden. Beide fürchteten eben von dem eigenmächtigen Vorgehen der Fürsten für ihre Machtstellung. Denn es sollte namentlich für die Städte sich endlich zeigen, worum es sich bei den Reformbestrebungen der Fürsten im Reich eigentlich drehte, nämlich um die Beschneidung der reichsstädtischen Freiheiten.

Der Prinzipienkampf zwischen der „freimachenden Stadtluft“ und der Hörigkeit des Feudalismus, der als Machtfrage schon längst politisch zuungunsten der Städte ausgekämpft war, wurde nun noch auf dem sozialpolitischen Gebiete ausgetragen. Die ganze Ausnahmestellung der Städte auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete sollte mit der Entziehung ihrer politischen Freiheit fallen, die Reichsstädte sollten zu Landesstädten degradiert werden. Der Kampf begann nun akut zu werden, er erfüllte die Reichstage dieser und der folgenden Zeit und rief die Klagen

[1]) Vgl. Deutsche Geschichtsblätter IV, 196 und 197.

[2]) Der städtische Gesandte billigte ebenfalls des Königs Rede: „eine lange erbar vernünftig und treffliche rede.“ Reichstagsakten a. a. O. S. 367 und Aschbach a. a. O. III, 311.

[3]) Vgl. darüber Deutsche Geschichtsblätter IV, 198 ff.

hierüber von seiten der städtischen Chronisten wach.[1]) Schon nach der Ankunft der Städteboten vor Eger drängte sich dem Frankfurter Gesandten die Besorgnis in die Feder: „ich besorge, kommt der kaiser, daß den stedin solches zugemutet werde, daß guten rates den stedin not wär; denn die fürsten algereide angehaben uns nach gewalt zu fragen und sehen gern, daß man an den gerechten anhûbe; dann die in allen landen nit bestalt sind, als bilge were, und ein nuve gemein recht bestalt word, deß auch gemein stedboten kein gefallen han; dann alle er und unser freiheit dardorch viernechtgit wordin.“[2]) Auch nach den ersten Verhandlungen zeigte sich der Gegensatz in grellem Lichte. Der Nürnberger Gesandte nannte den Ratschlag der Fürsten zu den vier kaiserlichen Propositionen zu „weit“, „dadurch aller stätte freiheit schwerlich gekrenkt würde.“[3]) Auch der Kaiser Sigmund äußerte sich über ihn, daß er „in etlichen stücken wilde und wide“ sei. Das Resultat des Reichstags war jedoch, daß alle vom Kaiser angeregten, von den Fürsten zum Teil gar nicht berührten Punkte, wie „Münze“, erledigt wurden, und zwar mit großer Anpassung an den Vorschlag der Städte.[4]) Dem Bestreben Sigmunds um Landfrieden und Kreiseinteilung gegenüber verhielten die Städte sich besonders entgegenkommend, und er erkannte ihnen gegenüber dies auch an, denn „er wäre immer ihr gnädiger Herr gewest und wollte es auch noch sein. Der könig warb noch oft darumb, doch alles blieb liegen.“[5]) So konnte nach dem Tode Sigmunds unter dem Namen dieses Kaisers den Städtern wenigstens die Parole gegeben werden, zu einer energischen Abwehr zu schreiten gegen die nun unter Albrecht sich wiederholenden Angriffe der Fürsten auf ihre Freiheiten und die unvollendet gebliebene Reform wenigstens für die Städte von neuem aufzunehmen und

[1]) Vgl. B. Zink in Städtechroniken IV, 228 u. 176. Hier heißt es: „es war die gemein sage, daß die herren willen hatten, sie wollten alle reichsstett verderben und unterdrücken.“ So mehrmals; vgl. auch H. Keussen, Die politische Stellung der Reichsstädte mit besonderer Berücksichtigung ihrer Reichsstandschaft unter Friedrich III. 1440–1457.

[2]) Reichsakten XII, Nr. 83. [3]) Ebenda Nr. 88.

[4]) Vgl. Deutsche Geschichtsblätter IV, 205 u. 206, über die Art der Abhängigkeit unserer Schrift von den Reichstagsbeschlüssen S. 207 ff.

[5]) Bericht des Frankfurter Gesandten. Reichstagsakten a. a. O. Nr. 91, Artikel 16.

durchzuführen. Die Reichsstädte beriefen sich auf den Reichstagen unter Albrecht immer wieder auf ihre frühere Einigkeit mit Sigmund zu Eger und gaben die dort im Einverständnis mit demselben Kaiser beschlossenen Artikel als das Mindestmaß ihrer Forderungen aus. Aus allen politischen Akten der Fürsten brach auch damals wieder das heftige Verlangen hervor, anstatt das Reich zu reformieren, endlich den Städten die Freiheit zu nehmen. Da muß es denn auf solchem politischen Hintergrund als selbstverständlich erscheinen, wenn ein Reichsstädter kurz nach Sigmunds Tod gleichsam als Testamentsvollstrecker des von Sigmund unter dem einmütigen Zusammenwirken der Reichsstädte mit ihm wiederholt in Angriff genommenen Planes einer Reichsreform in dessen Namen, aber in reichsstädtischem Geiste auftritt, um städtisches Wesen und städtische Freiheit nicht nur zu verteidigen, sondern sogar zu verallgemeinern. Bald nach dem Tode Sigmunds (9. Dez. 1437) schlossen sich nämlich die Kurfürsten in einer Landfriedenseinigung zusammen.[1]) Der Gesandte Frankfurts berichtet über die „Werbungen" der Kurfürsten bei dem neuen König Albrecht, „die gar grußelichen sind wider euch besonders und allen anderen reichsstett. . . ."[2]) Denn sie bezweckten nichts anderes als: „primo den stetten ihre **freiheiten** zu widerrufen, die nicht redlich sind."[3]) Aber auch auf städtischer Seite machte man mit Vorstellungen bei dem neuen König mobil. So schrieb Speier an Köln wegen einer städtischen Zusammenkunft, um dort zu beraten, wie man dem König „die not und gebrechen der städte vorlegen soll", und hoffte, daß Albrecht „gegen unziemlichkeiten und unredliche wege der fürsten stehen werde".[4]) Als nun der König nach Nürnberg einen Reichstag[5]) wegen der drei Punkte: gemeiner Frieden, Münz und Gericht ausschrieb, da beschlossen die Städte auf einem vorberatenden Tage zu Ulm: 1. bei den Artikeln zu Eger (1437) bleiben zu wollen, 2. sich zum Schutze ihrer **Freiheiten** und Rechte besser zusammen zu tun

[1]) Vgl. Janssen, Frankfurts Reichskorrespondenz Nr. 794.

[2]) Ebenda Nr. 800.

[3]) Ebenda Nr. 801, April 1438. Vgl. auch Deutsche Geschichtsblätter IV, 211, Anm. 3.

[4]) Ebenda Nr. 805. [5]) Ebenda Nr. 807.

bei den „mancherlei wilden landsläufen“ und Artikel über diese Vereinigung **jedem Rate** zu übergeben; 3. ist auf Antrag Nürnbergs auch über Geleit und Zoll geratschlagt worden und „um anderes nach **jeglicher Stadt Notdurft**“.[1]) Auf diesem Tage waren auch Ulm und Augsburg vertreten. Auf den nun folgenden beiden Reichstagen zu Nürnberg (Juli und Oktober 1438) schlugen die königlichen Räte zur Handhabung des Landfriedens die Teilung des Reiches in sechs Teile vor. Die Städte blieben bei der Vierteilung und beriefen sich beim vorberatenden Städtetag zu Konstanz unter **Augsburgs** Führung darauf, „bei den zetteln des Egerer tags von 1437 zu bleiben,“ „darinnen sie unserm **herrn dem kaiser** (Sigmund) seliger gedechtnus zu antworten **ganz eins** gewesen sind“. Von dieser rührigen Reformtätigkeit der Städte auf den Städtetagen zu Ulm und Konstanz hat unsere Reformschrift in ihrer zweiten Hälfte ihren wesentlichen Anteil erhalten. Das Neue namentlich vom Tage zu Ulm ist, daß zum erstenmal von den Städten gemeinsam über innere Angelegenheiten geratschlagt wurde zum Zwecke der Reform, weil sie sich von dem Fürstenstand in ihren Rechten und Freiheiten bedroht fühlten. Leider sind wir über die Einzelheiten der dortigen Verhandlungen noch nicht weiter unterrichtet. Soviel steht aber fest: Unser Verfasser hat bei seinem Kapitel über die Zölle entweder eine Instruktion des Boten der Stadt Augsburg vor sich gehabt, oder er hat eine dortige in dem offiziellen Beschluß untergegangene Privatmeinung erläutert. Geht er schon bei der Begründung der Einrichtung des Zollwesens[2]) auf den auf Augsburger Stadtrecht beruhenden Schwabenspiegel zurück, so ist sein Vorschlag zur Regelung des Zollwesens direkt von Augsburger Polizeiverordnungen entlehnt.[3]) Auch das Kapitel unserer Schrift „ein politten“, in welchem der Vorschlag gemacht wird, einen Stadtpaß einzuführen, weist auf den Punkt der Beratung des Ulmer Tages „über das Geleite“ hin. Was das „andere“ war „nach jeder Stadt Notdurft“, sagt uns vielleicht der Verfasser in seinen anderen Kapiteln über städtisches Wesen: „von den zünften in den stetten“,[4]) vom Handel und Gewerbe,[5]) von den großen

[1]) Ebenda Nr. 810. [2]) Vgl. unten. [3]) Vgl. Näheres in: Deutsche Geschichtsblätter IV, 176. [4]) Vgl. Näheres ebenda S. 177 f. [5]) Ebenda S. 179.

gesellschaften,[1]) vom Arzneiwesen, von der Arztordnung, von dem diplomatischen Verkehr in vier eigenen Kapiteln.

Auf die Rührigkeit der Städte im Jahre 1438 weist der Verfasser auch selbst hin: „daß in dem 9ten Jahre (gemeint ist 1439) dieses aufgehen soll, das ist nun beschehen", nämlich mit der Abfassung und Verkündung seiner Reform, „wenn etlich reichstätt haben geworben in dem vordern jahr (also 1438) um **diese ordnung** und vermeinen auch dazu zu tun." Unsere Schrift geht also mit ihren Reformvorschlägen über innere Angelegenheiten einer Reichsstadt ausdrücklich auf die Beratungspunkte der Städtetage zu Ulm und Konstanz zurück. Die Städte „üben sich in dieser sache und ordnung", sagt der Verfasser an einer anderen Stelle. So sollen auch noch „viel andere ordnung", „die jetzt nit notdürftig sind zu erzählen," den **Reichsstädten** empfohlen werden. Damit sind die Reichs- oder Fürstentage ganz von der Reform ausgeschaltet, weil von diesen Faktoren für die Städte nichts zu erwarten war. Denn diese fuhren fort, die Freiheiten derart zu bedrohen, daß die Städte noch kurz vor dem Absterben (27. Oktober 1439) Kaiser Albrechts ein Bündnis untereinander schlossen, weil „die kurfürsten und andere fürsten darauf gelegen und vermeint, daß die städte zu viel freiheit haben; sollten sie (die Fürsten) einen römischen könig kiesen, dann würden sie ihn verbinden",[2]) ohne Zweifel **diese Freiheit** abzutun. Die Städte haben sich auch geschworen, keinem König gehorsam sein zu wollen, der nicht „vorher ihre freiheit, rechte und gute gewohnheit bestätigt". Wir sehen, die Gegensätze zwischen Städten und Fürsten haben sich im Jahre 1439 bis zum offenen Ungehorsam, ja zum gewaltsamen Widerstand der Städte zugespitzt. Aus dieser aufs höchste gespannten politischen Situation ist unsere Schrift hervorgegangen. Wie immer, so wollen die Städte auch jetzt zur Verteidigung ihrer Freiheit und Rechte zur Selbsthilfe greifen, die niemals revolutionär oder radikal war. Ebenso wenig ist es auch unser Verfasser, der aus dieser politischen Situation heraus auch zur gewaltsamen Durchführung seiner, d. i. einer reichsstädtischen Reform auffordert. Gegen die

[1]) Ebenda S. 180. [2]) Vgl. Wenker S. 354 f.

Drohungen der Fürsten verherrlicht er wiederholt die Freiheit der Städte, ja er proklamiert die städtebürgerliche Freiheit sogar für alle feudal Abhängigen. Schon in seiner Einleitung zeigt er mit Einbeziehung seiner Person auf die Freiheit und hohe Bedeutung der Reichsstädte für die Reform hin. „Darumb ir edlen **reichstett**, sind ermant . . ., das ir ansehent, wie **wir** von got **gefreyet** seyen, wie **wir** uns halten sullen . . . . Tond dazu, als ir das obrist glid seit, uff die in diser zyt die christenheit wohl gebawen ist." Worte, mit denen im Mittelalter nur die kaiserliche Würde gepriesen wurde, überträgt unser Verfasser auf die Reichsstädte: „ir wirdigen reichstett, so man alle die welt rechnet, so sind ir doch die glider, die an gottlichem recht nit weichen sollent, ir habt **ewer freyheit** von der christenheit, ir sind **des heylichen glaubens schirmer und recht vogt.**" „Da wurden denn auch die hl. reichstett geordnet und **gefreiet** und wurden inen geistliche und weltliche recht empfohlen **als dem kaiser das reich.**" Ja, im Vollbewußtsein der städtebürgerlichen Freiheit hat er den feudalen Unterdrückungsversuchen der Fürsten gegenüber den Mut, feierlich gegen die Leibeigenschaft Protest zu erheben: „es ist eine ungehörte sach, daß man es in der hl. christenheit öffnen muß das groß unrecht, so gar für gat, daß einer so geherzt ist vor gott, daß er gedar (= wagt) sprechen zu einem: du bist mein **eigen** . . . . Christus hat uns durch seinen tod **gefreiet** und von allen banden gelöst. Wer getauft ist und glaubt, die sind in Christo glieder gezählt, darumb wiß jedermann, wer der ist, der seinen mitmenschen eigen spricht, daß er nit christen ist." Ihm schwebt nichts Geringeres vor, als die städtebürgerliche Freiheit für die ganze Welt zu proklamieren, namentlich für alle feudal Abhängigen. Als er sich fragt, wie denn seine Reform wohl durchgeführt werden könne, da traut er der Verleihung dieser Freiheit an „die gemeine Welt" soviel Zugkraft zu, daß alle Leibeigenen dieser Idee und somit seiner Reform zufallen werden. Wiederholt spricht er von „unserer freiheit" und fährt dann fort: „wenn nun die gemein welt bekennen wird **unsere** freyheit, so ist den **gewaltigen** häuptern ihre kraft genommen . . ., wer wolt wider **sich selb** sein und lieber **eigen** sein denn **frey**?" Nach der oben erkannten Verherrlichung der

städtischen Freiheit kann mit „unsere freiheit“ nur die städtebürgerliche gemeint sein. Da er diese wieder „unsere Freiheit“ nennt, der Verfasser sich also wiederholt dazu rechnet, kann er selbst nicht ein Pfarrer oder Geistlicher gewesen sein; denn was sollte die Freiheit des geistlichen Standes bedeuten?[1]) So wird die Annahme, als sei ein Geistlicher der Autor der Schrift gewesen, ganz unmöglich. Auch sind mit der Verkündigung der städtebürgerlichen Freiheit keine „revolutionären Bestrebungen“ gemeint. Diese Freiheit ist nicht die der Revolution, keine Phantasmagorie, sondern diejenige, die tatsächlich in den mittelalterlichen Städten bestand und in dem Satz den Ausdruck fand: „Wer das Weichbild der Stadt betritt, ist frei.“ Aber nur auf dem angeführten politischen Hintergrund versteht sich diese feierliche Absage, ja Kriegserklärung gegen die Leibeigenschaft unter den feudalen Geburtsständen von seiten der städtebürgerlichen Berufsstände. Der Prinzipienkampf zweier Welten, der feudalen und der Berufsstände, war aufs höchste zugespitzt, und er sollte vom Verfasser benutzt werden, in der Art einer echt städtebürgerlichen Selbsthilfe und gestützt auf die soeben erst verkündigte Akzeptationsurkunde, eine Reform auf geistlichem und weltlichem (d. h. städtischem) Gebiete mit Gewalt vorzunehmen. Wie diese Reform in ihren einzelnen Zügen nichts Radikales an sich hat, so ist sie auch in ihren Grundgedanken durchaus konservativ. Das hat sich wiederholt oben gezeigt, namentlich auch in bezug auf die Proklamierung der Freiheit; das zeigen auch die Vorschläge zur gewaltsamen Durchführung der Reform. Was der Verfasser vom Beruf und von dem Verhältnis der Städte zu Kaiser und Reich im Mittelalter sagt, findet sich in der Geschichte bestätigt. Die Städte sind immer zum Schutz der zentralen Gewalt und ihrer Rechte eingetreten und haben wiederholt zur Stärkung derselben das Schwert gebraucht. Nur unter einem starken Kaiserarm konnten ihre Handelsinteressen, ihre Rechte und ihre Freiheiten gegenüber den Unterdrückungsversuchen

[1]) Vgl. auch meine ausführliche Widerlegung in: Deutsche Geschichtsblätter VII, 238 ff. Daß die städtische Freiheit auch seine Freiheit ist, geht auch unzweideutig aus den beiden Wendungen hervor: „ihr habt eure freiheit von der christenheit“ (unten S. 10) und „daß ihr ansehent, wie wir von Gott gefreiet seien“ (S. 2).

der Fürsten gedeihen. So tritt auch unsere Schrift wiederholt für Wiederherstellung des alten Machtumfanges der Kaiser- und Reichsidee durch einzelne Reformvorschläge kräftig ein. Erklärt unser Verfasser sich auch bei der Reform des geistlichen Standes gegen den Besitz der toten Hand, so verlangt er doch die Rückgabe des Reichsgutes, das die Bischöfe und Klöster besitzen, an das Reich, und dieses soll es wieder verleihen an den Adel und bezeichnenderweise an die Städte, „die sich üben in dieser sach und ordnung". „Die gaistlichen häuptern sollent kain schloß, veste noch stett, zwing noch benne nicht han noch recht ist. Sy sollent all stan und vallen auf ainen römischen kinig zu dem reich; der sol sy ze lehen machen herren, rittern und knechten und reichstetten, daß sie dem reich beistendig seien und verhütten, daß diese ordnung und satzung nit gebrochen werd." Wie wenig ernst ihm es aber mit der Beleihung des Reichsguts an Fürsten gewesen ist, läßt sich aus dem oben schon angeführten Groll gegen die feudalen Geburtsstände erkennen, deren Unterdrückungsversuche ihn ja zur Befreiung aufrufen und denen er einen Anteil an der Durchführung der Reform ganz abspricht. Darum sollen auch nur „die reichstett bei der vorderen penn weysen," daß das Reichsgut an das Reich herausgegeben werde. Ebenso sollen die Geistlichen kein Zollregal mehr ausüben, „all Zoll soll das reich versorgen", und die Städte sollen sie „versorgen an des reiches statt". So wird auch nach des Verfassers Ansicht das Bürgerrecht erteilt „von des hl. reichs wegen, daß sie (die Städte) das sterkten". Allen Brandschatzern sollen die Reichsstädte „land und zwinge gewinnen und dem reiche schwören und dienen". Auch das Münzregal soll dem Reiche zurückgegeben werden und jede Münze zum Teil als Reichsmünze geprägt werden.[1]) Kaiserliches Recht soll überall herrschen, und die Reichsstädte sollen das Reich vertreten; denn ihnen ist von Anbeginn das Recht empfohlen wie dem Kaiser das Reich. Daraus geht zur Genüge klar hervor, daß unser Verfasser in seiner Stellung zu der Zentralgewalt durchaus konservativ ist, aber in dem Zusammen-

[1]) Deutsche Geschichtsblätter IV, 208 f.

gehen von Kaiser und Städten nach der Richtung, daß die Reichsstädte in ihrer Würde und Machtstellung Kaiser und Reich vertreten, ja ersetzen können, läßt der Verfasser sich als ein Repräsentant dieses mächtig gehobenen Städtebürgertums deutlich erkennen. Es ist also jetzt unzweideutig erwiesen, daß unsere Schrift im reichsstädtischen oder städtebürgerlichen Geiste abgefaßt ist und der Verfasser sich zu seinen Vertretern selbst zählt.

### d) Die Art und Zeit der Entstehung unserer Reformschrift.

Wie haben wir uns also unsere Reformschrift entstanden zu denken?

Noch am Schlusse seiner Einleitung sagt der Verfasser selbst folgendes darüber: „man soll wissen, das alles, das in dem buch geschrieben stat, han ich Friedrich von Lancironii, ain diener und knecht der gemeinen christenheit und rate unseres durchleuchtigen herren des kaysers Sigmunds, von hoher maister (= magister) waisunge, gunst und willen und lere diese ordnung gemachet und von latein ze teutsch zu ainem bekennen allen gemainen christen in der christenhait".[1]) Der Verfasser gibt also seine Schrift als eine Übersetzung aus, und zwar gehen seine Vorlagen auf gelehrte und deshalb lateinisch geschriebene Reformpläne zurück, die er durch die Gönnerschaft hoher Meister (magister) erhielt und die er durch seine Übersetzung popularisieren will (d. h. „zu einem bekennen allen gemeinen christen"). Wir verstehen den Verfasser ohne weiteres. Er hat die Ausführungsbestimmungen der Akzeptationsurkunde, wie wir oben feststellten, übersetzt und auch den Inhalt derselben Urkunde benutzt. So groß auch der Umfang seiner Erläuterungen und Änderungen an dieser Urkunde sein mag – die natürlich in deutscher Sprache von dem Verfasser hinzugefügt wurden –, so wird der Inhalt seiner Reformvorschläge von dem der Reformdekrete der Urkunde nicht vollkommen gedeckt. Es standen ihm

[1]) Später spricht der Verfasser außer dieser Tätigkeit des Übersetzens noch von der des Erläuterns: „nun tuen wir aber ze wissen, daß wir mit hohen wysen dyse urkund .... erleutert haben .... das wird von stuck zu stuck erleutert, zu einem rechten bekennen gepracht."

noch andere Quellen zu Gebote. Er war selbst in Basel bei der lebhaften Debatte über Simonie und Konkubinat dem Kreise der Magister, Doktoren und Pfarrer näher getreten und hatte offenbar von diesen Papiere erhalten, die Reformpläne enthielten teils offizieller, teils privater Natur. Neben den Sitzungen in den Generaldebatten tagten ja auch Ausschüsse, zu deren Sitzungen eine Unzahl von Privatvorschlägen oder Amendements zu den offiziellen Reformbeschlüssen entworfen wurden und die zum Teil von Haller wieder veröffentlicht sind. Eine Vergleichung derselben mit den Reformvorschlägen unseres Verfassers hat manchen Zusammenhang zwischen den Gedanken unserer Schrift und den privaten Reformprojekten, die in den offiziellen Konzilsbeschlüssen untergegangen sind, aufgedeckt.[1]) Wie rege die Berichterstattung, die diplomatische Korrespondenz am Konzil war, schildert Haller[2]) nach den Quellen.

„Das Konzil unterhielt selbst eine umfangreiche Korrespondenz, und Kopien von diesen Briefen an das Konzil und Antworten wurden in der ganzen damaligen Welt zerstreut." „Gleichzeitige Berichte und unzählige Aktenstücke, besonders aber die Konzilsdekrete wurden massenhaft verbreitet." „Andere Aktenstücke, obwohl unmittelbar der diplomatischen Korrespondenz angehörig, sind zugleich nicht weniger als Pamphlete und Flugschriften gedacht." „Die Neigung weiter Kreise ging damals entschieden dahin, Aktenstücke zur Zeitgeschichte zu sammeln und aufzubewahren." „Die Versendung von Aktenkopien war offenbar zugleich ein Mittel der Nachrichtenverbreitung, vielleicht ein besseres als unser modernes." Wir müssen eben in Rechnung ziehen, daß wir uns mit dem Baseler Konzil in der Zeit des Frühhumanismus befinden, einer Zeit, wenn man so sagen soll, der erwachenden literarischen Neugierde. Daß der Verfasser dieser Richtung angehörte, geht schon aus seiner Tätigkeit als Übersetzer hervor. Denn es lag im Wesen des Humanismus, dieser „laiischen Gelehrsamkeit", die gelehrte Literatur zu übersetzen und so zu popularisieren.[3]) Aber gerade die Stadtschreiber waren damals

[1]) Vgl. Deutsche Geschichtsblätter Bd. IV, Heft 1 und 2.

[2]) A. a. O. I, 1, 2, 3.

[3]) Vgl. Boos, Geschichte der rheinischen Städtekultur III, 426 und

bereits nicht mehr bloße Abschreiber, sondern beginnen eine literarische Rolle als Geschichtsschreiber und Übersetzer zu spielen. Sie galten als die „Halbgelehrten" und verbreiteten „das gelehrte Element" d. h. den Humanismus, z. B. in Nürnberg. Von ihnen sagt Joachimsohn: „Die meisten von ihnen hatten studiert, aber den Doktorgrad nicht erlangt, sie bildeten die Vermittlung zwischen den Laien und Doktoren." Diese Stellung nimmt aber unser Verfasser nach seinen eigenen Worten ein, indem er die gelehrten und deshalb lateinisch geschriebenen Reformprojekte der Magister und Doktoren verdeutscht und so den Laien zugänglich macht, die ja drohten: „nisi reformetis vos, nos reformabimus." Halten wir Augsburg als die Heimat unseres Verfassers fest, so finden wir dort schon früh einen Humanistenkreis um den Patrizier Sigismund Gossenbrot.[1]) Dieser humanistischen Sozietät war das Sammeln von Handschriften, der Prophezeihungsliteratur und die Kunst des „Transferierens", des Übersetzens also, in echt humanistischem Geiste eigen.[2]) Dieser ersten humanistischen „Sodalität" gehörte auch ein Stadtschreiber an, nämlich Valentin Eber. Er stand in Diensten der Stadt Augsburg in Angelegenheiten mit Kaiser Sigismund und Friedrich III.[3]) Von ihm ist ebenfalls überliefert, daß er „Handschriften und Nachrichten" sammelte für seine Sodalität. Wir haben also hier eine Persönlichkeit gefunden, die vollständig in den Rahmen des von uns entworfenen Bildes vom Verfasser paßt. Wir werden diesem Bilde später Züge hinzufügen, die diesen Eindruck noch verstärken, ja ihn uns notwendig aufzwingen.

Die soeben aus der Schrift selbst erkannte Stellung unseres Verfassers paßt auch ganz gut in den früher festgestellten kirchen-

---

Joachimsohn, Frühhumanismus in Schwaben in: Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte N. F. V, 63 ff. „Was alle Frühhumanisten vereinigte, war die Liebe zur Muttersprache, die Übersetzertätigkeit". „An dieser Tätigkeit hat der schwäbische Frühhumanismus den Löwenanteil" (S. 125).

[1]) Joachimsohn, Die humanistische Geschichtsschreibung in Deutschland S. 16 f.

[2]) Ebenda S. 13, 14 und 18. Wie dieser humanistische Kreis, ist auch der Verfasser unserer Schrift Gegner des Zölibats und Freund des Frauenstudiums.

[3]) Vgl. St.-Chroniken V, 296 und 419, Anm. 2, und VI, 430. Leider ist der urkundliche Nachweis wegen mangelnder Veröffentlichung oder mangelnden Materials noch nicht zu führen.

politischen Rahmen. Wie wir sahen, stand unser Verfasser als Städtebürger mit Theologiedoktoren und Pfarrern auf der Seite des Konzils. Als ein zu dieser Partei haltender Laie übersetzte er für die Städtebürger die Akzeptationsurkunde. Den Zeitverhältnissen entsprechend konnte er diese Vermittlerrolle nur als Stadtschreiber spielen. Wollte er nun die Akzeptationsurkunde von seinem Standpunkte erläutern, ändern oder einschränken, so standen ihm massenhaft verbreitete Reformpapiere durch den „willen und die gunst" der Magister, sei es vom Generalkonzil zu Basel oder von Partikularsynoden seiner eigenen Diözese,[1]) zu Gebote. So ist die erste Hälfte seiner Schrift, die Reform des geistlichen Standes, entstanden.

Die zweite Hälfte seiner Schrift aber, die Reform des weltlichen Standes oder besser städtischen Wesens, verleugnet ganz jede gelehrte Anordnung, wie sie der erste Teil auf Grund seiner gelehrten Vorlagen offen zu erkennen gibt.[2]) Diese zweite Hälfte geht nicht auf die Akzeptationsurkunde, überhaupt nicht auf gelehrte Reformvorschläge zurück. Es sind hier vielmehr nur Reflexe von Reformbestrebungen im Reiche auf Grund von Gesandtschaftsberichten der Städteboten zu erkennen, wie wir oben festgestellt haben. Als Augsburger Bürger und als ein in den Diensten der Stadt und König Sigmunds stehender Beamter war er in hohem Grade befähigt, namentlich die Reformbestrebungen der Städte auf ihren Städtetagen zu kennen und zu benutzen. Daß unser Verfasser dies tat, haben wir oben unzweideutig festgestellt.

In der ganzen zweiten Hälfte hat er sich denn auch wie in den Erläuterungen schon der ersten Hälfte am willkürlichsten bewegt. Hier sind kaleidoskopisch eine Menge städtischer, bald wichtiger, bald nebensächlicher Angelegenheiten behandelt, wie sie ihm seine Kenntnisse und seine Erfahrung diktierten. Ist hier auch keine Disponierung zu erkennen, so liegt doch unserer ganzen Schrift eine genaue Disposition zugrunde, die ebenfalls einer gelehrten Vorlage entstammt. Es befremdet schon die Bemerkung des Ver-

[1]) Solche lokalen Töne habe ich in D. Geschichtsblätter IV, 51f. nachgewiesen.

[2]) Nach der hierarchischen Stufenfolge sind die Reformen des geistlichen Standes vorgebracht.

fassers im Eingang seiner Schrift, als solle das Baseler Konzil „geistlich und weltlichen stat“ reformieren. Auch die Akzeptationsurkunde, die er doch kannte und benutzte, hat ihm hierbei nicht zum Vorbild dienen können, beide Stände, den geistlichen und weltlichen, in den Kreis seiner Reformvorschläge zu ziehen, ebensowenig andere Privatanträge. Es ist vielmehr eine andere Reformschrift, die ihm hier als Vorlage dienen konnte.

Schon oben konnten wir auf die eigentümliche Stellung des Präsidenten am Baseler Konzil, J. Cesarini, hinweisen. Er machte, obschon selbst Kardinallegat, den höheren Prälaten wegen ihres Widerstandes gegen eine durchgreifende Reform die schwersten Vorwürfe und wies, wie die sog. Prälaten des zweiten status, auf die drohende Haltung der Laien hin. Er zeigte also einen den Magistern, Doktoren und Pfarrern, somit auch einen unserer Schrift ähnlichen Geist. Nun hat derselbe Kardinallegat Cesarini nach Segobias offiziellem Konzilsbericht[1]) sich im Februar 1435 auf einige Zeit nach Klein-Basel zurückgezogen, um eine umfassende Reformschrift auszuarbeiten. Sie ist bis jetzt leider noch nicht ans Tageslicht gezogen worden. Aber es ist aus den Veröffentlichungen bei Haller ersichtlich, daß sie wiederholt genannt wird, ja daß sie sehr begehrt wurde. Ulrich Stöckel weiß auf die Anfrage seines Abtes folgendes darüber zu berichten:[2]) „Item als ir begehrt libellum reformationis, das dom. legatus gemacht hat, das mag ich nit gehaben, wenn ein einziger mensch nit ist in toto concilio, der copieen illius libelli habe oder gehaben mug; dann dom. legat. will es allein bei ihm halten und geit nur partem einen artikel oder zween, darauf man avisiert per deputaciones. Es hat auch dasselb libell jetzo mehr denn zween monat geslaffen, wann das concilium jetzo laboriert super provisione papae et dominorum cardinalium.“

Wir ersehen daraus, daß der Kardinallegat selbst sehr geheim mit seiner Reformschrift tut, wohl aus Angst, sie könne der Kopiersucht der angeführten Kreise in die Hände fallen und so sein Name wegen ihrer entschieden „liberalen“ Richtung[3]) in Miß-

[1]) M. C. II, 781. [2]) Haller a. a. O. I, 92. [3]) Nach Cesarinis Reformschrift sind die Reformvorschläge des Andreas von Escabor gearbeitet, die Haller I, 114 als extremsten Ausdruck der liberalen Richtung ansieht.

kredit geraten. Und doch ist uns aus dem Inhalt der Reformschrift Cesarinis einiges bekannt, das vollständig mit unserer Schrift sich deckt. Zunächst umfaßte Cesarini mit seinem Entwurf den geistlichen und weltlichen Stand – ein Vorzug, den nur der nach Cesarinis Reformplan gearbeitete Entwurf des Andreas von Escabor aufweist – nach den Worten desselben Escabor: „concepit (nämlich Cesarini) septem genera christianorum secularium et ecclesiasticorum reformare tam in membris quam in capite." Ulrich Stöckel gibt nun die Disposition der Reformschrift Cesarinis, nachdem er sie „pulcherrimum tractatum" genannt hat, noch genauer an: „prima pars est de reformatione capitis videlicet papae et dominorum cardinalium, secunda pars est de episcopis et prelatis, tertia pars de curatis, quarta de canonicis, quinta de religiosis, sexta de laycis, septima erit communis." Demnach bilden Papst und Kardinäle einen Teil; ferner stehen die Kanoniker oder Domherren hinter den Pfarrern;[1]) außerdem werden die Laien als sechster Teil eingefügt und dem Ganzen ein siebenter Teil hinzugefügt, der „communis pars" heißt, weil er einen Stand betrifft, der beiden, Geistlichen und Weltlichen, gemeinsam, also halb geistlich und halb weltlich ist. Genau so ist unsere Schrift disponiert, nur daß es hier nicht erster Teil heißt, sondern „von dem papst", „von dem stat der Bischöfe" usw. (Alles Nähere unten.) Ja, der siebente Teil, die „pars communis", fehlt nicht; der Verfasser beginnt ihn ebenfalls am Schlusse seiner Schrift mit den Worten: „man soll aber merken ainen gemeinen stat, der die weltlichen und geistlichen anrürt", nämlich die Laienbrüder. Daraus ist zu folgern, daß unsere Schrift auch eine Reformschrift als Vorlage hatte, nämlich Cesarinis „libellum reformationis", daß sie nicht aus zwei Teilen, aus der Reform des geistlichen und weltlichen Standes, oder, wie Koehne[2]) meint, aus vier Teilen besteht, sondern aus sieben Teilen, wovon der Stand der Laien den sechsten Teil ausmacht. Dadurch ist aber auch jeder Zweifel von vornherein abzuweisen, als sei der.

[1]) Das ist mir schon früher an der Schrift unseres Verfassers aufgefallen. Ich habe es damals aus der Parteinahme des Verfassers für das Pfarramt erklärt. Jetzt haben wir den richtigen Zusammenhang.

[2]) N. A. XXIII, 727.

Teil über den Laienstand, bisher zweiter Teil genannt, von einem anderen Verfasser. Das Kapitel über die weltliche Reform ist vielmehr ganz organisch in die Schrift verarbeitet, was schon die orientierende Vorrede[1]) und das zusammenfassende Schlußkapitel, abgesehen von vielen parallelen Ausführungen,[2]) erkennen lassen. Freilich ist dieser Teil etwas angeschwollen und dabei einseitig städtischer Natur. Das spricht aber gerade für den Verfasser als Laien und Städtebürger. Außerdem werden unten in den Anmerkungen zum Text der Schrift manche Stellen, namentlich viele Gedanken, als Anleihen aus dem Reformentwurf des A. von Escabor, also indirekt aus dem libellum reformationis des Cesarini sich erweisen. So ist die Behauptung namentlich in der schroffen Form Koehnes widerlegt, der sagt: „es muß von vornherein bemerkt werden, daß eine bestimmte, andere Reformvorschläge enthaltende Schrift, aus der Priester Friedrich einzelnes geschöpft hätte, nicht nur nicht nachzuweisen ist, sondern auch schwerlich existiert hat".[3]) Schon die häufige Anwendung des Ausdrucks unseres Verfassers: „vom Haupt bis zum mindesten", läßt sich durch das Wenige, was uns Ulrich Stöckel von Cesarinis Schrift berichtet, decken mit den Worten „reformare caput ... usque ad infimum".

Wir haben also in Kürze folgendes Bild von der Entstehung unserer Schrift festzuhalten. Sie folgt in der ersten Hälfte den Ausführungsbestimmungen der Akzeptationsurkunde, macht sich in höchst subjektiver Weise, wie es dieselbe Urkunde gestattet, deren Reformdekrete zu eigen, der Verfasser übersetzt sie als städtischer Kanzleibeamter, der literarisch die Vermittlung zwischen Gelehrten und Laien damals übernahm, erläutert, ändert und schränkt sie ein unter Zuhilfenahme der mit der Akzeptationsurkunde innig zusammenhängenden Konzilsarbeiten zu Basel der Jahre 1434/35 und der sich daran anschließenden Reformarbeiten der Partikularsynoden, die nach der Gewohnheit der Zeit viel verbreitet zu werden pflegten und die ihm vermöge seiner Mitgliedschaft an einem

[1]) Beide Stände, geistlich und weltlich, sollen reformiert werden, denn „an den geistlichen liegt große simonie", „an den weltlichen geitz".

[2]) So über die Insigel und Zünfte, die wie die Orden eine parcialitas heißen.

[3]) Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte VI, 369–430.

humanistisch-literarischen Zirkel und infolge seiner amtlichen Stellung in der städtischen Kanzlei durch die Gönnerschaft von Magistern und „hohen wysen“ in die Hände gespielt wurden.

In der zweiten Hälfte sammelt der Verfasser eigene Kenntnisse und Erfahrungen, wie sie ihm als Bürger einer Stadt von der Bedeutung Augsburgs und einem im Dienste dieser Stadt stehenden Beamten zur Verfügung standen. Berichte von Städteboten über Reichspolitik und städtische Reformbestrebungen des Jahres 1438/39 verwertete er ebenfalls sehr subjektiv. Aber beide Hälften, so verschieden ihre Anlagen auch im einzelnen sind, umschließt ein gemeinsames Band: die Disposition der ganzen Schrift ist nach Cesarinis libellum reformationis vorgenommen.[1])

Auch die Entstehungszeit ist durch die bisher gewonnenen Resultate gegenüber den vielen seitherigen Vermutungen nun fest umschrieben. Die Abhängigkeit unserer Reformschrift von der Akzeptationsurkunde und die Bezugnahme unseres Verfassers auf den Reformeifer der Städte auf den Städtetagen zu Ulm und Konstanz im vorigen Jahre (1438) sowie der Hinweis auf das Jahr 1439, in welchem die Prophetie vom sacer pussillus[2]) verwirklicht werden soll, was nach den Worten des Verfassers jetzt, d. h. mit der Veröffentlichung seiner Reformschrift, sich erfüllt, zwingt uns, die Entstehungszeit der Schrift auf das Jahr 1439 zu datieren. Der terminus a quo ist der 26. März 1439, der Tag der Akzeptation. Von dem Jahre 1439 kann aber bei der Veröffentlichung der Schrift nicht viel mehr übrig sein, da der Verfasser die Frist der Verwirklichung seiner Reform mit Bezugnahme auf die Prophetie,[2]) wonach diese im Jahre 1439 sich erfüllen soll, sehr knapp mit einem Monat bemißt. Da er dabei auch das Reichsvikariat ins Auge faßt und Albrecht am 27. Oktober 1439 starb, so ist wohl der Monat Dezember (mit Einrechnung der Frist bis zum Vollzug) 1439 es gewesen, von welchem ab das Reformprogramm des Verfassers in Aktion treten sollte.[3])

---

[1]) Unten im Text wird bei Gelegenheit darauf hingewiesen.

[2]) Von dieser habe ich ausführlich gehandelt in meiner Schrift „onus ecclesiae“ S. 79 ff.

[3]) Vgl. über die seitherige Datierung unserer Schrift und über ihren Einfluß im 15. und 16. Jahrhundert die Nachträge.

### e) Einzelzüge des Verfassers.

Schon in der ersten Hälfte der Schrift, bei der Reform des geistlichen Standes, lassen sich außer den oben angeführten Gedanken noch eine Reihe anderer anführen, die bestimmt für einen Laien als Verfasser sprechen. So will er dem ganzen geistlichen Stand bis zum Pfarrer und Bettelmönch alle Regalien entziehen, alle weltlichen Geschäfte, namentlich das Reichsgut und damit das Fürstenamt; kurzum, er will überall konsequent geistliches Amt und weltlichen Besitz und dessen Verwaltung scharf trennen.[1]) Dafür soll jedem kirchlichen Würdenträger in echt städtebürgerlichem Geiste eine feste Besoldung zuteil werden. Während ferner Vorschläge für die Reform der Klöster aus geistlicher Feder der Vermehrung der Mönche das Wort reden, faßt unser Autor mit dem praktischen Blick eines Laien und Städtebürgers nur die Überfüllung der damaligen Klöster ins Auge, die er nahezu auf den Aussterbeetat setzt.[2]) Auch in den Ausführungsbestimmungen einiger innerkirchlichen Reformen gibt sich der Verfasser deutlich als Laie zu erkennen. Für diese nimmt er Partei, wenn er verlangt, daß die Dechanten den Pfarrern verbieten sollen, jemandem das Sakrament (Abendmahl) vorzuenthalten. Wenn er nun gar fordert, die feierlichen Begräbnisse abzuschaffen, um den Verwandten die Unkosten zu ersparen, „denn darüber freue sich die Seele mehr als über ein Begräbnis“,[3]) so können wir des Verfassers Persönlichkeit hier ganz genau fassen. Denn wir wissen von Binterim, daß die Geistlichen auf Provinzialsynoden gerade um diese Zeit gegen solche vorgehen wollen, die „gute und löbliche Bräuche abschaffen“, „wie es z. B. Bürgermeister, Gemeinde und Zünfte jetzt bei Begräbnissen und Anniversarien tun“.[4]) Unsere Schrift gehört also mit dem genannten Reformvorschlag zu den Laienstimmen, gegen welche die Geistlichen damals sich gerade kehren. Die zweite Hälfte unserer Schrift legt erst recht von der Persönlichkeit des Verfassers als eines Laien und Städtebürgers lautes Zeugnis ab. Des näheren aber charakterisiert er sich hier als in dem

[1]) Näheres Deutsche Geschichtsblätter IV, 11 ff. [2]) Ebenda S. 47. [3]) Ebenda S. 48 f. [4]) Vgl. Binterim a. a. O. S. 460. So auf dem Provinzialkonzil zu Trier 1423.

diplomatischen Dienste einer Stadt stehend. Schon die Art, wie er sich die Verbreitung seiner Reformschrift denkt, gibt er ganz nach dem Muster des diplomatischen Verkehrs unter den Städten an.[1]) Aber auch die Schilderung höchst eigentümlicher Erscheinungen in den Städten, wie die der Zünfte und Stadtsiegel, und die Übertragung der dabei entwickelten Gedanken auf ähnliche Erscheinungen des geistlichen Standes lassen den Städtebürger und städtischen Kanzleibeamten erkennen. Wie nämlich die Zünfte eine parcialitas seien und der „Gemeinsamkeit" widersprächen, so werden auch die „orden" eine parcialitas genannt.[2]) Den Wert des Siegels und seinen Mißbrauch im städtischen amtlichen Verkehr schildert er mit denselben Worten, wie er es im ersten Teil bei den Taxen für geistliche Besiegelung[3]) tut. Aber die Handlung des Siegelns und des damit verbundenen Stadtschreiberamts genießt bei unserem Verfasser eine besondere Wertschätzung. Er behandelt es in mehreren Kapiteln,[4]) so daß es gar nicht im Verhältnis steht zu dem Umfang der übrigen Reformvorschläge. Der Verfasser ist scheinbar sehr interessiert daran. Aber er ist noch mehr als das! Wir sahen oben, wie der Verfasser bei der Reform des geistlichen Standes überall reinliche und peinliche Scheidung des geistlichen Amtes vom weltlichen Besitz fordert. Aber jetzt erst in der zweiten Hälfte seiner Schrift, in dem Kapitel vom Stadtschreiber, erhebt er sich zu dem allgemeinen Satze von der Scheidung des Geistlichen vom Weltlichen auf der ganzen Strecke: „es sol sich lauter in alweg scheiden das geistlich und das weltlich." Aber auch die Forderungen im einzelnen über dieses Thema kennzeichnen den Verfasser nach der genannten Seite. So soll „kein priester weder stadtschreiber noch notari sein, es gehört lauter ihrem statt nit zu, als ihr doch in viel stetten sind".[5]) Ferner soll in allen Reichsstädten nur ein Stadtschreiber sein, der alle „Instrument" machen soll als publicus notarius. Denn „ihm ist höher zu trauen als den anderen". In einer Stadt soll nur einer sein. Es soll kein Geistlicher eine weltliche Sache versiegeln: „es soll sich lauter in allweg

[1]) S. 11 unten. [2]) S. 19 unten. [3]) Vgl. Deutsche Geschichtsblätter IV, 193 f. [4]) Vgl. unten VI. Teil, cap. 13 ff.

[5]) So in Nürnberg und in Öttingen; vgl. Joachimsohn, Gregor Heimburg S. 108, und derselbe, Humanistische Geschichtsschreibung, 1. Heft, S. 120.

scheyden das geistlich von dem weltlich". Diese Breite der Ausführung, das sittliche bis zum Protest gehobene Pathos zeigen, wie persönlich der Verfasser an diesem Thema des Stadtschreiberamtes interessiert ist; die Hebung seiner Stellung, die Ausdehnung seines Wirkungskreises, die Erlangung einer Monopolstellung als öffentlicher Notar und zugleich die Verdrängung des geistlichen Elements aus beiden Ämtern[1]) machen es undenkbar, daß auch nur ein geistlicher Stadtschreiber die Schrift verfaßt hat; er muß ein Laie gewesen sein. Dieses genauere Bild vom Verfasser als einem Stadtschreiber haben wir also aus beiden Hälften der Schrift auf zwei Wegen gewonnen. Wir erkannten den einen schon oben, daß nämlich des Verfassers Übersetzertätigkeit auf humanistische Bestrebungen jener Zeit zurückzuführen ist und daß sein Bemühen, die gelehrten Reformentwürfe durch Übersetzen zu popularisieren, mit seiner Stellung als Stadtschreiber in Zusammenhang steht; als solcher nahm er die literarische Vermittlerrolle zwischen den gelehrten Doktoren und Magistern einerseits und den Laien andererseits ein, auch hat er tatsächlich durch die vorliegende Schrift diese Rolle gespielt. Aus dieser Stellung heraus erklärt sich auch, wie der Verfasser dazu kommt, sich selbst als den Reformkaiser oder, wie er sagt, als Graf Friedrich von Landnau oder doch wenigstens als „graff Friedrich" auszugeben, der durch die Durchführung seiner Reform alle Länder neu und die Welt in Frieden setzen will. Recht glaubwürdig klingt hier die Vermutung Grauerts[2]) über diesen usurpierten Titel, als benutze der Verfasser die Friedrichssage, die damals auf die Landgrafen von Meißen übergegangen war, und der Verfasser verzerre Landgraf in Graf Friedrich von Landnau. Sie paßt um so besser, als diese Fassung der Kaisersage antiklerikal und auch von anderer Seite für 1439 ein „pfaffenfeindlicher Kaiser" vorausgesagt ist, da ja der Verfasser als Laie und Lobredner Sigmunds, des von den Geistlichen bei der Reform als Antichrist[3]) gefürchteten Kaisers, zu dieser kirchen-

[1]) Deutsche Geschichtsblätter IV, 195.

[2]) Grauert, Historisches Jahrbuch. 1892. S. 111 ff.

[3]) „Sigmund wurde schon auf dem Konstanzer Konzil bald als ein neuer Moses und König David gefeiert, der das hl. Grab erobern wird, bald als Vorläufer des Antichrist." Vgl. von Bezold, Zur deutschen Kaisersage, in

feindlichen Version der Kaisersage greifen mußte. Umgekehrt aber würde es dieser ganzen Erkenntnis geradezu ins Gesicht schlagen, wollte man einen Geistlichen gar als Verfasser der Schrift ansehen. Ebenso wäre es wunderlich, wenn ein armer Kleriker sich als Graf diese weltbewegende Rolle zuspräche. Es gäbe eben Unklarheiten und Rätsel ohne Ende. Ganz anders klingt es, wenn wir diese Worte einem Stadtschreiber einer Stadt von der Bedeutung Augsburgs, und wenn es auch nur ein im diplomatischen Dienste der Stadt Augsburg stehender Beamter wäre, in den Mund legen. Wir haben wiederholt schon Gelegenheit gehabt, von der Standeserhöhung der damaligen Stadtschreiber zu sprechen. Ihr zahlreiches Auftreten auf dem Baseler Konzil, sowie ihre literarische Rolle zu Hause in ihren Städten weisen darauf hin. Als sie sich allmählich zu einem Beamtenstand konstituiert hatten, wurden sie sich ihrer großen Bedeutung immer mehr bewußt. So stellten sie sich als die „literati" mit dem Adel auf eine Stufe.[1]) Wie leicht konnte aus diesem gehobenen Standesbewußtsein ein Usurpator sich den Titel „Graf von Landnau" beilegen. Nehmen wir noch seine eigene Charakterisierung als „rat des Kaisers" Sigmund hinzu, so verstehen wir außerdem aus dieser wichtigen Stellung seine Ansprüche. Denn dieser „Rat" ist nicht unmöglich; der Verfasser stand in Diensten des Kaisers und der Stadt Augsburg, bekam als Löhnung einmal zu Basel[2]) ein Kleid und vielleicht auch diesen Ratstitel. Wir wissen von Sigmund, daß er ihn wiederholt verlieh, sogar an einen Apotheker von Basel.[3]) Gewiß ist: als

Sitzungsber. der phil. u. hist. Klasse der kgl. b. Akademie d. Wissenschaften (1884), S. 583 und 585, und H. Finke, Bilder vom Konstanzer Konzil, in Neujahrsblätter der Bad. hist. Kommission (1903) S. 77 und 91. Allmählich wurde Sigmund bei den Geistlichen nur noch der große Züchtiger der Kirche genannt und als der Vorläufer des Antichrist gefürchtet. Darum wurde er gerade von den Laien immer mehr verherrlicht und von seinem Biographen, dem Laien Eberhard Windecke, verteidigt. Dieser behauptet, „Papst und Konzil hätten ihn (Sigmund) bevollmächtigt, ihren Streit zu entscheiden und nötigenfalls selbst eine Reformation der Kirche vorzunehmen". Vgl. von Bezold a. a. O. S. 583. Offenbar bringt hier Eberhard Windecke die öffentliche Meinung über Sigmund in den Tagen des Baseler Konzils zum Ausdruck, auf der auch die Unterschiebung unseres Verfassers, als sei seine Reformschrift auf K. Sigmund zurückzuführen, beruht. Vgl. die Weissagungen über das Jahr 1439 von Bezold, Hist. Ztschr. 41, 23.

[1]) Vgl. Boos, Geschichte der rheinischen Städtekultur III, 394 und II, 252: „Die ‚literati' genossen höhere Ehre als die gewöhnlichen Bürger."

[2]) Vgl. oben. [3]) Boos a. a. O. S. 126.

Usurpator mußte er sich strecken. Aber zur Legitimation vor dem mittelalterlichen Volke brauchte er noch eine höhere Autorität; das sollte der Kaiser Sigmund sein, da dieser nicht mehr lebte, die Prophetie.[1]) Diese erst ist der Sprengstoff, der seine Ideen unter den Massen zum Zünden bringen sollte. Doch darüber habe ich an angegebenem Orte bereits ausführlich gehandelt. Wir bleiben auf gerader Richtung in unserer Untersuchung. Aus dieser hat sich in bezug auf die Frage nach dem Verfasser bis jetzt als unumstößlich sicher ergeben: **Der Verfasser der Reformschrift ist unmöglich ein Geistlicher; er ist vielmehr ein Laie, ein Städtebürger und des näheren ein Stadtschreiber.** Es handelt sich nun darum, eine Persönlichkeit ausfindig zu machen, für die unsere Schrift paßt. Die Namen, die diese selbst angibt, sind ohne Zweifel unterschoben, was schon ihre Variation andeutet. Aus Friedrich von Landskron der Einleitung wird Friedrich von Lantnau am Schlusse der Schrift. Den Namen Friedrich erkennt man sofort als Spekulation auf die Friedrichssage beim Volke. Graf von Landnau ist passend als Verzerrung von Land-graf entstanden, und Landskron ist vielleicht von einem Abschreiber der Schrift eingesetzt worden. Ich glaubte schon in einer früheren[2]) Arbeit eine Persönlichkeit als Verfasser der Reformschrift namhaft machen zu können. Auch konnte ich oben im Verlaufe der Untersuchung auf dieselbe Person hinweisen, nämlich auf Valentin Eber, Stadtschreiber von Augsburg und Mitglied der ersten Augsburger Humanisten-Sodalität. Ich halte auch heute noch diese Vermutung voll und ganz aufrecht trotz der neuesten Anstrengungen Koehnes, sie zu verwerfen. Freilich läßt sich meine Kombination aus direkten Augsburger Quellen noch nicht genug kontrollieren. Eine Hauptangriffsfläche schienen ihm die Lebensdaten über Valentin Eber zu geben. Es sei ausgeschlossen, meint Koehne, daß ein so wichtiges Amt wie das des Stadtschreibers einem ganz jungen[3]) Manne, wie Valentin Eber damals es war, anvertraut worden

[1]) Ausführlich darüber mein Anhang in „onus ecclesiae" S. 79 ff.

[2]) In Hist. Vtjschr. 1902. Heft IV, S. 474.

[3]) Ich selbst habe vor Koehne schon in D. Geschichtsblätter IV, 218 darauf hingewiesen.

wäre. Im Verlauf seiner Beweisführung aber bemerkt er selbst, daß seine „Quelle für die Ermittelung des Dienstantrittes Ebers nicht schlechthin zwingend sei; denn man könnte allenfalls daran denken, daß Valentin Eber schon öfters für bestimmte Fristen angestellt worden sei". Dieses Eingeständnis Koehnes genügt vollkommen. Das steht nämlich fest, daß Valentin Eber schon vor dem Jahre 1439, in welchem unsere Schrift erschien, im diplomatischen Dienste Augsburgs mit Kaiser Sigmund stand,[1]) also erst recht schon als „ganz junger Mann".[2]) So bleibt meine Beweisführung in voller Kraft bestehen, da jedenfalls Valentin Eber schon vor der Abfassungszeit unserer Schrift in städtischem Dienst der Stadt Augsburg tätig war, also nahe Beziehung zum Stadtschreiber hatte, zumal er nach demselben Amte aspirierte und es auch später erhielt. So lagen ihm die Interessen dieses Amtes auch sicher schon vorher sehr am Herzen, und es muß wohl schon der Geist dieses Amtes auch auf unsere Schrift in der Weise gewirkt haben, wie wir es ja oben tatsächlich nachgewiesen haben. Übrigens übersieht Koehne, wie manche Forscher vor ihm, die das Detail der Schrift nicht genug gewürdigt haben, daß gerade das jugendliche Alter Valentin Ebers bei der Abfassungszeit unserer Schrift auf die Worte des Verfassers selbst ausgezeichnet paßt.[3]) Er spricht nämlich schon in der Einleitung seine Entschuldigung dafür aus, daß er es wage, den Papst zu reformieren. Gott wolle das, wie er einst „Josephat ains kaysers sun von India in seinen **jungen** Tagen weishait gab, daß er seinen vater und all **maister** in allen kunkreichen Indie **überkam**, er machet seinen vater christen und alle reich in india in seiner **jugend**". Wer merkt da nicht die Anspielung auf seine eigene Jugend und seine Beziehung zu Magistern (maistern), deren lateinische Reformpapiere er übersetzt und damit popularisiert hat? In dem Wort „**überkam**" liegt

[1]) Vgl. Städtechroniken V, 296 und 419, Anm. 2.

[2]) Vgl. über die Lebensdaten Val. Ebers Centr. f. Bibliothekswesen II, 249 ff. und Koehne, N. A. XXXI, 215 f.

[3]) Abgesehen davon, daß dieser Zug der ‚Jugend' unseres Verfassers schon paßt auch auf die Mehrzahl der übrigen Männer am Baseler Konzil, an denen Zimmermann, Die kirchlichen Verfassungskämpfe im 15. Jahrh., 1882, S. 91, ebenfalls gerade die ‚Jugend' hervorhebt.

sogar seine prahlende Selbstüberhebung über die Gelehrten, die er wiederholt zur Schau trägt.[1]) Auch da, wo er von einem Gleichnis des Matthäus spricht, das er ebenfalls auf seine Person anwendet, gebraucht er ähnliche Worte: „es sei denn, daß ihr werdet als der **jung.**" Und gar erst die bedeutendste prophetische Stelle (der „Fund", mit dem unser Verfasser prahlt) spricht deutlich von dem sacer **pussillus,** dessen Rolle der Verfasser spielen will, und die sich an Wünschelburgs[2]) Weissagung von einem **Knaben** anlehnt. Der Verfasser hat sich also selbst bei der Abfassung seiner Schrift ein junges Alter zugesprochen, ganz abgesehen davon, daß auch der polternde Ton, mit dem er wiederholt zu Gewalt und zu den Waffen ruft, ihn als jungen, temperamentvollen Draufgänger charakterisiert. Dieses junge Alter des Verfassers deckt sich also vollkommen mit demjenigen Val. Ebers bei der Abfassungszeit unserer Schrift. Auch hier könnte man sagen, ist aus der Fanfare Koehnes eine Schamade geworden.[3]) Der Verfasser der Reformation des Kaisers Sigmund gehört also unbedingt in die Reihe der bürgerlichen Reformer des ausgehenden Mittelalters, von dem „ersten typischen Publizisten des Mittelalters, dem untergeordneten Beamten und königlichen Advokaten Peter Dubois", dessen literarischen Doppelgänger ich Valentin Eber nannte, angefangen bis zum Verfasser der Reformation Kaisers Friedrich, also bis zu den Publizisten des Bauernkriegs.[4]) Unsere Schrift ist das hervorragendste Dokument der Laienpublizistik im 15. Jahrhundert. Sie ist keine Flugschrift im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sie wollte es nicht sein, sondern sie wollte einen kirchenpolitischen Akt der Fürsten, die Akzeptation, auch für die Reichsstädte fruchtbar machen. Aber wie ihr Vorbild bald zerfiel und ohne Dauer war, so erlangte auch sie niemals offizielle Bedeutung,[5]) sondern fiel bald in den Mißkredit einer Flugschrift. Der „Fortschritt", der in unserer Schrift sich kund-

[1]) Näheres unten im Text.

[2]) Vgl. meine Schrift „onus ecclesiae", Anhang S. 82 f.

[3]) Vgl. noch die Widerlegung anderer Einwände Koehnes in Deutschen Geschichtsblättern VII, 231 ff.

[4]) Vgl. Deutsche Geschichtsblätter VII, 247 ff.

[5]) Allerdings einmal, aber erst viel später, als ihr Ursprung und ihre Bedeutung ganz vergessen waren. Vgl. oben Einleitung S. V.

gibt, ist die Hervorkehrung des dritten Standes, des Städtebürgertums, das der Vorläufer des modernen Staatsbürgertums mit seinen liberalen Ideen geworden ist. Er liegt des weiteren in dem neuen Berufe, dem des Stadtschreiberamtes, in dessen Mitte die Wiege der modernen Kultur und ihrer Säkularisierung stand. Er ist der des Humanismus, der mehr weltlichen Bildung oder „laischen Gelehrsamkeit", die hier zum erstenmal, dazu gleichsam in subalterner Form, in der Halbbildung des Stadtschreibers ihre Fittiche auf dem kirchen- und staatspolitischen Gebiete regt.

# (Vorrede.)[1]

Almachtiger *got,*[2]) schopffer hymels und des ertrichs, gib kraft und tuo gnad, gib weizhait zů volbringen nach *dem* aller säligosten *stant* ain ordnung[3]) zehaben gaistliches und weltliches stattes *und wesens,* in *dem* dein hailiger name und gothayt bekant werd; wann dein zorn ist offen, dein ungnad hat uns begriffen; wir gangen als die schauff on ainen hürtten.[4])

[1]) Diese Überschrift ist von mir hinzugefügt nach den in Anm. 3 angeführten Vorbildern. Daß der Verfasser selbst diese erste Partie als eine einleitende Vorrede betrachtete, geht aus seinen eigenen Worten hervor, mit denen er hier auf die eigentliche Reformschrift hinweist: „als ihr sehen werdet hernach in der Reformation." So öfters.

[2]) Kursive bedeutet die bessere Lesart der Wiener Handschrift. Vgl. auch „Nachträge".

[3]) Dieses religiös-erbauliche Kolorit, das wir in der ganzen Schrift, aber besonders in der Einleitung beobachten können, ist in den Vorreden zu derartigen Schriften den mittelalterlichen Schriftstellern etwas ganz Geläufiges und ist nicht, wie Koehne meint, der „Geistlichen Litteratur" allein eigen (vgl. N. A. XXXI, 224). So beginnt der Schwabenspiegel in seiner „Vorrede": Herr Gott, himmlischer Vater ... Ebenso liest sich die Reformschrift des oberrheinischen Revolutionärs teilweise wie ein Erbauungsbuch, und die sog. Reformation Kaisers Friedrich beginnt ihre „Vorred": „Allmächtiger, ewiger Gott, Dir sei Lob, Ehr und Dank gesagt." Der Schluß von diesem geistlichen Ton der Schrift auf einen geistlichen Verfasser ist deshalb falsch. So waren die Verfasser dieser drei genannten Schriften Laien. Auch ist es nicht klug, die Möglichkeit des Nachweises, daß unser Verfasser von Erbauungsbüchern oder Volkspredigern abhängt, für alle Zeit abzusprechen, wie z. B. von den Predigten des Berthold von Regensburg, der auch in Augsburg predigte, und die vielfach nachgeschrieben und verbreitet waren; vgl. meinen Aufsatz in N. A. f. ä. d. G. XXIX, 502.

[4]) Eine Reminiszenz an die hl. Schrift und viel gebraucht. So sagt Burkhard Zink in Chroniken der St. V, 228 über die Vereinsamung der Städte gegenüber den Konspirationen der Fürsten: die Städte „gehen weislos als die schäflein ohne hirten". Unser Verfasser gebraucht diese Worte für dieselbe politische Situation. Ob er deshalb diese Stelle aus dem Schwabenspiegel hergenommen hat, ist fraglich. Dort heißt es nach Koehne N. A. XXXI, 225: „darumb giengen wir alle irr als die hirtlosen schaff."

O Herr, wir gangen in dein waid on urlâb; gehorsamkait ist tod, gerechtikait leidet not,[1]) nichtes statt in seiner rechten ordnung: Deviat ab ordine totum quod movetur, labitur, exuritur, viribus deletur. Hirumb underzeucht uns got sein gnad und pillich; wann wir übersehen seine gebott, wann was er gebotten hatt, das wirt leichtiklich gehalten on alle gerechtikait. Aber ains sol man wissen, das es nit mer wol gan mag, man habe dann ain rechte **ordnung des gaistlichen und weltlichen stattes,**[2]) wann *sy* stand blos on alle lydmaß. **Darumb sind ermant des ersten all ir edlen reichstett, wann das howpt ist zekranck, die gaistlichen und weltlichen howpter land vallen, was in von gott empfolhen ist, und wann man es recht ansicht, so statt es nur an den reichstetten: wann die *schlieffen* und nit *wachten,*** so wäre die cristenhait gots und aller seiner gnaden ***empfrembt,*** und wer alles recht ton got unmaer, wann gottliche ordnung erloschen statt. **Darumb nyemand zu ermanen ist, dann allain die reichstett.**[3]) **Die hochen howptter sind nit ze ermanen, wann si hand das unrecht in mit gewalt; unser herr der kayser und der kunig mugend iren statt nit mer behalten; der hochwirdig statt ist abgezogen dem reich von den kurfürsten,**[4]) **das unser reich kranck, plöd und swach ist. Darumb ir edlen reichstett, sind ermant, bei got dem vatter, bei Jhesu Cristo, bey seinem rosenfarben plůt, das er durch uns vergossen hatt, das ir ansehent, wie wir von got gefreyet seyen, wie wir uns halten sullen, wie alle ordnung kein lydmaß hatt, die recht sey.** Tond darzů, als ir das obrost glid seit, uff die in dißer zyt die cristenhait wol gebawen ist. Ir sullent wissen, wie das haylig concili ze Basel gesamnet ist. Es sol da geschehen ain rechte **reformacion, der gaistlichen und**

[1]) Der Reim ist zu beachten! Ein Knittelvers aus einem Pamphlet, wiederholt auf S. 7.

[2]) Nochmals sei darauf hingewiesen, daß mit Fettdruck die Stellen bezeichnet sind, die für meine in der Einführung oben vorgetragenen Ansichten sprechen, mit Sperrdruck solche, hinter denen man Vorlagen von anderen Reformplänen zu vermuten hat.

[3]) Den Zusammenhang dieser Worte mit der Zeitgeschichte habe ich in der Einführung gezeigt.

[4]) Den Zusammenhang dieser Stelle findet man oben S. XXI ff.

**weltlichen stat** sol wol geordnet werden. **Aber die gaistlichen howptter wollend sich an vil stucken sperren, sie wend das unrecht nit lassen vallen, als ir hören werdent hernach**[1]) in der reformacion. Aber ains sol man aygenlich wissen, das der prest ligt an der cristenhait,[2]) und wie man in gewenden mug, der fund ist funden[3]) von den gnaden gottes, das aller geprest leichtiklichen gewendet wirt, wer got und dem hailigen cristenlichen gelauben trew wil sein. Aller geprest ligt größlich an zwain stucken: an den gaistlichen ligt grosse simony, das ist als vil als *gaistlicher* wůcher. Dieselb hatt allen gaistlichen stat vergift. An den weltlichen ligt der geitz,[4]) der alle freuntschaft zertrent, und ufsatz, untrew und vil ander unrechtes darvon *meret und dabei* uffstaut.

Wie nun simoni und geitz aufgewachsen sind, sond ir hören. Simony ist uffgestanden des ersten in des pabstes hof, als ich ew sag. Es ist by zwainhundert jaren,[5]) das der hoff ains pabstes wol stund in gůter ordnung, als er geordnet was

[1]) Dies Wort zeigt, daß wir uns noch nicht im Hauptteil der Schrift befinden.

[2]) Für „christenhait" hat die Wiener Handschrift: priesterschaft. Doch das widerspricht dem Zusammenhang. Der Verfasser spricht kurz vor und nach dieser Stelle vom geistlichen und weltlichen Stand, also von der ganzen „christenhait".

[3]) Dieser „Fund" ist die Prophetie des jüngsten Propheten auf das Jahr 1439, die er unten anführt; vgl. darüber meine Schrift: Die Flugschrift „onus ecclesiae" mit einem Anhang über sozial- und kirchenpolitische Prophetien, 1901, S. 81. Die Worte „der fund — will sein" wiederholen sich unten S. 10.

[4]) geitz = avaritia, Habsucht. Die Klage darüber ist damals allgemein. Burkhard Zink sagt für Augsburg: „wir sein hoffertig, neidig, und heßig gen einander und ungerechtigkeit, valschheit, untreu .... alle posheit regiert in uns, geitigkeit .... jedermann sucht sein eigennutz und wenig ist, der ein gemein nutz suchet." St.-Chr. V, 97 (zum Jahr 1420). Schon in der hussitischen Bewegung singt ein Dichter:

„Hochvart, haz und geitigkeit
sind nie so chreftig worden."

(Vgl. Höfler, Geschichtschreiber der hussitischen Bewegung, II, 52 ff.)

[5]) Diese laudatio temporis acti ist in der damaligen Reformbewegung häufig. So hat sich die Denkschrift der deutschen Nation vom Jahre 1417 diese schon zu eigen gemacht, wie vor ihr Nikolaus von Clemanges und Dietrich von Niem. Sie spricht von einer Blütezeit der Kirche in den ersten zwölfhundert Jahren; vgl. v. d. Hardt IV, 1420 f. Nach einer ähnlichen Vorlage sagt unser Verfasser, daß es etwa vor 200 Jahren (also auch in den ersten zwölfhundert Jahren) noch gut stand am päpstlichen Hof. Dies stimmt natürlich nicht mit der Angabe des Kaisers Konstantin und des Papstes Sylvester. Andere bessere Kenner der Geschichte setzten damals als Grenzscheide zwischen der Blütezeit und der Verweltlichung der Kirche die Zeit Bonifaz' VIII. fest; vgl. Haller, Papsttum und Reformation I, 23.

des ersten von dem kayser Constantino[1]) und bey Sant Silvestro und ward das patrimonium Sant Peters der hailigen kirchen wol *aufgezaichnet,* das der hoff und all cardinäl erlich bestönden und noch heut by tag erlich und wol beston mugend. Von dem patrimonium sölt der pabst ain tail haben und die cardinäl zwen tail. Was aber das patrimonium sey sant Peters, das hörnd. Item von Anconitano, item von Spoletano, item von Nappels. Item von Peruß, Verrar, Bononi, und von andern herschafften und grafschaften, wann si mit trewe der hailigen kirchen verainet wurden, so gevielen mer dann ze fünfmalhunderttusend kamerguldin darvon; darzů *Cili,* Avion, und menge herrschaft darzů, das auch menge hundert tusend guldin tätte, darmit der hoff ains pabstes erlich ußgericht wurd noch hewt beytag. Denn es was angesehen, das die hailig kirch kain betrübnuß haben solt, das alle ding von hof erlich erworben wurden und man kein gotsgab, als die sacrament sind,[2]) und die pfrenden luter gelyhen und gegeben wurden in gnaden, als gots meinung ist, da er spricht: Gratis accepistis, gratis date. Ir hands umb suß besessen, so gebends ouch umb suß. Nun muß man von der

[1]) Der Verfasser meint damit die Konstantinische Schenkung. Auf sie wurde von der spiritualistischen Richtung in der Kirche ihre Verweltlichung zurückgeführt. Von unserem Verfasser wird sie dagegen verherrlicht. Das zeigt aber gerade, wie weit er von diesem Kardinalpunkt der ketzerischen Anschauungen des Mittelalters entfernt ist. Man hätte ihn schon deshalb nicht als Ketzer oder Hussit brandmarken dürfen. Der Verfasser geht häufig auf diesen Kaiser und das christliche Altertum zurück, offenbar um seine Reformvorschläge zu rechtfertigen und ihnen höheres Ansehen zu verleihen. Entlehnt hat er diesen Griff hauptsächlich dem Schwabenspiegel, der ebenfalls Kaiser Konstantin und „Sant Sylvester den Papst" als den Urheber des Rechts feiert; vgl. Goldast, Reichssatzungen I. Teil, 1712, S. 32 u. 33.

[2]) Mit dem Kaufen von „gottsgaben" oder Sakramenten meint der Verfasser die Stolgebühren, die anfangs zuerst und freiwillig für Spendung von Sakramenten und Sakramentalien gegeben wurden, aber durch die Gewohnheit zu Abgaben wurden. Da die finanzielle Lage des Pfarrklerus immer prekärer wurde, bildeten diese Stolgebühren neben dem Zehnten die hauptsächliche Einnahmequelle. Auf ihre Zahlung wurde deshalb so sehr gesehen, daß es schließlich den Anschein hatte, als müsse man die Sakramente förmlich kaufen; vgl. Hefele, Über die Lage des Klerus, besonders der Pfarrgeistlichkeit, im Mittelalter, in Theologische Quartalschrift, 1868, S. 110. Schon auf dem Konzil zu Pisa wurden Forderungen laut, daß die Prälaten kein Geld für geistliche Handlungen nehmen und der Papst ein bestimmtes Einkommen haben soll, aus den Zwanzigsten des Klerus und den Einkünften aus dem Kirchenstaat. Vgl. Zimmermann, Verfassungskämpfe S. 21.

penitenciarey aplaß der sunden hert bezaln,[1]) das ist in got hert simoni und sund. Item in der correctory dasselb, item in der cantzley[2]) dasselb; nichts gat von hoff umb suß; das alles ist wider die ordnung der cristenhait. Das hand nun die bischoff auch begriffen und ist kommen vom howpt bis an den minsten.

Item wie symoni under den gaistlichen ufferstanden ist, sol man wissen, das bey zweihundert jarn die cardinal von dem hoff jr pfrenden hetten gnug, und alle ämpter wol besetzt waren, das nyemant kain trang noch kummer ze hof hette.[3]) Es hatt kain ampt nichts, denn das es von hoff erlich besetzt was. Seid sind die päbste zůgefaren und hand genomen den cardinelen, was si niessen solten von dem patrimoni Sant Peters, und hand den cardinelen bystub und aeptien und die grösten

[1]) Für das Jahr 1436 berichtet der Chronist Erhard Wahraus in Augsburg: „auch hier wurde ein stock aufgerichtet und dazu ablaß geben. Da teiltens die pfaffen unter sich und lösten sich aus der herberg zu Basel im konsily und wurden die laien geleicht." St.-Chroniken IV, 323. Die Worte „Ablaß der sünden" zeigen, wie populär diese Anschauung bei den Laien damals war. Anlaß dazu gab der Doppelsinn der Worte: „remissio peccatorum" = Ablaß der Sünden oder richtiger: der Sündenstrafen. Vgl. die wichtige Literaturangabe über Ablaßlehre und Praxis in damaliger Zeit bei W. Köhler, Katholizismus und Reformation (Vorträge der theolog. Konferenz zu Gießen, 23. Folge) 1905, S. 32 u. 79. Denn schon im 13. Jahrhundert erklärt eine Mainzer Synode, daß die Menschen (also Laien) glaubten, der Ablaß befreie von der Sünde und ihren Strafen. Es mache deshalb der Ablaß die päpstliche Schlüsselgewalt verhaßt (vgl. Mansi, amplissima collectio XXIII, 1102). Auch auf dem Konzil zu Konstanz nannte man das Ablaßgeben um Geld Simonie, und „unzähligemal ist das Schlagwort der Reformation auf dem Konzil wiederholt worden: gratis accepistis, gratis date." Ebenso singt ein Dichter:

„ir hant empfangen gar umsunst
von mir all gottes gelaub und gunst,
umbsunst so sollt irs menklich geben,
das peut ich eu pei ewgem leben."

(Liliencron, Historische Volkslieder I, 50, 11, 76ff.) Viele Geistliche sprachen es offen aus, daß dies Treiben besonders den Klerus beim Volke verhaßt mache. (von der Hardt I, 881.)

[2]) Mit „penitentiarey, cantzley und correctory" sind die drei Beamtenkategorien an der Kurie bezeichnet: die Gnadenbehörde (sacra poenitentiaria apostolica), Justizbehörde (auditores causarum palatii apostolici oder rota) und die Expeditionsbehörde (protonotarii et abbreviatores). Die Vertrautheit damit zeigt den Kanzleibeamten.

[3]) Die Pfründenjagd der später sog. Kurtisanen am Hof schildert die Schrift aureum speculum des Albert Engelstet von Prag zur Zeit des Konstanzer Konzils: „Die Schurken besuchen die Kurie wie einen Marktplatz. Begegnen sich zwei oder drei, so sagen sie anstatt des Grußes einander den Kurs der verschiedenen päpstlichen Gnaden"; vgl. Zimmermann S. 27.

pfrend gegeben und erlaubt, umb das, das *ain pabst* möchte ganz einnemen, das dem hof gemainklich zůgehört. Also ist es darzů komen, das kain ampt im hoff ist, es werd mit kirchen außgericht,[1]) und gesehent *sy die* dennocht nynder, noch wirt got noch die selen getröst. Also seit das der pabst ze hof verhengt hat sölichs, so hand auch stifften und clöster auch uff kirchen[2]) gestelt mit clainer warhait. Sy hand auch etlich gekauft, als yetz fast gewohnlich ist.[3]) Si schreiben gen hoff: wir seyen verbrunnen, wir haben krieg, wir seyen zerstört[4]) und vinden ursach, das alles erlogen ist; mit urlâb, wa sind die widemgutter, darauff die stifften und die closter sind geweydemt worden, die si noch heut beytag hand? Und do sie kain kirchen hetten, da warn der person mer in gotsdienst, wann nun sind.[5]) Seid das es also ergangen ist, so wirt nyemand mer hailig noch sälig, weder pabst, noch bischof. Also ist ains nach dem andern ergangen, das sich ouch die thumherren nit lassen gnügen jrer pfrenden. Si müssen auch kirchen darzů han, villeicht mer dann aine. O wol großklich wider got. Wie man in aber tůn sol, wördent ir in dieser nachgeschriben[6]) reformacion hören.

---

[1]) Getroffen werden hier die päpstlichen Reservationen, wonach der Papst unter Suspension der bestehenden Kollaturrechte eine Anzahl Benefizien aller Länder sich zur Vergebung vorbehielt, sie dann häufig an Landesfremde, meist an Italiener, verlieh. Namentlich war der landesangehörige Klerus zur Zeit des Schismas sehr benachteiligt worden durch die gleichzeitige Einziehung von Annaten und Geltendmachung der Reservationen, Provisionen und Expektanzen von seiten mehrerer Päpste und durch den großartig betriebenen cumulus im Benefizialwesen. Hefele a. a. O. S. 99. Vgl. diesen Abschnitt mit dem auf S. 20. Vieles ist Wiederholung.

[2]) „clöster" statt „kirchen" ist Wiederholung des Abschreibers. Der Zusammenhang will „kirchen". Denn diese werden nach des Verfassers Meinung einmal von den Päpsten an sich gerissen, dann von den Stiftern und Klöstern und schließlich auch von den Domherrn.

[3]) Von den Bischöfen wurden oft Kirchen sogar an Laien verkauft. Hefele a. a. O. S. 104; vgl. auch das Folgende: Item kirchen verkaufen.

[4]) Genau dieser Fall ist von der Pfarrei Flerzheim vom Jahre 1477 überliefert. Papst Sixtus IV. inkorporierte die Pfarrei Flamersheim dem Zisterzienserkloster Heisterbach, welches durch Kriegsereignisse und andere Unglücksfälle in seinem Einkommen schwer geschädigt worden war; vgl. Armin Tille, Übersicht über den Inhalt der kleineren Archive der Rheinprovinz, 1898, III, 178.

[5]) Diese Stelle wird von Boehm als verderbte Lesart angezeigt. Ich habe sie in dieser lesbaren Gestalt aus der Konkordanz Boehms zusammengeflickt, statt „die person mer und mer gotsdienst."

[6]) Dies Wort zeigt ebenfalls an, daß wir noch nicht im Hauptteil der Schrift uns befinden.

Item kirchen verkouffen[1]) und verwechseln ist gemain worden. Das verhengt auch der pabst; yetz verhengents auch die bischoff. Also hat simoni ain ursprung und reichsnet[2]) über all an den gaistlichen.

Item der geitz reichsnet in den weltlichen, als ich euch sag. Seid das die gaistlichen vil pfrenden niessent unverdyent, so hand die layen das begriffen und hand auch etlich kirchen; sy wůchrend[3]) und furchauffent, und was uffsatz und untrew bringen mag, das ist gemain worden. Sy sprechent: Ist symoni an unsern houptern zimlich, so ist auch uns der geitz nit sund. Es getarr kain gaistlich howpt kain straf mer tůn, das macht ir aigne offne schulde. Darumb mag es nit mer wol gan noch sich nieman mer frewen, wann gotes gericht stat[4]) uns allen ze unhail, *lieb* zekumer und zeleyden. Gottes gebott spricht: halt deinen neben menschen lieb, als dich selb. Das ist tod und tregt ain yeglicher mensch seinem neben menschen ain fegfuir vor, pein und kumer. Hilff, trew und raut ist tod und leidet gerechtikait not, von geitz wegen erzurnet der sun den vater. Zeitlich pös gwinne hand den lauf, wer sich dar inne wol üben mag, den schätzt man für wiß und listig. Laster und unrecht ist er worden. Her Almechtiger got, gib hilff, das wir zů recht komen, das unser vernunft und dein göttliche gnad nit ain schaiden hab und so gar von dir empfremdet werd. Sol man aber kumen zů gotlicher ordnung, so můß es

---

[1]) Schon frühe im Mittelalter von Bischöfen geübt, indem sie kirchliche Ämter, Kirchengut, das Zehntrecht an Laien verkauften. Diese setzten dann Vikare auf die Kirchen, die das Amt ausübten. Hefele a. a. O. S. 104. Von hier geht die Linie zu den Administratoren in Bistümern aus der Reformationszeit.

[2]) reichsnen = regieren.

[3]) Schon im Jahre 1393 heißt es für Augsburg: „es kam ein pfaff her von Baubenberg, der predigte von wuchern sehr und fest". St.-Chr. VI, 96.

[4]) Burkhard Zink spricht ebenfalls in seiner Chronik wiederholt von den „großen Sünden" in Augsburg zu jener Zeit: Alle Menschen „leben jetzt in großen schweren sünden, in großer falschheit, untreu und bosheit, in neid, in haß und leider lützel leute Gott vor augen haben". St.-Chr. V, 184. An anderer Stelle sagt er, der Laie: „alle menschen sind undankbar und danken gott selten umb alles, das er um unserwegen gelitten und getan hatt, und umb solch unser groß sünd und undankbarkeit so plagt uns gott und verhengt über uns, daß uns die pösen straffent, ach herr gott bis (= sei) uns gnädig durch deine grundlosen barmherzigkeit". Ebenda S. 97. Wir finden also hier in der Chronik genau denselben religiös-erbaulichen, sittenstrengen Ton bei einem Laien und Städtebürger in Augsburg für dieselbe Zeit, die unsere Schrift im Auge hat.

zůgan durch gottes kraft und durch das weltlich swert; das sol man brauchen in rechten nöten durch gottes und des gelauben willen und *um* gerechtikait. Man vert über mer fechten durch gerechtikait umb[1]) des gelauben willen, so vil mer sol man vertreiben und tötten, der wider göttliche ordnung ist, wann si sind mainaid an got, dem sie in *der* tauf gesworn hand. Sie niessent unbillichen gottes gaben, als **die gaistlichen prälaten tond, die allermaisten wider sälige hailige ordnungen sind, die lang volendet wärn, wan das si es nit[2]) hinderten.** Aber ains, alle getrewe cristen sind mit got und helffend schirmen; alle, die es anhebent, den sol man beholffen sein bey *ain ermanung* aller gerechtikait und bey der marter Jesu Cristi, das wir seiner gerechtikait beygestendig seien bis uf den tod. Ich main gantz ewig leben dardurch haben *sol.*

*Wil* man nun ain recht ordnung haben, so můß man mercken die siben sacrament, auß den sich ziechen alle gerechte ding, wann auch alles unrecht yetzund[3]) widirget[4]) den selben sacramenten. Das erst ist rechte rew,[5]) daran niemand yetz recht ist, wann umb die missetat, so der mensch rew haben sol zů ainem nicht mertůn, kert er alweg wider zů der sunde. Das ander ist luter beicht, die plöd ist und ungerecht, wann niemand sich haltet, als er pillich sol. Item noch die puß niemand als fruchtbarlichen haltet, als man solt. Nyemant wider kert, nyemand erfult, das er versawmpt hatt. Das dritt ist die ee; nyemand haltet die, als recht wär. Der ee aigenschaft ist ainbarkait, trew und ainig leiblich wessen in rechter stätikait, das yetz niemand haltet mit trewen. Das vierd ist das wirdig[6]) sacrament, das

---

[1]) „und" habe ich in „umb" verwandelt, weil es sinngemäßer ist und die Stelle später fast genau so wiederkehrt. Vgl. unten S. 10.

[2]) „nit" eingesetzt nach den Baseler Druck 1577.

[3]) Für „yetz sich [un]" nach Boehm ist zu lesen „yetzund" nach dem Baseler Druck 1577. „sich" ist Wiederholung des Abschreibers.

[4]) „wirdiget" muß wohl richtiger heißen „widirget" = zuwidergeht, oder -läuft.

[5]) Aus verschiedenen Stücken des einen Sakramentes der Buße macht der Verfasser zwei Sakramente: Reue und Beichte und Buße („puß"), die Firmung fehlt; doch ist die Zahl 7 richtig.

[6]) „wirdig" ist der Überlieferung nach einzusetzen.

niemant wirdiklich empfachet in beraitung, weder die gaistlichen noch weltlichen. Darvor noch darnach sich niemant hüttet vor sund, das ist ain sach, das man got nit furchtet. Das funft sind die örden.[1]) Sehent an, wa wirt an kainen die regel gehalten liederlich, unernstlich; ich můß es reden gegen got spöttlich. Das sechst ist die tawff, die uns gerainiget hat und wir got gesworn haben, unsern gelauben ze halten und cristenlich ze leben; wir werden aber mainaid menigmal an unserm herren und got. Das sibent ist das hailig öl, das uns rainget und ain wegweiß ist zů dem ewigen leben. Das wirt unbekantlich empfangen und gehalten dick und vil unvernünfftiklich. Und an dem letsten, so der mensch kain vernunft mer hatt, an dem mag es auch kain frucht bringen. Sy mugent got nit loben noch bekennen ir schuld. Wann nun die siben sacrement got uns so trostlich zůgeschiket und geordnet hatt so gar zů allem hayl und wir aber alle leychtiklich halten, darumb underzeucht uns got sein gnad, das nit unpillich ist.

Darumb ist notturfftig, das man in der reformacion růre die siben sacrament,[2]) die gend auch den weg on alle gerechtikait in dem gaistlichen stat, und ist[3]) notturfftig, das man wisse in ainem yeglichen stat, wie ain person sein sol, darnach wie er

[1]) An Stelle der Priesterweihe stehen scheinbar die „örden". Doch dieses ist Übersetzung von „ordines" = Stufen, nämlich niedere und höhere bis zur eigentlichen Priesterweihe. Deshalb „ordines" = Weihen oder die Priesterweihe; vgl. die Einführung oben. Diese Stelle ist entweder eine mißverstandene Anlehnung an die „sieben Gaben des hl. Geistes", wonach die Reformanträge des Cesarini angeordnet waren, oder ein entstellter Auszug aus einer Predigt Bertholds von Regensburg, die er zu Augsburg über die sieben Sakramente hielt. Solcher Niederschriften von unkundiger Hand gab es sehr viele. Berthold sah sich gerade wegen ihrer Fehlerhaftigkeit genötigt, eigene Ausgaben zu veranstalten. So sagt Berthold in dem Prolog zu seinen Sonntagspredigten, ‚daß einige Kleriker und Ordensleute von beschränkter Fassungskraft sich bei seinen Vorträgen manches notiert, was sie verstehen konnten, daß sie indes auch viele Irrtümer notiert hätten'. E. Michael, Geschichte des deutschen Volkes II (1899), 151 f.

[2]) Der Verfasser will also die sieben Sakramente in ein ähnliches Verhältnis zu seinen Reformvorschlägen bringen, wie es Cesarini mit den sieben Gaben des hl. Geistes getan hat. Die unmittelbar an diese sieben Sakramente wie bei Cesarini an die sieben dona s. Spiritus angeschlossene kurze Disponierung seiner Schrift gibt einen Wink, daß unser Verfasser an die Stelle der ihm vielleicht weniger verständlichen sieben dona die sieben Sakramente setzt, freilich ohne sie ebenfalls zu kennen.

[3]) „das notturfftig ist" gefällt mir weniger als „und ist notturfftig" der Überlieferung.

sein gotesgaben niessen solle, mit wie vil gult, es syen örden oder weltlich priester, es sey der pabst, cardinal oder bischoff. Darnach wie yeglicher statt sein ordnung halten solle, es sey aber der pabst oder bischoff, weltlicher priester, orden, wie si genant seyen, und wenn die drew in rechter ordnung stand, so mag es in gaistlichem statt nit mißlich stan und werdent alle ding mit got verainiget, Gottes zorn gemiltet und komen gůte jar[1]) und wurden unsre gůte werck fruchtbar und komen uns alle ding zum pesten. **Aber die prelaten lassen sich nit gern reformieren, noch die örden, wann sie lassend nit gern von hand.** Darumb sol niemand erschrecken. Der fund ist gefunden, das es leichtiklich zůgat mit gottes hilff und krafft. Will man got trew sein und ansehen **die gerechtikait gotes,** so wirt man sehen, das erfult wirt gotes wort, da er spricht in dem Evangelio: Es wirt ain hiert und ain schafstal. Darzů sollent pillich ermant sein alle houpter der cristenheit, die ***dem gotlichen*** **Recht**[2]) verbunden sind zehalten und zebieten und das swert ze brawchen ritterlich. Man vert über mer und ficht an die haiden und störbent da umb den glawben. Beliben sy hie haiment und strafftent die cristen, die got in allen sachen übersechent und mainaid werdent, das wär ain gůte merfart ohne zweiffel. Hielten wir unser ordnung cristenlich, all haiden und ungelaubigen kerten bald zů uns.

Darumb ir edeln fursten und ir edle herren vnd ir werden ritter, ewern adel und ritterliche werck zimpt, diß zeschiermen und ewern ernst darzů[3]) zetůn. **Und ir wirdigen Reichstett, so man alle die welt rechnet, so sind ir doch die glider, die an gotlichen Recht nit weichen sollent, ir habt ewer freyhait von der Cristenhait, ir sind des hayligen glaubens**

[1]) Im Jahre 1437/38 war Teuerung in Augsburg. St.-Chroniken V, 160 ff.

[2]) Das hier und sogleich darauf gebrauchte Schlagwort: „Die Gerechtigkeit Gottes" und „Das göttliche Recht" ist also schon um diese Zeit sehr geläufig, im Bauernkrieg hat es erst recht seine faszinierende Gewalt ausgeübt; vgl. meine Schrift „onus ecclesiae", Anhang S. 85, 104. Die Worte: Der Fund . . . bis gottes, sind Wiederholung. Vgl. S. 3.

[3]) Auch hier, wie häufig, schließe ich mich der korrekteren Lesart der ziemlich seltenen Baseler Ausgabe vom Jahre 1577 an. „Darzu (brauchen und) zetun" Boehm.

**schirmer und recht vogt**; wann es not wurd und baide fursten und herren und ritterschaft, ermant werdent mit unser geschryft und ordnungbûch, wie die botten[1]) zu ewch komen, das ir sy in schierm setzent und gelaytend in ewer aigen koste, und wärent sy ichzig notturfftig, das ir in daran dientet und also verhüttent fur underdrucken und hinderung diser säligen und hayligen ordnung. Diß gepieten wir bey unsers reichs hulden und bey der pene hundert marck goldes, wer darinn vermeldet wirt. Wir ermanen ewch ouch bey got dem hern, bey aller seiner gerechtikait, bey seinem plûtvergiessen und bey seinem tod, den er gelitten hatt durch unsern willen. In derselben ermanung so sollen sein all gemain cristen, jung oder alt; wer es im zû hertzen lat gan und diß furdert, der sol pillich von dem hayligen reich gerufft[2]) werden und von got gewert, wes er pittend ist, es rür[3]) leib oder sel. Item, es sol ouch ain yeglicher fürst oder her, land oder stett, dise ordnung in ainem bûch behalten und schnelliclich lassen abschreyben umb das, *das* die presten verhüt mugen werden, ob kumer aufstond oder yemant ungehorsamen were. Wa sich das funde, es wer an gaistlichem oder an weltlichem statt, oder an weltlichen houptern, so sol sein leib menglich empfolhen werden und sein gût anzegriffen und abzenemen von der welt. Wann die ungehorsamen sind got nit nutz. Sind sy aber gaistliche houpter, so sol man sie berâben aller irer pfronden und umb die ampter komen, es seyen joch[4]) bischof, doctores oder priester. Sind es clöster, so sol man sy zerstoren gantz und gar.[5]) Diß ist nun pillich, wann got will rechte gehorsamkait haben von den seinen, er will ouch, das sy nit niessend seyen, das symoni rüret, noch kain gût, das unrechtfertig gût sey. Wie man das zerstoren mag, da tût man got vill

[1]) Offenbar sind Städteboten gemeint. Hier ist an den Vollzug der Reformpläne vom Verfasser gedacht, und zwar nach der Weise des diplomatischen Dienstes in den Städten.

[2]) „ruffen" = rühmen.

[3]) „rür" = berühre oder betreffe.

[4]) joch = fürwahr.

[5]) Thudichum a. a. O. leitet aus dieser Stelle den Satz ab, als fordere der Verfasser auf, die Klöster zu zerstören. Das ist, in dieser bedingungslosen Form gesagt, falsch. Nur beim Widerstand gegen seine Reform fordert unser Verfasser dieses Radikalmittel.

dienst mit.[1]) Also sol man bey der vorgenanten ermanung hertiklich gebunden sein.

Man sol nun ansechen und in die ordnung gan **von dem houpt bis an dem minsten.** Doch sol man ain urlâb nemen von got dem vater, den in ain ordnung ze setzen, der gotes stathalter ist, der alle welt regieren solt, da aber aller gepresten aufgestanden ist. Diß sol nu villeicht sein, als got wol ordnen mag, **durch die klainen,** als er tet, da er Josephat[2]) ains kaysers sun von India in seinen **jungen** tagen weißhait gab, das er seinen vater und all **maister** in allen kunkreichen Indie **überkam.** Er machet seinen vater cristen und alle reich in India in seiner **iugent.** Es spricht der ewangelist:[3]) Abscondisti hec a sapienti-

[1]) Diese Wendung kehrt oft in unserer Schrift wieder und ist entnommen aus Joh. 16, 2. Es wird in diesen Worten von Christus die Zeit vorausgesagt, wo seine Feinde glauben werden, ein „gottgefälliges Werk zu verrichten", wenn sie die Apostel töten. Es wird also die antiklerikale Stimmung hiermit gezeichnet am Ende der Zeiten. Dieses Wort Christi ist in dieser Zeit weit verbreitet und viel gebraucht worden. In meiner Schrift „onus ecclesiae" S. 81 habe ich mehrere Stellen angeführt, daß gerade das Volk diese Worte damals gebrauchte. Also gehört unser Verfasser auch zu den Vertretern dieser antiklerikalen Strömung im Volke und nicht zu den Geistlichen selbst. Vgl. oben S. LIII.

[2]) Josaphat wird in Paralip. II, 17 erwähnt. Merkwürdigerweise hat der Reformator Haussmann gerade unter Berufung auf dieselbe Bibelstelle den Herzog von Sachsen zum Eingreifen in die geistlichen Verhältnisse bewogen mit den Worten: „Hatte doch der König Josaphat auch nicht Befehl, Fürsten, Leviten und Priester ins Land zu schicken, das Volk unterweisen zu lassen!" Vgl. C. A. H. Burkhardt, Geschichte der sächsischen Kirchen- und Schulvisitationen von 1524–1545. 1879. S. 7. Der Verfasser will hiermit ebenfalls legitimieren, 1. daß er sich in geistliche Dinge mischt, 2. daß er jung ist, 3. daß er sich über die Gelehrten (maister) überhebt (überkam). Also muß er Laie, jung sein und nicht zum gelehrten Stand gehören, zu dem der Geistliche doch allgemein gerechnet wurde. Das alles paßt auf Valentin Eber ausgezeichnet, namentlich auf ihn, den „Halbgelehrten" als Stadtschreiber. Anders haben diese Worte keinen Sinn!

[3]) Die Stelle steht Matthäus 11, 25. Es ist dieselbe Stelle, die schon von dem Verfasser der Schrift „antequam essent clerici" in dem Streit zwischen Bonifaz VIII. und Philipp dem Schönen dafür ins Feld geführt worden ist, daß auch Laien das Recht haben, gegen den Papst vorzugehen. Hier wird das Wort „parvuli" ebenfalls von einem Laien und für denselben Stand dafür reklamiert, daß die Laien, die „parvuli", die Reform durchführen sollen; vgl. oben die Einführung, Scholz a. a. O. S. 371, „onus ecclesiae" S. 73 und 77, Deutsche Geschichtsblätter VII, 247 ff. Erst recht in der literarischen Hochflut von Flugschriften in der Reformationszeit war der Gedanke gerade bei Laien allgemein, daß „Gott die Erleuchtung von den Mächtigen der Erde genommen und dem gemeinen Mann gegeben habe"; vgl. Beilage zum Jahresbericht der Realschule auf der Uhlenhorst: Richter, Über einige seltene Reformschriften aus dem Jahre 1523–1525 (Hamburg) 1899, S. 4.

bus et prudentibus et revelasti ea **parvulis.** Ze teutsch: Almechtiger got, du hast dick dein weizhait verborgen vor den weisen in diser welt und hast es geöffnet den **klainen.** Augustinus dicit: Surgent **indocti** et rapiunt caelum et docti merguntur in inferum. Ze teutsch: **Es stand auf die ainfeltigen und die klainen und begreiffen den himel, aber die gelerten und weysen gand zů der helle. Also gat es yetz; es setzt sich niemand wider götliche ordnung, denn die gelerten, weysen und gwaltigen; aber die clainen ruffent und schreyent got an umb hilf und umb ain gůte ordnung.**[1]) Es ist yetz notturftig, das man got anruffe gleich als es gieng, da der prophet Ysayas sprach und man von im liset: Derelinquerunt deum, blazmaverunt nomen sanctum suum, alienati sunt, abierunt retrorsum, ze teutsch: Sy hand sich von got geschaiden, sy verscheltent seinen hayligen namen, sy sind abgetreten. Diß ist nun alles war gesichtiklichen under gaistlichen und under weltlichen. Wir leben nit mer naturlichen, wann naturlich leben ist got anzesehen, der von unser geschöpft ain rechter stamm unsers lebens ist. Als der bom des ertreichs lebet, also leben wir got und seiner rechten frucht. **O lieben getrewen cristen, lassent ewch zu hertzen gan, bedencket,** was sich got mit unß erleiden můßt, der durch uns gelytten hatt, den **wir** so größlich all tag martren mit unserm übersehen aller gebotten und gehorsamkait. Kerent wider! **Wir** haben den rechten weg zehymel und zů der gerechtikait, **wann wir uns bekerren, so kert sich mit uns alle die welt.**[2])

Es ist war, das ain cristenritter kurtzlich[3]) in unsers herren Kayser Sigmunds hoff ze Basell disputiret mit ainem turcken, der

[1]) Zur Bedeutung dieser Worte vgl. oben die Einführung.

[2]) Diese Worte können nur verstanden werden, wenn sie in dem gehobenen städtebürgerlichen Selbstgefühl unseres Verfassers genommen werden. Man halte die soeben gelesenen Worte der Schrift daneben: „Und ir wirdigen reichstett, so man alle die welt rechnet, so sind ir doch die glider, die an gotlichem Recht nit weichen sollent . . . ir sind des hailigen Glaubens schirmer und recht vogt." Wenn also wir Reichstädter uns bekehren, dann bekehrt „sich alle die welt", meint der Verfasser. Im Munde eines Geistlichen sind diese Worte unverständlich, auch wenn der Ton noch so erbaulich fromm ist. Wir sind eben im Mittelalter.

[3]) Über diese Episode vgl. Einführung.

auch ain her was und sprach, er solt sich lassen tauffen, cristan gelawb wär also edel, das nyemant das reich der hymel besitzen möcht, dann der cristen und den gelauben hette und getowffet wär. Der hayden antwurt kurtzlich und sprach: Ich han wol gehört, das ewch Jesus Cristus erlözt hab von der helle und euch im selb gefreyet hab mit seinem tod, das auch war ist nach aller geschrift sag. Aber ich sich, das ir der freyhait und seins nützlichen todes, den er von ewren wegen gelitten hatt, nicht begerent, nach seinen gebotten, nach seinen wercken nit lebent **von dem minsten bis auf den maisten,** und hör und sich, das ainer den andern anspricht für aigen und im das sein abnimpt wider got und recht. Aber wir seien freyer dan ir, wir tůn rechter in alle weg dann ir. Ir wöllent uns *auch* kriegen von des glauben wegen und mainent got darmit gedienet han, und ewig leben dardurch behalten. Nain, töttent ir die falschen cristan, die da wider den glauben tond und brechtet euch selb zů recht und lebtent in gehorsamkait, so hettent ir uns gewonnen und schlüg all die welt zů ewch und wurden ains mit got, und got mit uns. Nun merckent, was wir von den ungelaubigen mussen hörn, das sy mit uns die warhait reden. Ich furcht, wir betriegen got und uns selb, als wir woll werden hörn, so man yeglichen stat der gaistlichen und der weltlichen wirt hörn.[1])

Nomen poete.[2]) Der Name des Verfassers. **Man sol wissen, das alles, das in dem bůch geschriben stat, han ich Friedrich von Lancironij, ain diener und knecht der gemainen cristenhait und rate unnsers durchleuchtigen herren des kaysers Sigmunds, von hocher maister weysunge, gunst und willen und lere dise ordnung gemachet und von latein zeteutsch zů ainem bekennen allen gemainen cristen in der cristenhait.**[3]) Wär ouch yeman also weys, der dehain stuck in der ordnung **gepessren** mocht, **nach**

[1]) Diese Worte geben zu verstehen, daß wir immer noch in der Vorrede zur Reformschrift uns befinden; vgl. oben.

[2]) „poetae" hat bei späteren Abschreibern Verwirrung angerichtet. So hat man auch „pope" gesetzt und mit des „papstes" übersetzt. Doch es soll hier gehandelt werden von dem „Verfasser". Daß dieses Wort mit „poeta" gegeben wird, ist bezeichnend genug.

[3]) Den Sinn dieser Stelle habe ich in der Einführung ausführlich erörtert.

yeglichs landes gelegenhait,[1]) es sey under herren und stetten, dem sol es pillich vergunstet sein, also fur sich zenemen und furzebringen fur unsern herren den kunig, ob kain kayser wär, oder fur den statthallter. Weñ es ist ye angesehen, wend die grossen prelaten sich nit lassen verordnen, so můß man diß ordnung halten und das swert brauchen, man můß unkraut aus dem garten jetten und ersůchen. Darumb ir fürsten, herren und stett und besunder ir reichstett bey ermanung aller freyhait, wa sich fünd, das yemant hie wider tät, darzů sol auch yederman vollen gewalt han zů irem leib und gůt von rechtem, das sy gottes recht nit schierment und verhütent. Wäger ist, wir straffen hie leiplich das unrecht, wann das alle die welt in unrechtem verdampnet werde.[2])

## I. Teil.[3])

## Von unserm herren den Babste.

### 1. Kapitel.

### Daß man keinen pabst mer machen soll von den orden.

Nun heb ich an von unserm hayligen vatter dem pabst. Daran sol man mercken des ersten, warumb man in haylig nenne. Das ist darumb, das im alle haylige ding, die got der her uns tröstlich uff das ertreich geordnet hatt, das sind die siben sacrament, in die sich got gaistlich beschlossen hatt, die er krefteklich on alles widerruffen gotes gewalteklich innhat und sy mengklich trostlich mittaylen sol mit gleicher frucht, als sy Cristus Jesus gegeben hat. Darumb sein gewalt in gantzer haylikait stat. Er schreibt sich auch Servus servorum dei in gleichnuß Cristi, der aller welt diener und knecht ist.[4]) Wenn nun ain pabst

[1]) Diese Wendung geht wie die Behauptung, die Schrift enthalte auch Erläuterungen, auf die Akzeptationsurkunde zurück; vgl. Einführung.

[2]) Diese Vorrede klingt wie eine Ouvertüre mit ihren Leitmotiven: die meisten Reformpläne der eigentlichen Reformschrift sind überall angeschlagen und mit den nötigen erbaulichen Zutaten eines Sittenrichters umkleidet. Der Verfasser ergeht sich frei in Gedanken über die folgenden Reformprojekte. Sie sind verworren genug, dabei aber höchst persönlich gefärbt. Da war es aber am ehesten möglich, daß wir den Verfasser auf Spuren verfolgten, wo wir ihn in seiner wahren Gestalt und die Schrift in ihrem wahren Gehalt treffen konnten.

[3]) Entspricht dem prima pars der Disposition von Cesarinis Reformschrift, deshalb I. Teil und Kapitelangabe von mir eingesetzt.

[4]) Der Gedanke erinnert an die Worte der päpstlichen Bullen, die in

erwelt sol werden, so sol er sein glich des stantes als sant Peter gewesen ist, ain weltlicher priester, der aller welt gemain sey. Darumb er auch den namen hat, des er weltlich haist, wenn im die welt empfolhen ist. Jhesus Cristus sprach zů seinen zwelffpotten und seinen Jungern: gand hin in alle welt, predigen allen creaturen. Das ist in empfolhen und nyemand anders. Es was kain orden dennocht aufgestanden und ist manig hundert jar der hoff gestanden in der zwelffbotten ordnung. Da stond es wol. Es wurden haylig pabst ainer nach dem andern. Aber seid das die örden aufstonden und von den orden pabst wurden, die hand iren stat nit gemain,[1]) sy hand

der Regel anfangen: N. episcopus, servus servorum Dei. Unser Verfasser ist auf dem Gebiete des Kanzleiwesens entsprechend seiner Stellung als Kanzleibeamter gut beschlagen. Auch Mathias von Crakau bezeichnet den Papst als einen Diener und Sohn der Kirche; vgl. Zimmermann, Kirchliche Verfassungskämpfe im 15. Jahrhundert. 1882. S. 10.

[1]) Die offiziellen Dekrete über die Reform des päpstlichen Hofes sind namentlich in der 23. Sitzung des Baseler Konzils gefaßt worden; vgl. Hefele, Konziliengeschichte VII, 630 und die Privatanträge in meinem Aufsatz: Deutsche Geschichtsblätter Bd. IV, Heft 1 und 2. Mit diesen hat die Forderung unseres Verfassers über die Person des Papstes, daß er keinem Orden angehöre, nichts gemein. Wohl hat Andreas von Escabor, von dem unsere Schrift mehrfach abhängig ist, in bezug auf die Bischofswahl die Forderung aufgestellt: „Item statuatur, quod nec papa nec aliquis valeat aliquem monachum vel aliquem religiosum facere et ordinare vel intitulare episcopum, etiamsi petatur ab aliquo rege vel principe seu praelato aut aliqua communitate, etiamsi eidem assignetur annua pensio perpetua, ne habeat occasionem peccandi et vagandi et officium . . . pro pecunia exequendi, ac quod magis est, ne habeat proprietatem et oboedientiam, quas promisit deo observare, relinquendi et professionem suam perpetuam et cogatur in opprobrium dignitatis episcopalis ubique mendicare.“ Haller, Concilium Basiliense I, 221. Unser Verfasser ist wohl von diesem Gedanken angeregt, als Laie zur Verallgemeinerung dieser Forderung fortgeschritten. Durch eine geschickt gefundene Begriffsdefinition des päpstlichen Amtes wird die richtige Spitze gegen die Orden gefunden. Der Universalität des päpstlichen Berufes wird der Partikularismus des Ordens entgegengestellt. Ein aus einem Orden gewählter Papst gäbe dann die Interessengemeinschaft mit seinem Orden nicht auf, und daraus entspringe das leichtfertige Dispensieren von Ordensregeln und Kirchensatzungen, was zum Schaden der Pfarrkirchen und zur Vergrößerung der Klöster ausschlage. Das Projekt paßt auf den oben in der Einführung vorgestellten Kreis der Pfarrer, vertritt aber auch ganz den damaligen Standpunkt der Laien, die ebenfalls den Orden gram waren. Dieser Vorschlag wiederholt sich auch bei den Kardinälen und Bischöfen. In der Reformliteratur steht er einzig da, paßt aber ganz genau zu einer bestimmten Strömung innerhalb des kirchlichen Lebens jener Tage. Im ganzen 15. Jahrhundert herrscht eine große Erbitterung der Weltgeistlichkeit gegen die Ordensgeistlichkeit. Der Streit hatte schon früh theoretisch in den theologischen Hörsälen begonnen (Binterim a. a. O. S. 247 ff.). Das Charakteristische an diesen Streitigkeiten ist nicht etwa übergroßer Seeleneifer der Pfarrer oder allzu eifrige Befolgung

irem gleichen zůgelegt und hochlich gefreiet,[1]) also das all

der evangelischen Räte seitens der Ordensgeistlichkeit, sondern nur ein zu großes Streben namentlich der Mendikantenorden nach weltlichem Besitz und Erwerb. Die Klagen des Weltklerus gegen diese Bestrebungen der Mendikanten gehen auf den Anfang des 14. Jahrhunderts zurück (in der Diözese Würzburg schon um 1230; vgl. Eubel, Die Stellung des Würzburger Pfarrklerus zu den Mendikantenorden während des Mittelalters, in Pass. theol. praktischer Monatsschrift I, 481 ff.) und beschränken sich nicht nur auf die Pfarrer, sondern greifen über auch auf die städtischen Behörden (Sauerland, Urkunden und Regesten zur Geschichte der Rheinlande, Bonn 1905, III, S. LXXII; vgl. die dort angeführten Urkunden). So erklärt es sich auch, wie unser Verfasser, ein Städtebürger und Stadtschreiber, überall bei seinen Reformvorschlägen das Überwuchern des Mönchtums in kirchlichem Amt und Besitz, das sich gerade in Bayern, überhaupt in Süd- und Mitteldeutschland in diesen Tagen geltend macht, zurückweist und warm Partei für den niederen Weltklerus ergreift. Aus dieser das ganze 15. Jahrhundert beherrschenden Aufregung der Städtebürger und des Weltklerus heraus fordert er, daß der Papst ein weltlicher Priester sein soll und daß die drei hierarchischen Stufen sind: Papst, Bischof und Pfarrer. Alles Übel sei von den Orden aufgestanden, die gesamte kirchliche Ordnung sei verwirrt worden dadurch, daß die Orden die höchsten hierarchischen Ämter besetzten, und die Inhaber derselben dann ihre Ordensmitglieder dispensierten. Er erklärt das in ganz städtebürgerlicher Weise, wie er das bei den Zünften unten tut und von dort übernommen hat. Jeder Orden sei, wie er unten von der Zunft sagt, eine parcialitas, die nur das Wohl ihrer Gemeinschaft einseitig im Auge habe. So hätten die Päpste die Orden von ihren Regeln und ihren Befugnissen überall dispensiert. In der Tat alle Partikularkonzilien, namentlich die bayerischen im 15. Jahrhundert, durchziehen lebhafte Klagen über die Einmischung der Mendikanten in pfarramtliche Funktionen. So schildert Binterim a. a. O. S. 274 f. anschaulich den Streit zwischen Pfarrern und Mendikanten, die bei der Appellation der Pfarrer an ihren Ordinarius erklärten, ihre Vollmachten, Privilegien vom Oberhaupt der ganzen Kirche zu haben. Der Streit war auch auf dem Generalkonzil zu Basel entbrannt. Vgl. meinen Aufsatz: Die Lage des niederen Klerus am Ausgang des Mittelalters, a. a. O. S. 215. Die Mendikanten wurden wiederholt in ihre gesetzlichen Schranken gewiesen, aber ohne Erfolg. Überall tritt eine tiefgehende Aufregung namentlich auch der Laien und städtischen Behörden zutage, die auf die Habgier und Gewinnsucht gerade der Armut gelobenden Ordensleute zielt. Der Verfasser gibt dieser Erregung einen durchaus angemessenen Ausdruck, seine Worte auch in dieser Beziehung können seiner Schrift nicht den Namen einer „Brandschrift" eintragen. Gewiß, wenn man darunter versteht, daß der Verfasser auch hier eine überaus brennende Frage behandelt. Daß er diesen ordensfeindlichen Vorschlag selbst erfindet und an die Spitze stellt, so eindringlich, dazu ist er nach den Ausführungsbestimmungen der Akzeptationsurkunde berechtigt und daraus läßt sich sein Standpunkt als der eines Städtebürgers leicht erkennen. Er hat von diesem Standpunkt und nach den städtebürgerlichen Interessen „die Urkunde erläutert", zumal diese selbst auf diese schweren Mißstände, die noch nicht reformiert seien, hinweist: „abusus et incommoda non ex caritate, sed ambitione avaritia et cupiditate, omnium malorum radicibus, introducta, quae per decreta sacr. conc. Bas. nondum sunt reformata; darunter multa exorbitantia, per exemptos (damit sind namentlich die Orden getroffen) commissa, transeunt grave in scandalum multorum." Vgl. Koch, Sanctio pragmatica Germanorum, Arg. 1789. S. 661.

[1]) Gemeint sind die schon auf dem Konzil zu Pisa getadelten allzu zahlreichen Exemptionsprivilegien an Kapitel, Klöster und Orden und die vielerlei Dispense; vgl. von der Hardt, Conc. I, 1144, 1147 u. 1150, 1154.

pfarren abgenomen hand und die clöster zůgenomen. Sy solten den weltlichen priestern undertänig sein, so hand sy baide pfarren und priester under in. Es ist kain pfarkirch so klain, sy ist wirdiger als das allerhöchste closter, wann die pfarkirchen hand die siben sacrament, das die clöster nit haben sollent und seid dasmals, das die clöster die pfarn zum maisten under sich hand pracht, so hand sy die pfarrer für nütz und berawbent sy. Sy nement den zechenden[1]) und zins und dingent priester darauf als verdingt knecht. Sy nement den kern und land den pfarkirchen die sprewer.[2]) Das verhengent die päbst, yeglicher seinen orden umb das gold und silber. Darzů kawffent sy nu gottes gaben, und gat die simoni als gemainklich, das sy nu mainent recht zů han.[3]) Diß ist alles von des pabstes hoff nu aufgestanden, als der pabst ingenomen hatt den cardinalen iren tail, der in zůgeordnet ward von dem patrimoni sant Peters und hatt in vil pfrenden erlâbt; das hand nu die bischoff und closter ergriffen und die stifften. Gedenck yederman, es ist kain closter noch stifte, sy hab ainen widem, daruff sy auch gestift sind und bestan mugent mit gotsdienst, der vor zeiten säliger und gotlicher ist gewessen dann yetzo. Nun haben sy kirchen und großlich geruffe[4]) und ist gotsdienst plöder an andacht, dann er was vor

[1]) Das Haupteinkommen der Pfarrgeistlichkeit bildete der Zehnte.

[2]) Neben dem gewalttätigen Adel schädigten die Klöster den Pfarrklerus in seinem Zehntrecht. Nicht nur weigerten sie sich, den Zehnten, den sie den Pfarrern schuldeten, selbst zu zahlen, sondern sie reizten die Laien zu gleicher Ungerechtigkeit und predigten gegen das Zehntrecht des Weltklerus. Namentlich die Bettelmönche überredeten die Laien, ihnen den Zehnten zuzuwenden, den sie den Pfarrern bisher gezahlt hatten. Hefele, Lage des Klerus im Mittelalter, S. 92 und Konziliengeschichte VI, 216, 535, 560 und 625. Die Kirchen ließen die Klöster dann durch Vikare gegen eine geringe Pauschalsumme verwalten. Vgl. darüber im allgemeinen meinen Aufsatz „Der niedere Klerus am Ausgang des Mittelalters" in Deutsche Geschichtsblätter VIII, 201 ff., besonders S. 212 f.

[3]) Eine andere Quelle der Einnahmen für die Pfarrgeistlichkeit waren die Stolgebühren. Dieses waren zuerst freiwillige Gaben, die anfangs nach der Spendung von Sakramenten und Sakramentalien angenommen werden durften. Allmählich in Brauch gekommen, nahmen sie den Charakter von Gebühren an und ihre Höhe wurde fest bestimmt. Trotz wiederholten Verbots derselben auf Synoden bestanden die Pfarrer bei dem sonst immer mehr mangelnden Einkommen hartnäckiger auf ihrer Zahlung, und so schien es, als ob die Sakramente, Gottesgaben genannt, gekauft werden müßten. Hefele VI, 433 u. 454.

[4]) Ich kann mich hier nicht zur Emendation Koehnes „geruffet" entschließen, „geruffe" ist wohl Substantiv von dem früher schon bezeichneten

zeiten. Wäre aber ye syder ain weltlicher priester pabst gewesen, sicher, es stond bas umb die hayligen kirchen, den̄ es statt. Het Cristus Jesus gewest, das örden den glauben stiften und gepawen mochten han, er hett die in vierthalb und dreyßig iar wol gemacht.[1]) Es ist wol war: Gregorius, Bernhardus, Benedictus hand regel, die warn streng und hert und abgeschaiden von der welt, dabey sy haylig wurden. Nun sind sy mer weltlich dann ander und swerent doch ir regel zehalten; werdent sy an got mainaid, so sol man sie weisen zů dem rechten mit kraft. Wer sich des weren wölt, so sol man sy gar abnemen, wann ain yeglicher, der an got bricht, der ist got unmär.[2]) Darumb sol man verhůten, das man kainen pabst mer mache von den örden: Quia est parcialis et non generalis. Darvon noch vil zesagen wär. Syd das sy absolviert hand und ee lassen zůgan, die von sypschaft und frewntschaft mit got nit bestan mugent.[3]) Das hand sy verhengt in mangen sachen. Darumb gat es **von dem haubt untz auf den minsten**[4]) übel und wirt niemand sälig und hailig und wirt gottes gnad uns gantz underzogen. Wann was ain haubt leidet, das tůt auch das glid und fallent baid in die gruben und ist yederman im *unrechten* starck und lebet in ungehorsamkait.

## 2. Kapitel.

## Was gülte aines pabstes hoff haben sol.

Nun sol man wissen und mercken, wie des pabstes hof mit den gülten stan sol. Man hat wol gehört in dem

„ruffen" = rühmen. Hier also geruffe = Ruf. „größlich (vergrößert) geruffet" wäre Tautologie. Die Klöster erlangten dadurch großen Ruf, weil sie besonders reiche Laien überredeten, sich im Kloster beerdigen zu lassen, um den Pfarrern die Stolgebühren für Beerdigung und Anniversarien zu entziehen. Hefele, Lage des Klerus im Mittelalter, S. 191. Dazu meinen soeben angeführten Aufsatz a. a. O. Ebenda.

[1]) Die bei Boehm als verderbt angegebene Stelle ist entstanden durch Verschiebung des „gemacht" in den folgenden Satz hinter regel.

[2]) unmaer = unangenehm.

[3]) Es erinnert der Wortlaut, namentlich aber die häufige Wiederkehr dieses Gedankens besonders bei den Zünften, an städtisches Wesen. Mit den Worten: „Davon noch viel zu sagen wär", deutet er seine große Vertrautheit mit diesen Auswüchsen an.

[4]) Diese Wendung ist schon wiederholt dagewesen und aus Cesarinis Reformschrift übersetzt: „caput usque ad infimum."

anfang, was zů dem hof gehöre, das er vil menig hunderttausent kamerguldin gült hat, da der babst ain tail niessen und haben sol und der hof wol besorget ist mit allen ämptern. Da süllen aber die cardinäl nemen die zwey tail und auch ir hof wol besorgent sind,[1]) das die gemain cristenhait ze hof kainen drang haben sol weder in der cancely noch an der correctori noch in der penitenciari. Aber es ist laider nun besetzt als umb das gelt;[2]) es mag nyemand ausgericht werden, es sey krump oder schlecht, dann umb das gelt, das richtet sy, alles[3]) zelassen oder zetůn.

Man nympt auch gelt vom insigel, das in aller welt die warhait bezaichent. Die warhait man lösen und kauffen můß, das ist offner wůcher. Wenn so ain sach verbrieft ist, so sol es bestättigt werden mit dem zaichen der warheit, das ist das insigel,[4]) das nyemant kauffen noch verkauffen sol, als wenig uns Cristus hat angemutet ze kauffen sein marter, die versigelt ist mit den fünff wunden. Er hat kain ander insigel, damit er uns die warhait kunt machet.

[1]) Nach der Abschaffung der Annaten und anderer kurialen Taxen wurde lange um die Entschädigung am Baseler Konzil gestritten. Die deutsche Nation beantragte, zu prüfen, ob die Einkünfte aus dem Patrimonium Petri, also aus dem Kirchenstaat zum Unterhalt der Kurie ausreichen könnten. Über einen Ersatz für die Annaten konnte man sich nicht einigen, und so lebten sie bald wieder auf. Aber mancherlei Privatansichten über die Entschädigung sind bekannt. In den Deutschen Geschichtsblättern, VII. Bd. a. a. O., konnte ich schon auf eine frühere Stimme des Laien Peter Dubois hinweisen, der ebenfalls feste Besoldung aus dem Ertrag des Patrimonium Petri für Papst und Kardinäle forderte. Aber auch am Konzil selbst hat Andreas von Escabor dieselbe Teilung dieses Ertrages wie unser Verfasser vorgenommen; vgl. meinen Aufsatz in Deutsche Geschichtsblätter IV, 1. u. 2. Heft. Unsere Schrift ist abhängig von den Anträgen des Andreas von Escabor, es läßt sich deshalb durch sie erkennen, daß unserm Verfasser die Reformschrift des Cesarini vorgelegen hat, von der ja Andreas von Escabor abhängig ist; vgl. Einführung. Schon auf dem Konstanzer Konzil wollten die Prälaten die Kurie auf die Einkünfte des Patrimonium Petri anweisen. (Zimmermann S. 58.) Ein anonymes Advisament stellte den Etat des ganzen päpstlichen Hofes auf. Danach sollen 72 Tausend für den päpstlichen Haushalt genügen, 6 Tausend für einen Kardinal, im ganzen 126 Tausend Dukaten. Döllinger, Materialien II, 321–324.

[2]) Burkhard Zink sagt von der Romfahrt zu München vom Jahre 1393: „es war alles nur umb das Geld zu tuen." St.-Chr. V, 45. Ein Prediger auf dem Konstanzer Konzil sagte: „Die Wurzel aller Verirrung ist das Geld." (vgl. von der Hardt, Monumenta litteraria reformationis II, 19.)

[3]) „krump oder schlecht" ist Wiederholung des Abschreibers und fehlt in der Wiener Handschrift.

[4]) Ein Lieblingsthema des Verfassers, mit dem er als städtischer Kanzleibeamter sehr vertraut ist. Er wiederholt sich darin auch unten in dem weltlichen Teil.

Man sol auch kain brief ze hof oder anderswo höher schätzen, wann was das pergamen kostet, zwifach lon geben und nicht mer, bey berawbung ains amptes.[1]) Alle ordnung des hofs ist vor zeyten wol angesehen ze allen notturftigen dingen, hielt man es, als es angeschlagen was, das es ordentlich und wol stond. Allain simoni und geytz hat es vergifft. Man sol es besehen, das es nit mer gang, das fürgangen.

Es sol auch der obrost penitenciarius und alle die mit der penitenciarey sach umgand priester sein, kain lay;[2]) wann es ist wider got und wider alle recht. Es sol auch niemant reden noch wider sein dem hof, wenn sy inne haltent, als es vor zeyten gehalten ist.

Man sol ouch kein ampt mit kirchen außrichten, es prächte anders aber ain pöse gewonhait. Der hof ist vor zeiten wol geordnet gewessen on alle commend der pfrönden, das ist ouch der urhab, das incorporaciones aufgestanden sind mit clainer warhait. Wie sie auf gestanden ist, wird hernach **gelutert.**[3])

## 3. Kapitel.

Man sol wissen, das kain cardinal von kainem orden erwelt sol werden,[4]) wann das hat uns den allergrösten schaden bracht,[5]) als es wol offenbar ist worden. Ain orden, der ainen cardinal hatt, der wirt von dem orden größklich ge-

[1]) In der 21. Sitzung des Baseler Konzils wurde bestimmt, daß alle Sporteln und Taxen wegfallen sollen. Nur die Schreiber der Kanzlei sollen einen entsprechenden Lohn erhalten. Hefele, Konziliengeschichte VII, 596.

[2]) Vgl. Andr. von Escabor, der dasselbe fordert. Deutsche Geschbl. IV, 45.

[3]) Der Begriff des Erläuterns ist für die Entstehung der Schrift sehr wichtig; vgl. oben Einführung.

[4]) Offizielle Reformbeschlüsse in der 23. Sitzung des Baseler Konzils. Hefele VII, 631. Die Vorschläge unseres Verfassers über die Persönlichkeit der Kardinäle bei der Wahl ist wiederum eigenartig und genau denen über den Papst entsprechend. Wohl hat Papst Martin V., um den von den Reformfreunden vorgebrachten Mißbräuchen vorzubeugen, schon festgesetzt, daß kein Krüppel, Bettelmönch oder Verwandter eines lebenden Kardinals in das Kardinalkollegium treten dürfe. (Zimmermann S. 43.) Unser Verfasser, als Laie, verallgemeinert, wie bei der Reform des Papstes, in zweifacher Hinsicht: er spricht von Orden anstatt von Bettelmönchen und will das Verbot nicht auf den Kardinalat beschränken, sondern auf die ganze Hierarchie ausdehnen.

[5]) Wörtlich übereinstimmend mit Eberhard Windecke; vgl. oben Einführung.

müet, der ligt immer mer dem pabst in den oren und erwirbet in, das wider die regel ist und wider got; und was die stifter des ordens zů sälikait mit der regel geordnet hand, das hand sy alweg gemiltert und geringert.[1]) Also das kain orden sein regel mer recht haltet. Sy sprechent, wenn man sy fraget: warumb haltend ir nit ewer regel? Der pabst hab mit den iren gedispensiert. O des dispensierens![2]) Der pabst, cardinel und orden gand mit ainander in die helle. Es mag kain pabste, sunderlich das ainen orden angat, die zů got gelübde hand getan, brechen. Der ist als Cristus, der vergab sünd, er haist an got nit brechen und sünderlich orden, die der siben sacrament ains sind. Wolte er der sacrament ains endren, als sie Cristus uns geben hat, es sey örden oder tawf oder ee etc., wie stönden wir dann, wie wär der pabst und die cardinal got so untrew![3])

---

[1]) Besonders deutlich bei den Konventualen.

[2]) Schon auf dem Konzil von Pisa wurde dies leichtfertige Dispensieren der Päpste heftig getadelt und der Vorschlag gemacht, alle derartigen Privilegien seien einer neuen Prüfung zu unterziehen (vgl. von der Hardt, Conc. I, 1150 u. 1154). Durch Dispensieren wurden mehrere Kommenden (ursprünglich ein Amt ohne Pfründe, schließlich eine Pfründe ohne Amt, vgl. Zimmermann S. 50) an Prälaten verliehen, die Gemeinden hatten dadurch keinen Seelsorger. Oder es wurden mehrere Pfründen durch Unionen und Inkorporationen auf eine Person gehäuft. (Vgl. S. 21, Zeile 15 und 16 von oben.) Letztere Maßregel wurde namentlich bei Pfarrkirchen gern angewandt, so daß die Temporalien derselben mit Klöstern vereint wurden. Dadurch trat der auch von unserem Verfasser gleich angeführte Zustand ein, nämlich die Klöster wurden übermäßig reich, die Pfarreien dagegen so arm, daß kein tüchtiger Mann die Seelsorge übernehmen wollte. (Hardt, Conc. I, 1004 und 1006.) Solche Dispense waren von der Kurie leicht zu erlangen. Das Dispensationsrecht der Päpste war deshalb damals sehr verhaßt. Neben unserem Verfasser lassen als Zeugen hierfür auch zeitgenössische Dichter ihre Stimme erschallen:

„nu prübe eyn etelich christeman — lese und suech,
vermach eyn slechter priester — nyren vind ers geschriven
daß er uff erde zwelf Profundi soll han? — und ist schwerlich wider gott
man fintz in keyn register. — und sin gebott."
Er nem alle buech,

(Muscatblüt.) Vgl. Zimmermann S. 56 und vgl. auch Liliencron, Volkslieder I, 50, 1251 ff. Näher handelt darüber mein Aufsatz: Die Lage des niederen Klerus am Ausgang des Mittelalters a. a. O. S. 206.

[3]) Hier tritt die Konfusion, die unser Verfasser mit seinen „orden" häufig noch anrichtet, klar zutage. Weil der Papst die Orden dispensiert, bricht er das Sakrament der Orden, ein Unsinn, der sich nur erklärt, wenn wir annehmen, der Verfasser hat in der ihm vorgelegenen Aufzählung der Sakramente den lateinischen Ausdruck für Priesterweihe = „ordines", mit Orden übersetzt und unterschiebt nun dem Papst wegen seiner Dispense die Änderung des Sakramentes

Es stat vil krencker umb die cristenhait, dan es yeman gelauben kan. Die clöster sind mächtig, sy hand das ertrich inne,[1]) sy überlegens mit gůt und schirment mit craft ir unrecht, des helffent in die cardinäl. Darumb soll man verhüten, das kain cardinal werd gemacht von den örden; wer es recht mercken wil, es ist der gröste schlag, dardurch die cristenhait vergift ist, dann durch kain ander sach. Sy sind die sewl, darauf die cristenhait gebawen ist, als uff die zwelffpoten, darnach auf die wirdigen priesterschaft, die haissent iunger, als die LXXII iunger der zwölffpoten warn. Heten die zwelffbotten an got gebrochen, was wärn denn die iunger gewesen? Also stat es plod yetz. **Die weltlichen priester sind verirret und sind ellent, sy empfindent der kranckhait und das unrecht an den houptern, sie enthaltent noch die cristenhait baß deñ die prelaten,** sy gewinent in das gůt und sind ir esel.[2]) Dennocht hassent sy sye baide, prelaten und örden.[3]) Darumb spricht ein bůchdichter und ruffet hin zů got: Surge surge, vigila pro clero, si non surgis cicius, surgis nimis sero, zeteutsch: stand uff, her und wach über die priesterschaft, staust tu nit bald

„der Orden". Wie könnte einem Pfarrer, der dazu noch Gegner der Orden ist und eben noch sagte, daß die Klöster die sieben Sakramente nicht haben sollen, so etwas passieren!

[1]) Ein schwerer Mißstand ist hier mit lapidaren Zügen auf die Tafeln der Zeitgeschichte eingegraben. Die einträglichsten Pfarreien waren in den Händen der Mönche, letztere waren reich, erstere arm. Gerade die besseren Pfründen wußten die Klöster zu unieren. Die Pfarren hatten den Schaden und mußten deshalb zum cumulus beneficiorum schreiten. Hefele, Lage des Klerus im Mittelalter S. 12; vgl. auch meinen soeben angeführten Aufsatz im ganzen.

[2]) Gemeint sind hiermit die weltlichen Priester als Vikare von Benefizien. Der vornehme Herr des beneficium bestellte seinen Vikar und konnte ihn willkürlich entlassen. Oft mußte dieser bei seinem geringen Einkommen noch die Abgaben an den Bischof bezahlen, und er war so in einer prekären Lage. Deshalb wollten häufig die niederen Geistlichen solche Benefizien nicht mehr und lebten als Privatpersonen, bettelten oder betrieben sogar ein unehrliches Gewerbe; vgl. Hefele, Lage des Klerus im Mittelalter S. 113ff. und von der Hardt I, 641, 729, 749. Dem Verfasser als Städtebürger ist das Vikariatswesen verhaßt, da, wie er wiederholt sich äußert, jeder „seine Arbeit um das täglich Brot selbst tun soll", oder „selbst verdienen soll, was er genießt". Vgl. meinen soeben angeführten Aufsatz, a. a. O. S. 216.

[3]) Hier spricht sich deutlich der Standpunkt des Verfassers aus, er ist der Fürsprecher der Prälaten des sog. zweiten status gegenüber den eigentlichen Prälaten, die auf dem Baseler Konzil an der Seite der Bettelmönche standen; vgl. Einführung.

uff, du kompst inen zespat. **Darumb alle getrewen cristen, stand der priesterschaft bey, das ist got gedienet,**[1]) wenn si hand kain schuld daran, sy mussent mer gehorsam sein dem unrechten dann dem rechten; laß man si nit also umbtreyben, verhüttent, untz die sachen rechtgefertigt werden, daß si die bischof nit also[2]) umbtreybent. Als man nun gehört hatt, das nyemant cardinal erwelt werden sol von den örden, sol man nun mercken seinen statt.

## 4. Kapitel.

## Wivil volks ain cardinal haben sol an seinem hof und wivil gült er haben sol.[3])

Ain cardinal sol seinen hof han mit XII person, zwen caplan, ain kamermaister, seinen schreiber, zwen edelknecht, vier schiltknecht, ain marstaller, ain koch. Item er sol järlich haben gilt zwelfftausent guldin. Im sol kain pfrönd dienen nach dem, als von angang ainem cardinal geordnet was. Wenn sy das recht tailtent, so wirt in mer von dem patrimoni sant Peters. Wirt auch ain cardinal in ain künckreich geschickt oder lande in legacion, wirt im etwas geschenckt oder geben, das mag er auch haben. Sy sollent sich gaistlich halten, frid machen an allen stetten und lendern, wan sy hand den frid von Jhesu Cristo enpfangen, als Cristus sprach zů den zwelffboten: wa ir hin gand, so sollent ir sprechen von ersten: frid sey mit ewch. Wil man dañ gern da han frid, so kert der frid wider zů inen. Man sol wissen, das all cardinal lauter der zwelffbotten stat halten sollent, als Cristus sy erwelt hat in der welt, do sy seinen namen und sein

[1]) Vgl. oben die Bedeutung dieser oft gebrauchten Worte (Boehm S. 169, 193 u. 204 u. a.). Aus dieser begeisterten Teilnahme des Verfassers für den Klerus, namentlich den Vikariatsklerus, ist nicht unbedingt auf einen Pfarrer als Autor zu schließen. Er redet ja nicht die Christen mit „ihr" an und sagt nicht „wir weltlichen priester". Außerdem gehen Laien und niedere Kleriker in dieser Reformfrage schon seit dem Konzil von Pisa zusammen gegen die Prälaten vor. Zimmermann S. 29; vgl. oben auch Einführung.

[2]) Diese Veränderung nahm ich an der sonst sinnlosen Stelle nach dem Baseler Druck vor. Boehm hat: als si die bischof umbtreybent.

[3]) Vgl. darüber auch meinen Aufsatz in Deutsche Geschichtsblätter, Bd. IV, 1. und 2. Heft.

gerechtikait, sein frid und den glawben vesten un bawen sollent. Wenn aber die cardinal nit mugent an allen stetten das versorgen und tůn, noch der pabst, so sind zehilff die bischoff erdacht und geordnet, auch den frid und die gerechtikait und den globen ze bawen,[1]) ze verhůten und schirmen mit seiner wirdigen priesterschaft, als wir lesen in dem ewangelio Luce (XIX): Ain hußvatter, das ist Cristus, der hat sein schatz empholhen seinem hußgesind, ainem emphalch er funff schatz, dem andern zwen, dem drytten ain. Das sind *dem* pabst und *cardinal* funff schatz, den bischoffen zwen, der priesterschaft ain. In disen schatzen lait alle gerechtikait gotlicher ordnung und tröstlich leben der menschhait. Got hat nichts vergessen, er hat uns den weg gezaiget der ewigen sälikait, wir wollen in aber nicht gan. An wem aber das erwindet oder wer es hindert, das wirt man wol mercken, wenn man yeclichen stat ruren sol. Ich main wol, an der simoni sey der pabst schuldiger dann die cardinäl. Sy nement villeicht iren tail an den stucken sant Peters patrimoni lieber, dañ uff den kirchen, aptien und bistumen. Doch bekennen sy wol, das es wider got ist. Sy solten es dem pabst nit verhengen, wann nach rechtem statt, so sol der pabst in der hayligen kirchen nichtzit endren on rat der cardinal. Darumb si sind auch in schulden, wann sy einnement und im gunnent, das im rechten nit kan noch mag bestan und das auch wol wissent[2]) und bekennent.

Seyd denn das es also dem pabst und den cardinäl leicht ist, der gerechtikait auß zegan, volget inen auch jederman nach mit allem unrecht, und es ist kain mittel mer zwischen recht und unrecht. Es *dregt* yederman yetz recht in seinem hopt, man dunck ain rechten und volgetz, als man an den gerichten tůt. Man richtet nichts nach kayserlichem recht, als vor zeiten unser

[1]) Auch nach dem Bericht des Joh. von Segobia wird den Bischöfen das Amt der Versöhnung von Konzilsmitgliedern zugeschrieben. Wenn Streitigkeiten im Reiche ausbrechen, sollen sie „ad sanctum opus pacis" sorgen. Vgl. Mon. conc. gen. XV. saec. II, 527.

[2]) Interessant ist, zu sehen, wie die zornglühende, fast gleichzeitig mit unserer Reformschrift abgefaßte Flugschrift „confutatio primatus papae" gerade mit demselben Gedanken beginnt: „scienti bonum facere et non facienti peccatum est illi" (nach Jak. 4, 17) mit dem Hinweis auf die Schmeichler des Papstes. Vgl. Albert, Matthias Döring (1892) S. 138f.

vordern tetten. Darumb gat es übel. Es werdent pöz aid gesworn, es komen leut umb erb und aigen.[1]) Solt man kayserliche recht oder geschribne ansechen, es bestönd manger, der sunst umb das sein kompt. Es ist wol, alls weltlich und gaistlich recht hand ain rechtes fundament von dem pabst und cardinäl. So sy aber im rechten an baiden rechten gleich sind, so gand die weltlichen demselben nach. Also gat es allenthalben nach yedermans erkantnuß, es sey recht oder unrecht. Seit man nun hört, wie schädlich es ist, das ain pabst oder cardinal von den orden gemacht wirt, so sol man es sicher verhüten.[2])

## 2. Teil.

## Von den statt der Bischoff.

### 1. Kapitel.

### Das kainer mer erwelt werd von den örden.[3])

Hie sol man hören von bischoflichem statt. Da sol man wissen, das kain bischoff nit sein sol, der von dehainem orden gemacht sey. Ir hand vor gehört, wie so grosser

[1]) Das Folgende ist wie das Vorhergehende ein Exkurs, der sich als Zusatz des Verfassers zu seiner Vorlage leicht erkennen läßt. Diese „Erläuterung" gehört eigentlich in den weltlichen Teil der Schrift in das Kapitel „umb erb und aigen". Der Exkurs steht einem Geistlichen schlecht zu Gesicht, wenn man einen solchen als Verfasser ansehen wollte. Er läßt vielmehr den Verfasser in seiner Beschlagenheit in Rechtssachen erkennen. Valentin Eber hat ja auch die Stadt Augsburg vor dem Kammergericht vertreten. Vgl. St.-Chron. Augsburg. II, 417.

[2]) Man sieht aus diesem Exkurs deutlich, wie der Verfasser voll steckt von der Kenntnis städtischer Mißstände und deren Reformen, die sich wiederholt schon hier bei der Reform des geistlichen Standes hervordrängt. Ein Fingerzeig auf den Verfasser! Schon oben bei der Besprechung des Partikularismus der Orden und des Protektionswesens der aus ihnen hervorgegangenen Päpste stehen die Mißstände des städtischen Zunftwesens im Hintergrund, jetzt drängen sich, durch die Erwähnung der Ungerechtigkeit des Papstes und der Kardinäle veranlaßt, die Mißstände bei der städtischen Rechtsprechung spontan vor. Er leitet von der Nichtachtung geistlichen Rechts, das nach allgemeiner mittelalterlicher Anschauung dem weltlichen vorgeht, die Mißachtung des kaiserlichen bei der Rechtsprechung ab, das er als Augsburger wohl in der Form des Schwabenspiegels, dessen Kenntnis wir schon oben an unserem Verfasser nachgewiesen haben, wieder zur Geltung bringen will. Mit Geschick lenkt er zuletzt wieder in den Zusammenhang ein, indem er als Quelle von allem Recht, nach landläufiger Anschauung, den Papst und die Kardinäle erklärt.

[3]) Der Reformvorschlag über die Wahl eines Bischofs ist wieder derselbe wie bei Papst und Kardinälen. Die Erläuterung dazu ist ebenso monoton motiviert. Ein Ordensmann als Bischof (Papst oder Kardinal) hält zu seinem

schad daruß komen ist, das orden bäpstlichen oder cardinalischen gewalt gehabt hand. Was er dann erwerben mocht von dem pabst und cardinallen, do was den bischoffen an geholffen, das sy den örden in irem bistum verhengt hand menig sache, die in im rechten verbotten sind, als kyrchen regiren, peicht hörn, begrebnuß *halten*, mit den siben sacramenten umbzegan und ze absolvieren,[1]) das in von angende des ordens nie empholhen ist noch hewt beytag nit sein sol.[2]) Aber sy sprechent, man hab mit inen dispensiert und freihait gegeben und haben der bischoffen willen; was die verhengen, das mugen sy wol tûn.

Aber ains: ich glaub das kainer funden werd, der es ye sehn hab, das Cristus Jhesus im rechten versigelt hab noch cardinal noch bischoff noch pabst mit dem rechten verhengen mugen. Das man aber merck, das war sey, so merck man eben: der pabst ist vicarius Cristi in allem gewalt, als Cristus hat;

Orden, dispensiert ihn von den geltenden Satzungen, und so entstehen die Übergriffe des Mönchtums in das geistliche Amt und den damit verbundenen weltlichen Besitz. Darunter leidet der niedere Geistliche am schwersten. Die lateinischen Vorlagen sind also sehr knapp zu bemessen. Die Erläuterungen, die aus lokal-städtischen Verhältnissen — wohl einer Bischofsstadt — geschöpft sind, heben sich deutlich ab.

[1]) Der Streit zwischen Mendikanten und Pfarrern bezog sich außer auf den Zehnten auch auf die Stolgebühren. Die Mendikanten überredeten die Laien, bei ihnen die Sakramente zu empfangen, um dabei die Stolgebühren zu erhalten, namentlich aber sich bei ihnen begraben zu lassen, um so die Gebühren für Begräbnis und namentlich die Jahresgedächtnisse zugewiesen zu bekommen. Daß dies für Augsburg eine brennende Frage war, geht aus der Einladung des Erzbischofs von Mainz an dessen Suffragan, den Bischof von Augsburg, zu einem Provinzialkonzil im Jahre 1455 hervor, in der die falsche Lehre der Mendikanten erwähnt wird, wonach derjenige, der außer der Pfarrei eine Begräbnisstätte sich gewählt habe, dem Pfarrer keine Stolgebühr zu zahlen habe (Binterim a. a. O. S. 489). Es war nämlich in diesem Falle festgesetzt, daß den Pfarrern $^1/_3$ oder $^1/_4$ des Betrages zufalle (Hefele, Die Lage des niederen Klerus, S. 112). Die herrschende Mißstimmung über die Regularen machte sich auch in zahlreichen Klagen auf dem Provinzialkonzil zu Salzburg vom Jahre 1455 Luft. Die Mendikanten schadeten den Pfarrern dadurch, daß sie die Pfarrkinder zur Beichte anlockten und sogar notorische Wucherer in der Kirche bestatteten (vgl. Hergenröther-Hefele, Conciliengeschichte. Freiburg i. Br. 1887. VIII, 88). Vgl. meinen Aufsatz: Die Lage des niederen Klerus am Ausgang des Mittelalters a. a. O.

[2]) Die Orden, meint hier der Verfasser, sollen mit den sieben Sakramenten nicht umgehen. Wie paßt das zu seiner Ansicht, „die orden" seien eins dieser sieben Sakramente? Ein neuer Beleg dafür, daß mit dem Sakrament „der orden" nicht die Mönchsorden vom Verfasser gemeint sind, sondern die „ordines" = die Priesterweihe.

und uns der pabst[1]) hatt sund zů vergeben, nichts zů erlawben, das gottes er oder sein gebott krencken mug, mercklich und sunderlich drey sachen. Das erst ist die ee, die nement prechen sol noch schaiden on aigentlich sach, die wol im rechten stand. Paulus dicit: Quos deus conjunxit, hos homo non seperat.[2]) Nun sicht man wol, wie die ee oft geschaiden wirt. Das ander ist orden; wer der ist, der ainen orden eingat, der swert got den orden zehalten, armůt zehalten, keusch zebleyben, gehorsamkait zehalten. Diß sind die gelůpten, die zů got ruren und verhaissen sind herteklich. Wann aber ain pabst, cardinäl oder bischof das übersehent, das sy den gewalt haben, darüber kain freyhait ze tůn, das sol man kainen gelâben, wenn was got geredt hat, das bestätt, ob sy gebrochen sölten werden, der himel spielte[3]) ee.[4]) Nun merck, wie es gangen sey: so unsre howpter an got pruchig sind, wie sol es gan umb die, den gotliche recht nitt als hertt empholhen sind. Wir lassen uns an sy und verstanden doch wol an manchem stuck ir unrecht.[5]) Darumb gangen wir mit in in die helle. Man sol aber wachen yetz, es ist zeit, und verhüten, das auß kainem orden kain bischoff werd, so wirt es wol gan.

Merck ains. Yetzo der mertail der bischoff sind ördenlütt, die solten nun keusch und rain sein. Nun sicht man wol, wie keusch si sind laider,[6]) sy varent zů und schickent processen heut über die priester, das sy nit iunckfrowen nemen oder dienstmagt haben. Sy gebieten bey hohen bennen, die priester lassens darumb

[1]) Boehm liest hier: uns * der pabst gegeben * hat sund zu vergeben. Diese grundverderbte Stelle hat die Baseler Ausgabe richtiger: „und uns der pabst hat sünd zu vergeben". Offenbar hat das zweimalige rasch hintereinander folgende „geben" die Verwirrung beim Abschreiben angerichtet. Auch die Wiener Handschrift läßt uns hier im Stich. Dort heißt es: „uns der pabst gegeben hat sund ze vergebn . . . krenken mügen meinklich . . ."

[2]) Die Stelle steht nicht bei Paulus, sondern bei Matthäus 19, 6. Wiederholt hat der Verfasser schon hierin seine Unkenntnis bewiesen, ein Zeichen, wie er gar keine priesterliche (wohl aber klerikale, denn es gab nur klerikale) Bildung gehabt hat.

[3]) Praet. von spalten, intrans.

[4]) Die dritte Sache fehlt; er läßt „die Taufe" aus.

[5]) Derselbe Gedanke wie oben: „scienti bonum facere et non facienti peccatum est illi."

[6]) Nach Boehms Konkordanz ergänzt.

nicht, sy werdent bennig. Der bischoff nimpt gelt[1]) und verhengts, das wider got ist. Tätt aber der bischoff recht und in der selben schuld auch nit wäre, die priester mochten sich nit enthalten, sy müsten aueh recht tûn, nit allain in der sach, auch in andern sachen. Die bischoff stifftent yetz krieg und machent mißhellung und schatzent die kirchen und priester wider got und recht, sy furent auch weltlich gwalt und wissent, das es wider got ist.

Es sol kain bischoff kain schloß han weder veste noch statt, sy sollen sitzen uff der howptkyrchen yeclichs bistumms[2]) und sollent ain recht gaistlich leben furen, das alle pfaffen an sy zesehen hetten. Aber es ist anders. Die priester werdent oft und dick von den bischoffen hert gehalten und geschätzet umb sache, darumb die bischoffe schuldiger wern. *Wann sie sind ordenleut,* so haltend sy kainen orden mer. Sy *streittend* ja ettlich als layen unpriesterlich und *wellη* all sachen ußrichten mit kriegen, als weltlich herren. Wa das weltlich herren tätten, so soltent sy es fryden.[3])

## 2. Kapitel.

### Wie ain bischoff seinen hoff besetzen sol.[4])

Item ain bischoff sol sein hof han mit zwain priestern und mit zwain schiltknechten, mit ainem

[1]) Gemeint ist hier die Konkubinatssteuer; vgl. Konzilsverhandlungen darüber zu Basel in M. C. II, 744 und 773 f., 20. Sitzung, und Binterim VII, 211. Das Dekret gegen den Konkubinat wurde auf dem Mainzer Reichstag 1439 (März) von den Kurfürsten akzeptiert.

[2]) Die Residenzpflicht wird hiermit eingeschärft Schon auf dem Konstanzer Konzil wird an die Residenzpflicht erinnert. Denn die Prälaten lebten meistens als Freunde und Ratgeber an weltlichen Fürstenhöfen; vgl. Zimmermann S. 61.

[3]) Ein Fastnachtspiel aus der Zeit des Konstanzer Konzils läßt den Bischof durch den Mund des Papstes folgendermaßen schildern:

„Herr bischof nu gebt antwort,
wenn ihr die klag habt wol gehort,
daß ir eur schaf so oft tut schern;
aus welcher schrift wollt irs beweren?
und tut sie dazu rauben und prennen.
ich kann es in keinem kapitel erkennen,
daß ir eur hert behüt vor not,
die euch mein gewalt empfohlen hot.
Euer infel vor stachel glitzen,
Euer stab hat ein eiserne spitzen.
Wo habt ihr das in der geschrift gelesen?"

(Bibl. des Stuttgarter literarischen Vereins XXIX, 643.)

[4]) Hier folgt die Übersetzung von Reformanträgen rasch hintereinander. Sie enthalten Vorschläge über Besoldung und familia dieser Ämter; vgl. meinen Aufsatz in Deutsche Geschichtsblätter Bd. IV, Heft 1 und 2.

notari, mit ainem koch, mit ainem marstaller, mit den mag er reiten.

### 3. Kapitel.

### Von ainem weichbischoff.

Ist er aber ain suffragani, das ist ain weichbischoff, so sol er haben ain priester, ain schiltknecht, ain notari, ain koch, ain marstaller.

### 4. Kapitel.

### Von den ertzbischoff.

Item ain ertzbischoff sol haben zechen tawsent guldin rainisch und ain suffragani fünff- oder sechstausend guldin. Es sol auch ain bischof seinen suffragani bestätten und sol nemen darvon hundert guldin und nicht mer. Wañ der pabst sol kain pfronde mer leyhen, dann ertzbistum und gefurst aptien; was ander pfronden ist, sollen die bischoff yeclicher in seinem bistum leichen und versechen, das ist darumb: der pabst leicht etwan ain pfrönd zwain oder dreyen, die ligent im hof und verkrigent ir vatterlich erb. Etwenn so stechend sy ainander ze tod oder sie schaffen es zetünd und kompt groß übel darvon;[1] sy hand ain pöz gewonhait bysher gehabt und noch hand. Sy leyhen underweylen stallknechten pfaren und prelaten pfronden und kunden nichts darmit.[2] Man ist *gewitzigt* worden; darumb ist es wäger, bischoff leichen in irn bistumen,[3] so wirt er innen,

[1]) Diese Schilderung der Pfründenjäger an der Kurie stimmt mit der Wirklichkeit überein. Vgl. meinen Aufsatz: Die Lage des niederen Klerus am Ausgang des Mittelalters in Deutsche Geschichtsblätter VIII, 205 f.

[2]) So berichtet Haller aus Urkunden, daß Schreiber, Türhüter und Köche an der Kurie mit Pfarrpfründen versorgt wurden. Haller, Papsttum und Reformation I, 170.

[3]) Infolge der päpstlichen Reservationen, nach denen die Päpste unter Suspension der bestehenden Kollaturrechte eine Anzahl Benefizien sich zur Vergebung vorbehielten, hielten sich solche Pfründenjäger am Hof des Papstes auf. Später hatten diese den bestgehaßten Namen „Kurtisanen“. Ihr Treiben am Hof wird hier geschildert. Sie ließen ihre Benefizien durch Vikare verwalten. Der Verfasser fordert deshalb, im Einklang mit den Konzilsbeschlüssen, Rückgabe der Kollaturrechte an die Ordinarien, hier an den Bischof. Vgl. meinen Aufsatz in Deutsche Geschichtsblätter Bd. IV, Heft 1 und 2; vgl. auch oben, Vorrede.

ob ain sölicher ainer pfronde wirdig sei oder nit. Ain byschof sol kain pfarkirchen mit kainem besetzen, er pring denn von ainer hohen schûl brief und Insigel, das er wirdig sey, ain pfar außzerichten. Zů dem so sol auch der bischoff ain solichen verhörn, wan er sol ze dem minsten ain bacularius sein. Ain cardinal sol sein ain doctor der gesetz, in der hayligen geschrift und in den rechten. Ain bischoff sol sein doctor in der hailigen geschrifft und in decretis.[1]) Wen nun ainer kompt ze ainem bischof umb ain pfrönd und funden ist, das er wirdig ist, so sol der bischoff hinleichen on all intrag und sol in einsetzen umb ain gulden und sol nicht mer nemen, weder schenck noch miet, weder er noch kainer in seinem hof — wann es wär grosse simoni — bey berâbung aller ampter. Nempt war, aller komer ist des merrertails uffgestanden darumb, das man pfronden gelichen hat underweylen ungelerten priestern, die fur sind komen durch schenck und miet. Die hand nun das ewangeli nit kunden predigen noch die sacrament der kirchen[2]) zetrost und zenutz *nach* dem glauben beschicken noch beordnen. Darumb ist an vil stetten ketzerlicher glaub aufgestanden,[3]) das der cristenhait schädlichen komen ist, und noch heut beytag; so setzt man blindenfurrer auf die kirchen und ist versehenlich, man vall mit in in die grub.

Merck[4]) wol, wie es yetz gatt. Es *schickt* ain vater seinen sûn zeschûl und kert sein grosse arbait an in. Nun wirt er ge-

[1]) Der Grad der Wissenschaftlichkeit wird hier wie in den offiziellen und privaten Reformanträgen auf dem Konzil beibehalten. Ebenda.

[2]) Wenn unser Verfasser ein Priester wäre, so gehörte er sicher zu denen, die er hier geißelt!?

[3]) Der Verfasser beklagt das wiederholt, noch häufiger berichten die Chronisten gerade von Augsburg darüber. So wird für das Jahr 1393 erzählt, daß ein auswärtiger „Pfaff" in Augsburg predigte „auch von den ketzern und sprach, es wär gar viel ketzer zu Augsburg, und er fing mit der Erlaubnis des Bischofs 34 man und wip". Chroniken der Städte IV, 69 únd XXII, 40. — Dazu kamen auch noch heimliche Ketzer. (Ebenda S. 97.) Die Ketzer waren alle „lodweber". Ebenso für das nächste Jahr. S. 228 ebenda und für das Jahr 1408 XXII, 54; 1494 S. 45.

[4]) Dieser Passus kennzeichnet sich formell (wie schon wiederholt in dieser Wendung) und sachlich als Exkurs oder „Erläuterung", wie es der Verfasser ja selbst nennt. Es ist Beobachtungsmaterial, wie es ihm die Bischofsstadt Augsburg reichlich bot.

lert und wirt maister. Wenn er nun von schůl kompt, so würbet er umb ain thůmbherrenpfrönd, umb das er ain iunckher gottes sey. Dennocht begnügt er sich nit, er will auch han ain pfarkirchen oder zwo. Darauf setzt er ungelert pfaffen und waist wol, das er unrecht tůt, und ist sein kunst, die er gelernet hat, nieman nutz, denn dem teufel, des diener ist er, und ist versehentlich, vater und můtter und frewnd, die im zů der unnützen kunst geholffen hand, das die mit ainander in die hell komen. Wer aber solicher misslichhait ainig sein wolle, der sol wissen, das man es versorgen und verhutten můß, das man kainem mer dann ain pfrond geben soll,[1]) ist er thůmbher, das hab er und darmit genůg. Man sol im all *annder* pfrönd nemen, es ist manger, er verdient[2]) nit ain. Die gelerten sol man ab der tömen zwingen auf pfarkirchen,[3]) darumb das cristenlicher gelaub recht gepredigt werd; die singen und lesen könden, die sind gůt auf die töme und in die örden, wann sy sind dem glauben yetz wenig nütz, man pessert sich yetz wenig von in.[4]) Also so ver-

[1]) Der Ton liegt hier auf „ain". Andreas von Escabor fordert dasselbe in seinem Reformvorschlag. Vgl. Haller, conc. Basiliense I. Bd., S. 224 f. Ein anderer Reformantrag, der sich ebenfalls gegen die Pluralität der Pfründen wendet, begründet dies in charakteristischer Weise damit: „quia de hoc valde domini temporales et alii layci conqueruntur". Ebenda S. 204. Das entspricht auch dem städtebürgerlichen Geiste des Verfassers durchaus, der unten wiederholt im weltlichen Teil betont, daß jeder nur ein Handwerk nach der damaligen städtischen Organisation der Arbeit ausüben soll, ja er verlangt es sogar vom Landmann.

[2]) Dies betont ebenfalls der Verfasser in städtebürgerlichem Geiste, daß jeder nur das genießen soll, was er verdient. Damit überträgt er wiederum Begriffe vom weltlichen Stand auf den geistlichen, und diese müssen deshalb hier neu und wie modern wirken.

[3]) In einem der vom Mainzer Reichstag akzeptierten Dekrete heißt es: „ecclesiis parochialibus graduati praeficiendi". Vgl. Koch, Sanctio pragmatica Germanorum. Argent. 1789. S. 160. Es ist also unser Verfasser auch hier von der Akzeptationsurkunde abhängig.

[4]) Darin spricht sich gewiß nicht eine Feindseligkeit gegen das Studium überhaupt aus (wie Janssen meint, Gesch. d. d. Volkes II, 304[23]), vielmehr gibt er dem gelehrten Studium bei der Verteilung der Würden, wie wir eben sahen, die Ehre. Er meint sogar in humanistischem Geiste, „die frauen studieren besser als die männer". Aber er betrachtet doch hier die höhere Bildung mit scheelen Augen; das läßt sich begreifen aus seiner Stellung als Stadtschreiber oder wenigstens als Mitglied der Kanzlei. Er gehört als solches der „Halbbildung" an, beurteilt als Laie mehr den praktischen Nutzen der Studien und findet, daß sie für die damalige Zeit und für das religiöse Leben brach liegen. Gewiß, die scholastische Gelehrsamkeit war entartet und unfruchtbar geworden, zumal das Studium noch als bequemes Mittel der Lebensversorgung angesehen wurde und die eigentliche Arbeit eines geistlichen Berufes durch ungelehrte und unwürdige Vikare in einer

hengent yetz die bischoff das groß übel und nement miet und schenck und verhengent yetz vil übels laider und ist versechenlich, bischoff, pfaffhait und orden gangen all dahin, da sy hin gehörent, zů der welt, das ist der tiefel. Ich můß es got clagen, das man so plintlich lebet, das man ainen umb funff oder umb zehen ß tött, umb ain klain übel, das der mensch ze půß gegen got leichtiklich komen möcht, und das groß übel, dardurch got und die welt bekrencket wird, kain straff han sol noch mag. Die stain spielten sich an Cristus marter, die sunn verlor iren schein, diß ist als groß, wenn kirchengůt ist got in seiner marter und in seinem plůt gesetzt worden von unsern vordern inen ze trost und dem glawben ze hilff, das wirt unverdient üppiklich dick und vil vertan.[1]) Man gedenckt klain, wie swär gottes gaben ze niessen seien unverdient. Ze gleicher weyß, als das almůsen ist gůt zegeben und pöz zenemen,[2]) also ist auch pfröndengůt, das ist gůt zeverdienen, aber gegeben hert zenyessen. O ir edlen cristen gedencket diß zefürsechen, das man nyemand mer laß dan ain pfrönde und das auch die verdient werd.

Item es sol auch ain bischof han ain gefancknuß, ob ain priester tätt wider priesterliche ere, das in ain bischoff gestraffen möcht an seinem leib oder der pfrönde berawben ainen monat und dann wider lassen komen: übertryt ers, so sol er in berawben seiner pfronde zwen monat, aber lassen widerkomen und versůchen; aber ze dem drytten mal, ob er sich übersäch, so sol er im dann gar und gantz seiner pfronde berawben und ainem anderen leichen, und sol ain bischoff sein pfafhait umb kain gelt straffen, wann darinne leit vil arckwan. Si straffent vil und dick die pfaffhait allain umb pöz geittigkait und umb sach, die die bischoff mer hand getan dann si, und bannent sy, da sy vor got in

ihrer Person entsprechenden Weise geleistet wurde. Das mußte dem Geiste eines Beamten der Kanzlei, des Vorläufers des modernen Beamtentums, schnurstracks zuwiderlaufen. Daraus erklärt sich die häufige Entrüstung des Verfassers über das Vikariatswesen.

[1]) Wiederum der soeben beachtete Gesichtspunkt und gleich dabei mehrmals und noch eindringlicher.

[2]) Der Gedanke erinnert an: „Geben ist seliger denn nehmen."

grosserm banne sind nach geschriben rechten.[1]) Aber sy achtend sein nicht,[2]) sy furchtend nicht kain hell, sy bedurffent nit not han, wie sy darin koment, sy stat in alwegen offen, sy tond sy hie auf bey irem leben.

Item es sol in ainer yeclichen hohen schůl[3]) *wanen* ain hoher maister oder zwen, die presidentes haissent, die maister machent und bacalarios, *und* sweren zů got und zůn hayligen, das sy kainen brief geben an kainen bischoff umb kain pfronde, er sey dann vor examminiert, das er wirdig sei ze haben die pfronde, darumb er pittend ist. Wann die brief bringent ainen bischoff, so bedörfft der bischof in nit examiniren, ob er wil, und sol im durch kainerlay sach leichen, dann milteklich durch got und umb singen und lesen on schenckung, on miet, on all pact und sol im gehaissen gehorsamkait aller gaistlicher ordnung.

Item sol auch ain bischoff alle jar ain synodum hallten[4]) mit seiner pfaffhait und da tůn zelesen die gesatzt und ordnung der pfaffhait und daby fragen, ob niemand kain stuck gebrochen hab oder ob kainerlay herren edel oder ander an kainen priester kain frävel volbracht habe. Was sölicher sache geschehen, mag ain bischoff mit hertten bennen und schatzung nach der sach sware wol tůn[5]) und sol nyemant darwider sein. Wer aber darwider wäre, den sol man mit gaistlichem und weltlichem swert weysen an leib und an gůt, bis ainer sich gehorsam geit. Ain bischof sol in dem synodo auch aigentlich fragen von allen dechanten, wie die kirchen geregiert werden und wie es stand umb die siben sacrament, und sol der pfaff-

[1]) Kanonisches Recht.

[2]) Davon oben schon berichtet bei der Konkubinatssteuer.

[3]) Die Stelle hier ist wiederum ein Beleg dafür, daß der Verfasser nicht dem Studium überhaupt feind ist.

[4]) Vgl. dazu M. C. II, 525 f., 15. Sitzung des Baseler Konzils, wo in Gegenwart Sigmunds beschlossen wird, daß jährlich in der Osterwoche eine Diözesansynode vom Bischof selbst abgehalten werden müsse. Vgl. auch Binterim VII, 210. Dieses Reformdekret wurde auch in die Akzeptationsurkunde aufgenommen.

[5]) Statt des von Boehm als verderbt angezeigten „zetun" paßt besser „tun".

hait underschaid verbieten, wem man das sacrament geb oder nit,[1]) also das es gaistlichen in allen bistumen gange, wenn man sol ye vor allen dingen in allen bistumen gleiche statuta halten, als sy geordnet sind in dem concili ze Basel.[2]) Man sol auch ain gmain ordnung haben auf allen pfarkirchen, das man nit an ainer stat anders halt, dann an der andern, und auch ain gemain gebett.[3]) Das gat nun leichtiklich zů durch gesetz. Dann in ainen bistum betend die priester vil anders, denn in dem andern. Das hand die bischoff aber getan, wann si fast bißher munch gewesen sind, und ist ain verirt ding in dem bistumen worden. Wenn man aber kainen bischoff mer, der ain munch gewesen ist, nympt, so gat es leichtiklichen zů. Man sol halten das gebott, das der pabst haltet, als es des ersten von den zwelffbotten geordnet was.[4])

Item ain bischoff sol alle jar ainest visitieren alle kirchen in seinem bistum und wol besehen umb alle ding der kirchen, das es wol stand und ob kain irrung zwischen ainen pfarer und der kirchen zůgehornde sey, das sollichs gewendet und geainiget werde.[5])

---

[1]) Dieses Verbot der Vorenthaltung des Abendmahls kann nur auf einen Laien zurückgehen; denn es greift in die priesterliche Gewalt. Es ist in der Stadtchronik von Augsburg I, 327 überliefert, daß im Jahre 1458 „die pfaffen verboten den leuten das Sakrament (Abendmahl) in der Beicht von des zehenden wegen aus der leyen gerten; da ein rat solche büberei von pfaffen verstand, da verbot er allen zünften, zehent zu geben außer der nach herkommen". Unser Verfasser will ebenfalls wohl diese Vorenthaltung verboten wissen, weil sie häufig bei weltlichen Händeln mißbraucht wurde. Ähnlich spricht er sich ja unten gegen „die Anwendung kirchlicher Strafen aus zeitlichen Anlässen aus.

[2]) Vgl. Mon. Conc. gen. XV. saec. III, 525 ff.

[3]) Diesen Satz habe ich dem Sinne entsprechender umgestellt.

[4]) So löst sich die Verwirrung der Stelle in einen sinnvollen Satz auf. Boehm hatte hier stehen: „Man soll halten den stul, * das * der pabst haltet mit gebott, als es des ersten von den zwelfbotten geordnet was." Das doppelte gleichlautende „gebott" und „zwelfbotten" veranlaßte, wie schon öfters bei Gleichklang, Verwirrung beim Abschreiber. Man kann aber auch lesen: „Man soll halten den stul (nämlich den Bischofsstuhl), den der pabst" usw.

[5]) Die regelmäßige Visitation von seiten des Bischofs wurde in der 15. Sitzung des Baseler Konzils (Mon. Conc. gen. XV. saec. III, 526) bestimmt und dann von den Fürsten akzeptiert. Hefele, Konziliengesch. VII, 557.

## 5. Kapitel.

## Von den weichbischoffen.[1])

Item ain bischoff sol kainen weichbischoff han, sy sollent all priester sein und ir officia selber tůn,[2]) was inen zůgehört, es wär denn, das ers vor kranckhait oder siechtagen nit tůn möcht, so sol es ain thůmherr tůn, der ain doctor in theologia ist oder decretis, den mag er weychen zem stab und dem enpfelhen, sein statt in dem bistum zetond, das er tůn solt. Kompt er aber wider, so sol ers selb tůn,[4]) er sey dann bei sechtzig jaren, so mag er dann wol seinen statthalter halten. Er mag auch und sol seinen statthalter ain fürdrung tůn umb sein arbait nach der gelegenhait.

[1]) Da die Prälaten ihrer Residenzpflicht oft nicht genügten, so wurde das Amt eines Weihbischofs allzu häufig errichtet. Matthias Döring, Ordensprovinzial der Minoritenprovinz Sachsen, schrieb im Jahre 1434, also fast gleichzeitig mit unserem Verfasser, als er sich auf einer Reise durch Hessen, Thüringen und Sachsen sowie an der Ostsee befand, an den Kardinallegat Cesarini nach Basel: „Ceterum inter reformanda necessarium esse cogitare super scandalosa promotione ad episcopatus mathematicos (?) vel titulares, quorum magnus numerus est in dictis partibus, qui spoliatis suis monasteriis ad Romanam curiam cum summa pecuniarum accesserunt, pro titulo pecunia expensa redeunt ad partes, de consecrationibus et ordinationibus simoniacis misere victuri. Inter quos unus est famosus, malae utique famae, religione Minor, malitia maximus: alias rev. Dom. archiepiscopi Bremensis in spiritualibus vicarius, nomine Fridericus, cui non sufficit dudum simoniaca vita continuata mala fama gradientibus per terram probata, quinimo turpitudinem suae matris, scilicet religionis fratrum Minorum, revelare satagens, fratres illius ordinis puniendos in suam defensionem ac ignominiae consortium asseruit eosque ad diversas partes mittit, ut turpe lucrum pro suae iniquitatis fomento faciant et sic disciplinas sui ordinis evadunt." (Abgedruckt bei Mansi XXX, 850 f.) Daraus ist ersichtlich, wie ärgernis-erregend vielfach das Treiben mancher Weihbischöfe damals war, sogar solcher von Mitgliedern aus dem Minoritenorden. „Diese Leute hatten meist ihr Amt gekauft und beuteten es in unverschämter Weise aus. Oft waren sie arm und gereichten ihrem Stand zur Schande." Allgemein verlangte man zu Konstanz schon Beschränkung ihrer Zahl (Zimmermann S. 61). Ein auf dem Konzil zu Siena vorgelegter Reformplan der Franzosen forderte wie unser Verfasser Beseitigung der Weihbischöfe (Mon. Conc. I, 30 – 35). In Italien wies noch im Jahre 1532 Carafa in einer umfangreichen Denkschrift an den Papst auf dieselben Mißstände hin. Die meisten Bischöfe genügten nicht ihrer Residenzpflicht, sondern überließen die Sorge für ihre Bistümer verkommenen Mönchen, die sich Titular- oder Suffraganbischöfe nennen. Diese erteilten die Weihen ganz Untauglichen. Vgl. Pastor, Die Anfänge der kathol. Ref. im 16. Jahrhundert in Apologetische Rundschau 1907, S. 335.

[2]) Unser Verfasser sieht von der Aufzählung solcher Mißstände unter den Weihbischöfen ganz ab. Daß er diese aber kennt, geht aus seiner Ablehnung des Instituts der Weihbischöfe deutlich hervor. Nur für den Fall der

Von den schlössern und den vesten. Item, wie man den schlossen und zellen, die die bischoff inne hand, tůn sol, vindet man an dem letsten capitel, so der gaistlichen reformacion ain end hatt.

## III. Teil.[1])

## Von ordnung aller pfarkirchen.

### 1. Kapitel.

### (Von der Zahl der Pfarrer an einer Kirche.)[2])

Nun sol man aller pfarkirchen ordnung mercken, wann sy die wirdigosten nach bischofflichem stat sind. Des ersten sol man das besechen, das all pfarkirchen zwen priester haben. Wer sy aber an gült zeklain, so sol man ee zwo zů ainander machen,[3]) wann alle priester sollent gleich pfronden han, gleich arbait mit singen und mit lesen haben. Es ist under der priesterschafft grosse mißhellung dick und vil zwischen den bischoffen und in, als ich ewch sag.[4]) Die bischoff von geitzikait one all notturft und wider recht schätzent sy die priester und nement in ab stewr wider also geschriben recht und zwingent sy darzů mit processen und bennen. Processen schickt er in des ersten von ir concubin wegen, darumb das sy der stewr deßer ee ingangen. Etwen so koment sy in den pan, sy lassent darumb ir concubin nicht, also nympt der

Invalidität eines Bischofs sieht er einen Weihbischof vor und begründet das im Sinne eines städtischen Beamten: „so sol ers selb tun".

[1]) III. Teil entspricht dem III. pars der Reformschrift Cesarinis, betitelt „de curatis".

[2]) Diese Kapitelüberschrift ist dem Inhalt gemäß und der Übersichtlichkeit wegen von mir hinzugefügt.

[3]) Dieser Vorschlag enthält wie alle bisherigen über die Persönlichkeit der Würdenträger eine Stimme zugunsten der weltlichen Priester, die bei der Wahl zu den verschiedenen hierarchischen Stufen den Vorzug haben sollen vor den Mönchen. Hier ist im besonderen dem weltlichen Klerus zugunsten gesprochen, weil hier nur die Frage gelöst wird, für den Fall, daß die Pfarrkirche zu klein ist. Es war nämlich viel mehr Gebrauch, reiche Kirchen zu teilen; dies wurde auf Synoden verboten und ebenfalls geboten, arme Kirchenstellen zu unieren, wie es unser Verfasser will. Hefele, Lage des Klerus im Mittelalter, S. 113.

[4]) Aber nicht allzu groß ist die Vorlage zur Reform der Pfarrkirche. Hier befinden wir uns schon wieder in der subjektiven „Erläuterung" des Verfassers, was sich leicht erkennen läßt aus der Wendung: „als ich euch sag". Der folgende Abschnitt ist eine wiederholte Lamentation über das Verhältnis von Pfarrern zu dem Bischof.

bischoff das gelt gezwungelich wider recht[2]) und latt sy sitzen, als sy mugent mit grossem unrecht und dick und vil in bennen unabsolviert, das versechenlich ist, das die priester und undertan in kainen gots gnaden sein und mitainander in abgrund der helle gen.

Darumb das es aber versehen werd, so ist *es* wäger,[1]) man leb, als man ze oryent lebet[3]) und in Yspania,[4]) da die priester weyber nement, wann Cristus hatt es nie gebotten *der* priesterschafft. Ich main, es sey mer übels aufgestanden in dem tail der cristenhait, die Kalixty gebott[5]) hielten, denn gůts dardurch

---

[1]) In der 20. Sitzung des Baseler Konzils wurde das Konkubinat aufs neue verboten; namentlich sollten die Kirchenobern, die das Konkubinat um Geld dulden, mit dem Doppelten der empfangenen Summe bestraft werden. Vgl. Hefele, Konziliengeschichte VII, 594. Dieses Dekret wurde von den Kurfürsten akzeptiert. Schon auf dem Konzil zu Konstanz in derselben Weise gerügt. Vgl. von der Hardt I, 428.

[2]) wäger = besser.

[3]) Das Konkubinat war im ausgehenden Mittelalter eine besonders brennende Frage im kirchlichen Leben geworden. Fast alle Partikularsynoden beschäftigten sich damit. So das Provinzialkonzil zu Salzburg vom Jahre 1418 (Binterim a. a. O. S. 400 ff.), 1420 (S. 419), 1440 (S. 225) und 1490 (S. 500), zu Trier 1423 (S. 451), zu Mainz 1451 (S. 469), zu Köln 1423 (S. 457) und 1452 (S. 482). Das Konkubinat wird verboten, im Übertretungsfalle Suspension angedroht. Über die Kinder der Konkubinarier wird ausführlich gehandelt auf der Trierer Provinzialsynode 1423 (S. 451 ff.) und Kölner Provinzialsynode 1423 (S. 457). Auch auf den Generalkonzilien galt diese Frage als eine schwierige Materie. Besonders zu Basel waren in der 20. Sitzung einige für Aufhebung des Zölibats, die Mehrheit jedoch für Beibehaltung. (Binterim a. a. O. S. 211). Zu ersteren gehörte auch Sigmund selbst. Mit vollem Recht kann der Verfasser also auch seine Ansicht als die Sigmunds ausgeben. Das Zölibat war im ganzen Mittelalter ein beliebter Gesprächsstoff, der infolge des Humanismus und besonders oft dann, wenn Unionsverhandlungen mit den Griechen schwebten, lebhaft erörtert wurde. Man wies dann gern auf die orientalische Kirche hin (so schon Peter Dubois, vgl. Deutsche Geschichtsblätter VII) und auf Spanien, wo es am schwersten war, die Priesterehe ganz auszurotten. Wie sehr gerade damals die Laien an der Beobachtung des Priesterzölibats interessiert waren und wie wenig sie ihn in eigenem Interesse wünschten, sagt uns ein anderer Publizist in jener Zeit, Nikolaus von Clemanges: „laici usque adeo persuasum habent, nullos sacerdotes coelibes esse, ut in plerisque parochiis non aliter velint presbyterum tolerare, nisi concubinam habeat, quo vel sic suis sit consultum uxoribus, qui nec sic usque quoque sunt extra periculum". Vgl. Moll, Die vorreformatorische Geschichte der Niederlande, deutsch bearbeitet von Zuppke. 1895. S. 693.

[4]) In Spanien gab es damals noch verheiratete Priester (Lenfant, concile de Pise, prefatio XXVI ff.).

[5]) Das Zölibat ist nach dem kanonischen Recht tatsächlich nur ius humanum und nicht ius divinum. Der Verfasser ist deshalb kein Ketzer, wenn er die offene Frage ventiliert.

beschehen sey. Das übel zu verhüten und das man dester sicher an der sel sey, so sol man yeclichem weltlichen priester ain eeweyb, die junckfraw rain sey, geben; wäger ist es, tägleich gesundet, dann töttlich.[1]) Es wär dann, das es ein priester durch gots willn lassen wölt und sain rainikait *behalten* wolt, den sol man nit zwingen. Wäre aber, das er sein rainikait übersehe und nit keusch blibe, so sol man in nit mer lassen meß han, byß er püß drey monat in dem kercher mit waser und mit brot. Denn sol ain bischoff mit im dispensiern und dennocht unwerd sein. Aber ain priester, der ain weyb nympt, ain junckfrawen, der sol sein wûchen halten ainer nach den andern, und dieweyl die wûche wert, sol er nit bey seinem weybe ligen[2]) und an dem sampstag, so die wûchen anhebt, sich rainigen mit der beicht, seinen leib waschen mit dem bad, das er an dem morgen, an dem suntag, erlich ingang gelütert, und sol gaistliche klaider tragen und sein weyb auch gaistlichen schein bieten und halten die gantzen wûchen, bis die woch außkompt, so mag sich dann si und er aber bey ainander halten, als der ee gezimpt. Aber *so* si sich ze baiden taylen ye gaistlicher haltent, umb so mer sind sy[3]) zeeren. Man sol auch die ee halten mit grossen eren, die in mengklich erbieten sol mit lieb und laid, mit gesellschaft und mit gespilschaft. Also der priester, wa er zů der welt gat, sol er alwegen gotliche rechte wort in seinem munde haben und der welt gůte ebenbild vortragen, als das Cristus Jhesus hatt, also soll er[4]) zů der welt wandlen und in sagen und künden den weg der warhait, und was man in fursetzt, sollen sy essen, frid stifften und machen und allen menschen den weg bezaichnen,

[1]) Eine sprichwörtliche Redensart, die sicher erkennen läßt, daß der Verfasser hier erläutert und nicht übersetzt.

[2]) Dieser Vorschlag des Verfassers scheint von der Bibel angeregt zu sein. Im alten Bund war den Priestern nicht verboten, die Ehe einzugehen. Aber sie waren verpflichtet, die Zeit hindurch, wo sie bei der Stiftshütte den Gottesdienst zu verrichten hatten, sich des ehelichen Umgangs zu enthalten. (Vgl. 3. Mos. 10, 9; 22, 3; 2. Mos. 19, 15; 1. Könige 21, 1–6.) Dasselbe galt auch von den Leviten (4. Mos. 3, 10, 38; 8, 6 ff.; 18, 1 ff.). Ebenso sollen verheiratete Kleriker zur Zeit des geistlichen Dienstes sich enthalten nach dem Neuen Testament (1. Korinth. 7, 5).

[3]) So wird die Stelle verständlicher.

[4]) Auch hier mußte eine lesbare Diktion gefunden werden.

der zů got und zů dem himel gehört. Das selb sol auch sein weyb tůn, zůchtig und dennocht mit der welt wonen, doch man ir groß ere erpieten sol, alledieweil und sy sich erberklich helt. Ob aber der priester sich übersache und mit ainer andern zeschiken gewunn, das offen wurde, sol er darnach kain meß mer hann und sol seiner arbait leben dannocht verschmachlich. Wär *aber,* das sy sich übersech, so sol man sy in ainen kargger tůn *and* sol darinne büssen bis an irn tod. Weliches auch vor abgat, so sol das ander kain gmachel nemen bei irem leben. Wann unmuglich solt man übersehen die ee, die gantz in den sacramenten under in zwainen gewesen sind, das ain ander ee nit ist, denn das es ain ainig sacrament ist ingemain.[1]) Aber under der priesterschafft stand in alle sacrament zů üben.[2]) Darumb, fur alle menschen sind sy zeeren, für kayser, kunig und allen adel, nyemant außgenommen.[3])

## 2. Kapitel.

## Wie viel gult ain priester haben sol.

Item es sol ain priester jarlich gult han achtzig guldin reinisch zů pfrond für alle ding. Die sol man im geben zwürent[4]) im iar und sol weder mit zinssen noch mit zechenden nichts zeschaffen han. Es sol ain yecliche kirch ain pfleger han,[5]) der das gotzhaws besorg mit den dingen, die zu dem gotzhaws hörent, und einnemen soll, was das gotzhaws in gult hat. Darumb sol er han järlich gult viertzig guldin. Er sol auch järlichen rechnung tůn vor den

[1]) Die Stelle ist verderbt, aber dem Sinne nach klar.

[2]) Also auch das Sakrament der Ehe zu üben, steht den Priestern zu; sie dürfen also heiraten, schließt der Verfasser. Fragen wir aber weiter, wenn der Verfasser die Behauptung aufstellt, daß „die priesterschaft alle sakrament üben" soll, soll sie auch das Sakrament „der örden" üben? Das ist ein offenbarer Widerspruch, der nur gelöst wird, wenn man „orden" als falsche Übersetzung für „ordines" = Priesterweihe ansieht.

[3]) Ebenso sagt Berthold von Regensburg: „nu sehet, wie hohe ... got die priester geeret hat für alle menschen, für künige, für keiser." Pfeiffer, Die Predigten Bertholds von Regensburg, S. 305.

[4]) zwürent = zweimal.

[5]) Kirchenpfleger oder Kirchenmeister hat es schon damals mehrfach gegeben.

zwain priester, vor ainem, den der bischoff dargeit, und viern oder funffen der undertan, die darzů geordnet werden. **Man sol auch alle begrebnuß abtůn, wenn es hatt closter geruffet,**[1]) es ist in verbotten,[2]) das sy zwing und benne hand und mit weltlichen sachen umbgand, das großlich wider alles recht ist und nit gottliche. Und ist zefürchten, es kom in wenig in yener welt zestatten. **Hetten sy es irn kinden oder rechten erben gelassen, es wär versehenlich, die sele fräwet sich mer dann also.**[3]) Darumb wenn man ain grebnuß haben wöl, so sol man tůch oder ain klaid geben, das gůt zů den eren dem gotzhus sey zů messgewanden, zů allterntůcheren[4]) und zů geziert nach dem, als man habent ist. Auf der par sol man es in das gotzhaws tragen, das sol auch dem gotzhus lautter pleyben und das wachs auch. Man mag auch bey der weyl durch der sel willen ain oppffer tůn darumb, ob er sich yendert versompt hab an den rechten oppffern, das es da dester ee erfult werd. Das oppffer mugent wol die priester nemen und gleich tailn und in den dryssigosten der sele gedencken. **Man sol auch kain iarzeit mer setzen,**[5]) dann all mentag sol man alwegen iarzeit began gemainlich allen sellen, wann die priesteren nemant ir pfrond an ainem stuck. Man sol die vier oppffer gehorsamklich geben, das ist von angend der welt recht gewessen. Es mugent auch priester acker, weingarten han und pawen, ir fich haben beschaidenlich und erberklich.

Item als auf yeclicher pfarkirchen sollent zwen sein, als vor stat geschriben, so sollen sy all sampstag ze abent vesper singen und am morgen meß, auch alle zwelffbottentag und an der auffart und an unsers herren fronleichnamstag und an unser frawen

[1]) Schon oben erwähnt und auch der Grund daselbst von mir hinzugefügt. Die Abschaffung des Begräbnisses geht aber auf die Bestrebungen der Stadtgemeinden zurück, wogegen die Synoden der Geistlichen für Aufrechterhaltung desselben sich erklären, wohl wegen der Stolgebühren. Ein Geistlicher als Verfasser würde nur die Entziehung des Begräbnisses für die Klöster fordern.

[2]) Die Stelle ist verderbt. Sinngemäß emendiere ich: „es ist in verbotten".

[3]) Die aufgeklärte Stimme eines Laien liegt hier vor.

[4]) Die Stolgebühren in dieser Form gehen auf alte Gewohnheiten zurück und sind deshalb maßvoll.

[5]) Auch die Abschaffung der Jahresgedächtnisse forderten damals die Städte. Vgl. Einführung.

tag, wenn die koment, und die kirweychme die dry tagmetten singen und die hochtzeit. Wär aber, das ain kirch als vil gult hette, das mer priester ir pfrond han möchten, also das yeclicher die achtzig guldin han mocht, sind ir vier oder sechs, so sollent sy allzeit singen und mit den meßsen halbtailn und ir wûchen halten mit irn weyben, als vor stat.

## 3. Kapitel.

## Von der pfarer und kirchen zinse.

Item, man sol alle zinse, es sey auf husern, auf ackern, auf wisen alle ablossen ye für ain schilling ain pfund und nicht mer.[1]) Das soll man anlegen ze ainem stuck, das die priester ir pfronden nemen und an den achtzig guldin zestewr haben. Also werdent alle heuser frey und andre gûtter. Man sol kain gût noch heuser mer bekumren noch darauf schlahen. Item die priester sollent aller gult niemant nichts herschen. Es sol sy nicht bekumern mer, denn den pfleger, der sol es tûn und versorgen. Item, wenn der bischöff visitiern will, so sollen die priester dem visitierer ain guldin geben und nicht mer. Ain bischoff sol auch darüber kain schatzung mer tûn. Denn so ain newer bischoff gesetzt wirt, sol ain yeclicher pfarer ainen halben guldin schencken mit willen, ungezwungen. Also wirt es umb all pfarkirchen wolstan und werdent wol außgericht.

[1]) Damit soll also durch das 20fache der Rente die Rentenverpflichtung abgelöst werden und die Ablösungssumme zu dem Pfründenfond geschlagen werden. Vgl. meinen Aufsatz in Deutsche Geschichtsblätter, Bd. IV, Heft 1 und 2. Die Ablösung von Renten und Zinsen war in den Städten damals nichts Unbekanntes mehr. Vgl. Janssen, Reichskorrespondenz I, 392. Finanziell ist die mittelalterliche Stadt ebenfalls der Vorläufer des modernen Staates. Die Stadtgemeinde war damals schon der Mittelpunkt des Mobiliarkredits, des Bankwesens. Die Forderung hier wäre für einen Geistlichen etwas Unerhörtes. Denn die Kirche verharrte prinzipiell – pecunia pecuniam parere non potest – beim Immobiliarkredit. Die Rentenkäufe sind die stehende Form namentlich der klösterlichen Finanzverwaltung. Vgl. dazu Sohm, Städtische Wirtschaft im 15. Jahrhundert in Jahrb. f. Nationalökonomie und Statistik, Bd. XXXIV. Die Ablösung der kirchlichen Gerechtigkeiten auf weltliche Güter fordert ein anderer Publizist, ebenfalls ein Laie, Peter Dubois, schon 100 Jahre früher. Vgl. Scholz a. a. O. S. 399.

## IV. Teil.

## Von den thumbkirchen.[1])

### 1. Kapitel.

### (Von dem Amt der Domherren.)[2])

Nun sol man mercken von den tombkirchen. Jetz die tûmhern sich gar unordenlichen tragent und haltend; sy wend sich in irm statt den pfarern geleichen und sind doch recht gaistlich münch. Sy sollent von allerhailgentag bis ze ostern die langen swartzen kutten tragen, ze refental essen und auf dem dormitori schlaffen in dem zeit. Nun sicht man wol, wie die pabste und bischoff verhengt hand. Sy sind nun gots iunckhern worden, sy gand nun als die layen in weyssen schûchen, in claidern von mārdern, die gaistlich lüt nit tragen sollten. Sy hayssent nun von recht müssiggenger, sy mussent knecht han, die in zů der kirchen ir korreck nachtragent.[3]) Man sicht wol, wann ainer yetz zů schůl fert und maister wirt, so ist er pald hie[4]) und würbet umb ain thůmherrenpfrönd; wann si müssiggenger sind. Sicher, hielten si ir regel, es wär mengem nit als gauch[5]) zů werben. Nun gand sy gesichtiklich in die helle mit päbsten und bischoffen. Es ist alles in die gewonhait komen, das sy nit anders wissent, denn es solle also sein. Sy hand auff allen tömen caplan, die haissen si sweren zů allen zeiten singen und lesen. Was swerent sy? Sy swerent müssig zu gen zů dem wein und in das spilbret, und nymer zů der mettin gan. Nun hand si doch den namen ab horis canonicis. Die caplon mussent in ir pfrond verdienen und darzů villeich ir knecht sein. Sy benügent sich nit ir thůmhernpfrond, sy mussent kirchen han, etlicher mer dann aine oder zwo. Ach der herten pfronden! die also genossen werden

[1]) Entsprechend dem 4. pars von Cesarinis Reformschrift, betitelt: de canonicis. Die Domherren werden auffallenderweise genau wie im „libellum reformationis" des Cesarini erst nach den Pfarrern behandelt.

[2]) Von mir eingesetzt.

[3]) Dieser Aufzug der Domherren entspricht ihrem Stand. Denn sie waren meistens von adliger Herkunft, sie hatten deshalb Vikare. Vgl. die 21. Sitzung des Baseler Konzils in Hefele, Konziliengeschichte VII, 597.

[4]) Weist auf eine Bischofsstadt (Augsburg) als den Wohnsitz des Verf.

[5]) gach oder gauch = plötzlich, ungestüm. Mir ist als gauch = ich strebe mit Eifer.

**unverdient;**[1]) wie wirt die kospär gab gotes üpeclich genossen, wie hatt man gottes so gar vergessen und hatt der tiefel menklich plind gemachet; wie ist trew zů got so gar erloschen! Das spürt man wol an allen sachen, an den got gemant[2]) solt werden und im zůgehort. Daran hat nyemant kain rechte lidmaß mer. Gotes und seins rechtes ist gar vergessen. Man sol auch kainen thůmherren kain pfarkirchen mer lassen; ist er ain maister der geschrift, so sol man in zwingen auf die pfarkirchen, das er predig die warhait. Sy setzent dorecht priester, die die warhait nit sagen noch kündent, darumb mancher falscher glaub an manchen stetten auferstanden ist.[3]) Dieselben solt man in die kör haissen gan und singen und lessen. Darzů sind sy nutz; dann alle die kunst der gelertsten ist der welt nicht mer nutz. Sy můß mussig gan, ir studieren und arbait die sy gehabt hand, ist verlorn, es wirt nyemand mer von in gepessert.[4]) Man sol lutter verhütten, das kainer mer hab, dann ain pfrönd.[5]) Man sol all pfaren versorgen mit den nützen, die zů der pfarr gehörend. Laß man die nütz nyeman mer dienen, dann der kirchen, da sy vallent, sind die nütz gros und klain. Ist aber der nütz so vil, so sol mans verordnen, als vor statt von den pfarren.

## 2. Kapitel.

## Wieviel gult ain thumherr järlich haben sol.

Item ain thůmherr sol järlich in kathedrali ecclesia haben achtzig guldin und sol ir nit mer dann vier und zwainzig sein. Nun findt man wol, da ir vil mer sind; man sol sie abtůn **und die gelertsten haissen die kirchen außrichten,**[6]) da hand sy als vil pfrönden und haltent ir sel und habent auch cristenlichen glauben und wirt von in gesprochen: Qui docti fuerunt, etc. welichy gelert sind, die scheinent als der schein des firmamentes, das ist der hymel. **Wie gedenckent die gelerten so wenig daran! Ich bekenn nit anders, dann**

[1]) Nach dem Standpunkt des städtischen Beamten.
[2]) Auch „gemeint" hat die Überlieferung. Doch „manen" hier soviel als „erinnern".
[3]) Wiederholung desselben Gedankens. [4]) Ebenfalls Wiederholung.
[5]) Der Ton liegt auf „ain" wie oben.
[6]) Derselbe Gedanke in mannigfacher Variation.

**das ir weyßhait ain weg uns sey zů der helle, das ist auch werlich war.** Darumb als getrewen cristen, lassent ewch sunderlich bezwingen die gelerten, das rechte ordnung gehalten werd. Wann sicher, geschäch es nicht, so gangen wir on zweyfel mit ainander in die helle. Es ist wäger, man richte hie ainen zorn auß, der gottlich sey, als der prophet spricht: Irascimini et nolite peccare.[1]) Ir sollet zornig sein und sullet nit sünden. Sicher man důt ain gotlich werck, der dise ordnung treffenclichen durchpricht. Man důt romfert und ficht stätteclich an die haiden mit grosser kost; die päbst gebent grossen applaß, der darzů tätt; man machet ritter, got geitt uns sicher hie den lon der alleding übertrift und ist versehenlich, alle unglâbigen kerten sich zů uns. Darumb tůt der vermanung gnůg, wann geng man ir auß, so gengen wir erst in die helle und wär an uns gegen got weder trew noch warhait. Item ain thůmher suß in ainem colegio sol haben sechtzig guldin und nicht mer, **das sollent sy verdienen mit ir selbs leib,** nichtzit an die capplan zelassen. **Wann im rechten mag nyemand fur den andern erfüllen, der es selber wol tůn mag. Es sol yederman sein arbait tůn umb sein täglich brot. Wer des tůt, ist sälig vor got und der welt.**[2])

Item auf etlich stifften hand sy auch verweser, der sind vier oder fünff. Darnach, als der stift ist, hand sy auch erdacht, die sollent den fronaltar besingen. And hand insunder pfrond gemacht und gand die thůmherren lautter mussig, so ettliche die kondent ir siben zeit nit beten noch singen noch lesen;[3]) solt mans reden, es wär schier ain gespöt gottes. O almechtiger got, was vertrayst! Dein weyßhait ist schier verlorn, das inen die geschrift sayt, sy gand ir nit nach, kain gaistlicher nach seinem statt. Darumb gottliche gnad ist erloschen, gottes zorn reichsnet überall. Sol es aber nicht zů recht komen, als ir verstand, so

[1]) Die Stelle steht Epheser 4, 26. Die Stelle ist nach Boehm (S. 193) „ganz verkehrt gefaßt und aufgefaßt".

[2]) Hier wird besonders deutlich die Stimme eines aufgeklärten Laien und städtischen Beamten hörbar.

[3]) Dies verlangte man auf den Synoden des Mittelalters als Mindestmaß. Hefele, Lage des Klerus im Mittelalter, S. 102. Häufig wurden adligen Knaben, die dazu ganz ungelehrt waren, kirchliche Würden übertragen. Ebenda S. 100.

gewinnen wir ainen herren, der uns unsers unrechten lonnet, das můß gottes gerechtigkait verhengen.

Item man sol den tümen ir pfrönden zů ainer sumen schlahen, als ir gehörtt hand und sol man die summ tailn zů siben zeitten. Was dann ainer versåmbt, das sol man im abziehen.[1])

Item es ist auch, das die thůmherren pfarren an etlichen stetten ze leihen hand und leichentz mit gedinge als der probst *desselben* tůms. Das sol absein und sol es ain bischof leichen und ainen pfarrer machen, ainen weltlichen priester, der mag leben selbander in der ee, als vor statt, und sol weder mit probst noch cappitel nichts zeschaffen han, denn seiner pfar sol er achten und dem bischoff gehorsam sein, der auch im die kirchen und sacrament empfolchen hatt. Es sollent all thůmherrn, es sey in den ganzen tömen oder halben sich nit ersträwen in die statt, ainer hinder ander her, sy sollent zů der gmain wandlen; es sey dan notturftig und mit urlåb ains probst.

Item sy sollent nichts zů schicken han weder an gerichten, noch an geltschulden zů vordren. Item sy sollent haben ainen vogt und ainen kellner, die ir ding versorgent und sy ir pfronden außrichten zwirunt in dem jar. Sy sollent kains priesters mer haben als von vigilien vallent, denn alwegen in der wůchen ainest sollen sy vigilien und gemain jarzeit bestan in aller masse, als vor statt in der pfarrkirchen ordnung. **Man sol auch all ir zinß, die sy hand auf gehawsern und gärten, ablosen.** Item ain bischoff mag sy straffen umb sach, darumb sy pillich ze straffen sind. Aber ordnung singen und lesen und die ämpter custoderey, kellerey, meßnerampt, das hatt ain probst zestrafen und nit ain bischoff.

## V. Teil.[2])

### 1. Kapitel.

### Von den Sant Johansern und Teutschen herren.

Nun leit es an den sant Johansern und den Teuschen herren örden, mit den můß man ain sunder gesprach haben, wann sy

[1]) Den Domherren sollen also gleichsam Anwesenheitsgelder gezahlt werden.
[2]) Entsprechend dem V. pars „de religiosis" bei Cesarini.

habent pöz gewonhait. Die Tewschen herrn hand sich übersechen an mangem stucken, da große clag von in verbrieft leit.[1]) Commentur clain oder groß, die wend das creutz tragen und hand ain gaistlich ordnung nit weder mit betten noch singen und lesen; und die priester, die sy hand, haltent sy fur nichts und als knecht. Es müß got in seiner gerechtikait rüren, wann kayser und kunig naigent ainem priester pillich, das tond sy nit. Allain umb das stuck sy sind pillich zetrucken. Es sol auch geschehen, sy sollent geweyst werden zum rechten. Des sollent sy wartent sein. Desselbigen gleich die sant Johannser haltent auch die priester leichtiklich; sy zaigent auch freyhait, die in die päbst geben hand, die lauter wider die hailigen kirchen sind und nicht bestan sollent, noch mugent an baiden örden. Sy werdent zer erd gestossen, bald alls es geordnet ist, darum laß ich es hie bestan zereden von in ain ordnung ze machen.

## 2. Kapitel.

## Von den Benedict und Bernhardin örden.

Nun heb ich an von den benedicten und bernharditen, das zwee hert örden sind; wenn man sy hielte, als sy ir vätter aufgesetzt hand, wärend sy sälig und gůt. Die sind aber ze baiden tailn außgetretten und haltent newe regel, als sy in füglich sind. Sy solten in irn clostern sein beschlossen[2]) und zů der welt nit wandlen. Nun besingen sy pfaren und sind schier als weltlich, als die layen. Sy hand zwing und benne,[3]) und sind richter, vogt, als graffen und freyen, sy understand sich *der herschaften* zekouffen und da sy herren sind. Ir vätter sachen an, das man mit reichtumb nit behalten werden mag, sy stunden von allem gůt, sy hauseten in dir wilden. Sy hand es alles verkert, sy benügt nicht, sy kauffent kirchen[4]) und bestättigents von dem pabst und suchen darinn kain warhait. Sy clagent sich,

[1]) Auch Augsburger Chronisten klagen über sie. Vgl. I, 327 und III, 207.

[2]) Klausur wird eingeschärft.

[3]) Diese Klage ertönt wiederholt. Der Verfasser hat sie oben erhoben bei Erwähnung der Klöster im allgemeinen und richtet sie nun im besonderen gegen die Benediktiner und Bernhardiner.

[4]) Wiederholt oben.

nun sind sy verprunen, denn hand sy krieg gehabt, und menig ding ziechen sy für und ist ains nit war und betriegent den pabst. Man solt den notari prennen, der söliche instrument machet und zerstörn und abtůn, die mit sölichen sachen umbgand,[1]) dardurch die gantz cristenhait bekrenckt wirt. Man sol in kain kirchen lassen und man sol yns nemen, wa sy hand. Man sol in ir alte regel furlegen und sollen die halten, darumb das der schein des ordens nit verdampnet werd. Wes sol sich die gmain cristenhait versehen zů got? Zů kainem trost von denen, die so groß gaistlichen schein tragen solten und so großlich abgetretten hand. Man sol vor allen dingen all ir kirchen allen clöstern, allen tömen, was pfarkirchen sind gehaissen, nemen, und sol man si in die ordnung setzen, als vor stat von den pfarkirchen. Und sol man alle clöster beschliessen, das die munch irn orden und closter haltent, als er aufgesetzt ist, so werden sy mit uns und wir mit in sälig. Item es sol ain yedes closter ain kastenvogt han, der sol sy versorgen auf dem veld, ob si ichtzit da zeschicken hand. Also das kain munch auf kainer strasse funden werd. Wa man aber ainen fund überland ze wandlen, es wär dann das ainen vatter oder můter absturbe oder sy in kranckhait zů versechen und mit urlâb seiner obrosten. Was anders wär, so sol man in aufheben und in den kerger werffen. Es ist kain mittel mer zwischen layen und münchen mit spilen, mit zerung, mit gespielschaft und mit aller geselschaft. Es gat nyemant mer zů hertzen söllichs zu reden. *Was tůt das gůt,* das sy hand überkomen! Yederman ist in zinßber,[2]) die layen furchten in, sy engelten sein, yederman hebt sich dahin, als er geniessen wil, und schlecht das recht zů ruggen. Die edlen und die reichen, die hand die clöster geauffet[3]) und hand sich ir pfarkirchen enpfrendet. Darumb gat es übel; wer ain ander mittel sucht, der wil gern den steg abfallen der gerechtikait und verdirbt an sel und an leib.

---

[1]) Eine für den Verfasser charakteristische Wiederholung.

[2]) Denn der Verfasser sagt oben, „die Klöster haben das ertrich inne"

[3]) Nicht „geäffet". Die Adligen und Reichen haben deshalb die Klöster bereichert, weil sie häufig in Klosterkirchen sich begraben ließen und so den Klöstern durch das sog. Seelgerät viele Reichtümer zuwandten.

Item die clöster sollent kain begrebnuß han, es sol yederman ze der rechten pfarkirchen lebent und tod sein; wie das ist, das geschriben statt, das greptten frey sollent sein, das ist also. Aber solt man gemerckt han, do das decret gemacht ward, das sölchs allen pfarkirchen als schädlich sein solte und als übel komen, es wär villeicht nie gemacht worden. Man sol es nun abprechen und nymmer halten, wann sicher, got hat die pfarkirchen in seiner hand gnaden reichlichen, so alle closter zergand; pfarkirchen werden von tag ze tag gesweht, sy sind als fräuel, sy predigent wider die pfarkirchen[1]) und trucken sy gern unter; wann was got Cristus ye geordnet hatt, das bestätt pillichen, das sol man auch beschirmen und halten; das übrig sol man halten, als es denn von angend geordnet hand die auch darmit in das reich der himel komen sind. Sechent an, kain pabst, kain bischoff, abt noch munch wirt mer haylig. Warumb? Das ist, das sy wider ir ordnung lebent und gotz noch seine werck nit mer achtend. Sy bedorfftent schier kains pabst mer. Sy gend in selbs von tag ze tag ablaß und freyhait. Wer widerrufft es? Nyemant. Der bischoff nit? warumb? Da ist er selbs ain munch, oder er wird gestochen mit miet, **das es alles schlecht wirt,**[2]) und fürt ain blinder den andern in die grub. Es ist vor augen, das es nymermer zů recht mag komen. Greiff es mit der gmain an, und kecklich, on alles ablan.[3])

### 3. Kapitel.

### Was gult ain Munch haben solle.

Item ain munch der zway örden sol han viertzig guldin und nicht mer; die sol er han in der gmain,[4]) wann sy sollent alles das zůsamen tůn und auß ainem haffen essen und alles das die regel weist, halten.

[1]) Namentlich predigten die Bettelmönche gegen das Zehntrecht des Weltklerus. Vgl. oben und Hefele, Lage des Klerus im Mittelalter, S. 109.

[2]) Burkhard Zink berichtet von Augsburg in denselben Worten.

[3]) Offenbar ein Knittelvers wegen des Reims. „gmain" ist hier der politische Begriff in Augsburg: Die Gemeinde, das ist die niedere, nicht zünftische Bevölkerung.

[4]) „gmain" heißt hier gemeinsam = communis. Der Verfasser schwärmt für den alten Kommunismus der Ordensleute.

## 4. Kapitel.

### Wie vil gult ain Abt haben sol.

Item ain apt sol han achtzig guldin und sol alwegen mit dem convent essen, es wende dann kranckhait. Es sol in dem closter bey in nyemant wonen noch nyemand aufreiten, es sey dann das er ain visitator sey oder er beruft sey zů ainem capitel. Ain abt der sol seinen münchen zůlugen, ain gůten spiegel vortragen, das bricht im kain glid. Manger reit in den tod von seines herren willen; also vil mer ain abt und sein munch hand got gelobt den orden zu halten. Oder man tẘ sy gleich ab, das ist nit wider got. Sag man nach der geschrift, sag, was ist ain hochfertiger munch oder ain reicher munch oder ain gewaltiger munch? Ich sag dir, das er nütz wert ist. Sant Bernhard hett ainen munch, do er starb, do wurden hinder im gefunden zwen pfenning, do hies er in vergraben in das ungeweicht. O lieber got, wie gat es nun! wie ist es so gar erloschen![1])

## 5. Kapitel.

### Von der gemainsamkait.

Item in den zwain ōrden sollent schůch, klaider, leinwat, was zů in gehort, hangen an ainer stangen. Das sol beschliessen ain kastenvogt, da sol man haben hundert guldin iarlich gult oder sovil gult, die darzů dient; ist der munch ioch achtzehen und sol kain klaid anders machen, denn der orden halten sol von recht.

Item ain yeglich closter sol auch hundert guldin den gesten han, das man über iar zucht und er tuo den, die *da sein* notturfftig sind, sy reittent oder gangent, wann von angende *sind* sy als spitaler; sy beschliessent nun *von* gotlicher *macht* weltlich er, es ist aber offen, sy tailent die gotzgaben ee mit hoffart, dann mit got. **Was sol man mer erleutern! Man sicht es mit den augen.**[2]) Man sol auch wissen, als die zwen orden an manchen stetten zwing und benn, schloß und stett innhand, die man inn lauter nemen sol. Sy sollent irs closters wartten

[1]) Liest sich wie die schönste Volkspredigt; sogar die Anekdote fehlt nicht.

[2]) Hier wird deutlich ausgesprochen, daß diese Erläuterung aus dem Leben einer Bischofsstadt genommen ist, was ja Augsburg war.

und[1]) mit dem, das zu dem reich gehört, hintun zu dem reich und das reich das zu lehen machen und hinleichen rittern und knechten, die diß schirmen und auch den stetten lassen, die sich übent in dieser sach und in der ordnung. Sicher, das der adel an vil stetten abgenomen hat, das ist darumb, das ir vordern die closter als fast geauffet hand. Darumb besech man nun, es ist zeit, das got vor augen werd *gehabt.*

Item es sol ain kastenvogt alle iar ain rechnung han umb als vil gult als im zůgehort und nicht mer. Und wa der kastenvogt verneme, das sy innemen dhain gult darüber, der sol iar und tag büssen in dem karggar. Hat es auch der abt verhengt, so sol der abt sein wirdikait verloren han und ab sein, desselben gleich der prior. Was aber über alle rechnung bestat, warzů das gehorn sol, **das sol man eben mercken nach der reformacion,** so wirt man hören ain **gmain capitel, da sol es geluttert werden.**

## 6. Kapitel.

## Wievil der munch sein sollen in ainem yeden closter.

Item man sol auch wissen, das in mangem closter vil munch sind. Wa viertzig sind, da sol man sy lassen absterben bis uff vierundzwaintzig und wa vierundzwaintzig sind, da sol es komen auf zwelff und wa zwelff sind, da sol man es lassen kommen auf sechs oder acht zum minsten.[2]) Das ist nun darum, wann vili der person lat sich ye ain auf den andern; wa sechs oder acht sind in ainem kor, gottesdienst ist lautrer, denn da vil sind. Sy müssen auch geleichlich daran sein. Warlich vili der person ist mer schandung und mißhellung, dann nütz ist.

## 7. Kapitel.

## Ordo premonstratensium.

Item es sind auch premonstratenses, das ist ain orden, die nennent sich gaistlich tůmherrn, die nement sich an und besingent

[1]) Emendiert nach Boehm S. 200.

[2]) Auch Peter Dubois fordert Beschränkung der Zahl der Klosterinsassen speziell der Nonnen, die nicht mehr als 13 betragen sollen. Vgl. Deutsche Geschichtsblätter, VII, S. 250. Auch Andreas von Escabor handelt in seinem schon oft genannten Reformvorschlag von der Zahl der Mönche und Benefiziaten, vertritt aber den Standpunkt des Geistlichen, indem er lieber die Präbende verkleinern als die Zahl der Inhaber. Vgl. Haller, I, 224.

die pfarkirchen und mainent gar frey zesein und sind doch munch, als die vordern. Die sollent auch sein beschlossen und sol man in ir pfrond geben und zů gleiche ordnen mit kastenvogten, als vor. **Sy sollent mit kainer weltlichen sach umbgan, als auch ander munch.** Sy sitzent yetzt mit iunkfrowen und kundent recht als weltlich priester, das ain ungehörti sach wol ist. Man sol es nit verhengen mer, were man alles unrecht an in, wenn die abt tond in kain straffung, wann sy tond es selber. Alle incorporationes von allen stifften und clostern sollen absein alle pfarkirchen frey sein mit allen iren zůgehorende und sol man uff den pfarkirchen singen und lesen und der cristenhait ain recht gotzhaws sein zů allem trost. Da vinden wir alle gnad, die uns got von angende geordnet hat, das zů dem hailigen glauben gehört und trostlich ist an leib und an sell.

Item alle andern örden sollent auch eingetan werden, kainer außgenomen; die von dem almůssen lebent und ir pfrond hann mugent, die sollent sein in der ordnung als vorgeschriben statt.

## 8. Kapitel.

## Von den pettel orden.

Item die pettelorden sollent auch eingeschlossen sein und mit beschlossem kor singen und lesen. Zů den messen auf den vordern altar mag man wol eingan, meß horen, frawen und man und bald herauß sein, *sy* niemant in dem closter zů bekumern. Sy sollent kain gult han, noch sol man in kain iarzeit besetzen, denn sy sind verpunden, fur die sellen und lebenden zebitten. Darumb sol man genaigt sein, in das allmůsen zegeben. *Sie sind* darumb gefreyet von den *päbsten* zu dem almůssen, denn mancher arbaiter reich und arm versomet sich an got *vast* mit seinem almůssen, *es* wird für in gebetten, da die vier pettelörden zů hilf der cristenhait gegeben und gefreyet sind, und ain bewert almůssen ist der vier örden; darumb hand sy terminierer, das sy dester baß ir notturft haben.

Item sy sollent nicht peicht hörn noch predigen es wär dann, das ain in ainer statt notturftig wurde. Das sol

aber lauter beschehen mit ains bischoffs urlâb und nicht anders. Item es sollent auf iren terminien laiprüder sein, die den prüdern durch gottes willen gern dienen wollen, und sol kain prûder gan, der priester sey. Sy sollent nit außgan, sy sollent got dienen **und das almûssen verdienen.** Man sol in kainen presten lan und willig sein zû geben, wann ir singen und lesen ist uns tröstlich, als es auch geordnet ist. Darumb wa[1]) sich das gemain volck yender versampte an cristenlicher ordnung oder bûssen, das ir singen und lesen und ir gûthait zestatten komme der gemainen cristenhait. Es sol gar diemûttig sein ir singen und lesen. Aber sy singent in den körn yetz der welt mer dan got. Sy machent yetz orglen[2]) und treibent alle clughait, als wären sie lauter laypfaffen. Sy studierent yetz der welt mer, dann got. Ainer wil ain iurist sein, der ander ain artzt und schlachent nütz ab durch gots willen. Sich, ich sag ew furwar, ich furcht, wir werden innen, das wir sy so großlich geäuffet[3]) haben mit zinsen und mit gulten, das weder ihr rechte regel ist noch sein sol. Darumb wir unrecht tûn wider alles recht, er sey bischoff, die es verhengent, die gewaltigen, die es schierment, die gemainen, die in darzû styment, die all in die hell komen. Nun möcht man sprechen: das ewangeli sagt, das kain gût werck unbelonet beleib von got; das ist war. Hulff man dartzû und täte yederman dartzû, das yeclicher sein regel und ordnung hielte, als es gotlich und recht angesehen was; dieweil auch das bestond, da waren sy hailig, aber nun seien wir mit in des tiefells; ir gepett was da fruchtber und nutz, sy verdienten ir almûssen. Wie es aber nun verdient wirt, das waiß got wol.

Item die gult, die sy hand, sol man ablossen und *anndern brüdern nit wern,* also das ir sache auch lauter stonde nach ir laut und sag. Welten sy aber ettwas darein reden oder tûn, sol man nicht gestatten; als ob sy sprachen: wir sein

[1]) Hier habe ich den Text bei Boehm in Ordnung gebracht und bin von S. 202 auf S. 208, Z. 17 weitergefahren bis S. 209, Z. 5.

[2]) Die besonders von den Laien empfundene wirtschaftliche Konkurrenz der Klöster hier im Handwerk ist beachtenswert.

[3]) auffen = in die Höhe bringen, emporheben, fördern.

gefreit.[1]) Es sind andere closter hochlich gefreit, das alles ab můß sein. Wann sy sind dem hailigen glawben kain fürdrung und pesserung; man sol abtůn was zů dieser zeit widert got und ainer ordnung mag schädlich sein.

## 9. Kapitel.

## Von den frawenclostern und iren gult.

Item alle frawencloster sol man beschliessen und sol man järlichen ainer geben dreissig guldin, damit sollent sy sich in dem gemainen stat halten. Sy sollent alles gmain han, aine nicht mer, dann die ander. Wa aine mer hett, dann die ander, das ist nit gemainsamkait. Sy sollent mit ainander gleich essen, ir kaine kainen vorteil haben, denn ain aptissin sol funffzig guldin haben und auch nit mer. Sy sollent auch han ain vogt, der sy besorge.

Item, sy sollent im closter ain schůl han, das sy lernen gramaticam und die hailigen geschrift ettwas verstan. Sy mugent baß studieren, wann die man. Item, sy sollent von dem örden ir gewande ordenlichen han, da sol der vogt überschlahen die vili der person und sol von den gulten ain summ ziechen, das es bestan mug. Hand sy übrig, so findet man im lesten nach der ordnung, wie es darumb stan sol. Hand sy aber zů wenig, so sol man der person dester minder machen und die closterfrawen in ain ander closter des ordens tůn, das gult gnůg hatt. Man sol alweg, als vor geschriben stat, all zinß ablösen, geben und in anlegen an ain stuck zů ainer erfillung ir pfronde. Alweg sol man verhuten, das die closterfrawen mit nyeman ze schicken noch ze handlen haben zů der welt. Es ist scheder denn von den andern örden. Die closterfrawen hand gar ainen hochfertigen wandel; wa sy zů der welt koment, sy hand mer acht, wie sy der welt gefellig seien, dann dem orden oder got. Sy wissent mer von der welt zereden, dann die in der welt sind. Darumb sol man sy nymer zů der welt lassen.

[1]) Wiederholte Anspielung des Verf. auf die von den Päpsten zu reichlich den Klöstern erteilten Exemptionen und Dispense. So bestätigte namentlich Papst Alexander V. in der Bulle „Regnans in excelsis“ vom Jahre 1409 allein den Bettelmönchen die von den Päpsten Bonifaz VIII., Clemens V. und Johann XXII. gewährten Privilegien. Vgl. Kolde, Die deutsche Augustinerkongregation, S. 205.

## 10. Kapitel.

## Von den thůmklosterfrawen als ze Lindaw und sant Steffan.[1])

Es sind ouch thůmclosterfrawen, die mainen frey sein, sy tragend alle farb, sy gand zů hoffen und zů tantzen,[2]) sy nemant man, so sy wend, sy sind weltlich und gaistlich, wenn sy wellent, es ist ain pübrey. Es ist dem gleich, als ob man gotes spot; man sol sy gantz abtůn und auß lan gan zů der welt, oder seyen aber eingeschlossen, als die andern closter, dienen got und niessen ir pfrönden götlich. Es ist mit got nit zeschimpfen. Man spricht, es sey der edlen spital, sie erben allermaist dieselben closterfrawen. Es ist zů furchten, das die gantz cristenhait gantz hab gots unhuld, das man sämlich sach vertrait und ain orden sol sein. Man sol es nicht mer vertragen, daran tůt man got ainen dienst. Sy tragent in dem kor *scheiter in den mentel*, singent und lesent gantz gaistlich; wenn sie aber auß der kirchen koment, so sind sy weltlich. Wie gefellt es got so wol! Halt man nichts darvon. Die thůmherren gebent yetz in ursach, das sy es dester vester tond; wa sy zů in koment, so sprechent sy: Ir sind als wir, wir haben freyhait. O der freyhait![3]) All thůmherren sind lauter munch, wann man es recht wil ansechen; sy tond, was sy lust, nyemand straft sy noch kainen orden, das tůt, das die höupter alle in die grůben gefallen sind mit *den ungerechten*, und sunder hat sy der böß gaist gestrickt und gefangen, das nyeman dem andern nichts tůn mag, das zů got gehorn sol. Es ist ain notturfft, das unser got durch etwas uns zů verstan gebe unser unrecht; das beschicht yetz. Die maister und

[1]) Weist auf Augsburg.

[2]) Der Nürnberger Gabriel Tetzel berichtet von dem adligen Nonnenkloster zu Neuß (1465–1466): „Die oberst lud meinen herrn (Leo von Rozmital) zu gast und macht im einen kostlichen tanz in dem kloster. Und die klosterfrauen waren an kleidung ser hübs geschmückt und kunten die allerfeinsten tentz, und jede hat iren knecht, der ir dient und vortrat, und lebten nach allem irem willen, und mag sagen, das ich all mein tag so vil hübscher weiber in einem kloster nie gesehen habe.“ Vgl. Stuttgarter literar. Verein VII, 148–149. Auch bei der Anwesenheit Maximilians in Köln zur Zeit des Reichstags im Jahre 1505 wurden öffentliche Tänze eröffnet vom Erzbischof, einer Äbtissin und durch Stiftsdamen von St. Marien und St. Ursula. Vgl. Ztschr. des bergischen Geschichtsvereins VI, 274.

[3]) Derselbe Unwille, den wir eben erst bei dem Kapitel 8, von den Bettelorden, konstatierten.

**unser her der kayser,**[1]) **die uns das zů wissen tond,** ist gnůg zů got uns zů ainer ermanung, ob wir gotvörchtig wollen sein oder nicht, ob wir sein sach zů recht wollen bringen oder nicht. Es leit uns allen nun vor den augen, wir wissen und bekennen alles unrecht, wie es reichssnet, und seien wir gnůg tieff ermant, reich und arm, iung und alt, nyemant außgenomen; **kain gebot mag wider diß nit gan, als die gaistlichen furwenden mochten und sprechent, niemant sol über sein maister sein.** Das ist war. Alledieweil der maister den knecht haist, das wider got nit ist und der maister dasselb haltet. Aber nun so mengklich sicht, wamit man umbgat, so ist mengklich gebotten bey dem aid, den wir got gesworn haben in dem tawf, das man das recht vor hand hab und das unrecht zerstör. Got hat alweg von ainen alter zum andern, der sechse verlouffen sind, grosse wunder auf ertrich lassen furgan, die beschehen sind. Nun ist das letste alter yetz verloffen. Es müssent yetz wunder ergan, der ist zwelff.[2]) Nun tůt uns got ermanung yetz und wil uns versuchen. Gedenck yederman, das wir die ermanung in das recht keren oder aber sicher, wir werden gottes zorn als schwarlich halten, das wir an sel und leib laidig werden. Das haben wir sicher an der hand, als got in dem wesen ist. **Ich main wol, wolten herren und reichstet nicht darzu tůn, man funde getrew cristen in der gmain, die ir selle noch got nit übersechen ioch in den tod. Wann aber von den clainen ain sämlichs aufstönd, so wirt ain groß mißhellung und wurd ainer an den andern sich kern und tötten.** Das kan der tiefel wol zu wegen zůbringen, wann er ist tausentfaltig lystig, wann laider yetz hatt er die gewaltigen gestrick, das sy nichs tond, sy mugent nichs ton, wann sy sind verhörtet im unrechten. Aber got lat die seinen nit. Schlach man frölich

[1]) Hier fällt wiederum eine Bemerkung über die Herkunft der Reformvorschläge. Der Verfasser bezeichnet als seine Gewährsmänner „die maister (magister) und unser her der kayser" und führt uns damit wieder zu dem Kreise der Magister am Baseler Konzil und zu der Zeit, als der Kaiser mit dem Verfasser selbst in Basel am Konzil weilte und die wichtigsten Beschlüsse über die Reform in seiner Gegenwart gefaßt wurden. Diese wurden aber gerade für Deutschland insofern besonders wichtig, als sie in die Akzeptationsurkunde der deutschen Nation aufgenommen wurden, die unser Verfasser ebenfalls benutzt hat. Vgl. meine Einführung.

[2]) Diese prophetische Stelle ist in meiner Schrift „onus ecclesiae" S. 80 f. behandelt.

dran, sich, es gat leichtlich zů. Wer auch in diser sach sich hindert, der geit sich offenlich dar, das er got und das recht nitt lieb hat und hand sy immer schand, dieweil die welt stat. Item man sol in ouch pillich enpfremden alle cristenliche freyhait, das beken yederman, **das in diser geschrift von unserm herren dem kayser in ermanung gnůg beschehen.**[1])

[1]) Wir schauen hier in die inneren Regungen des Verfassers bei der Abfassung seiner Schrift. Mit seiner vorliegenden Reformschrift, die ihn der Kaiser Sigmund und die Gelehrten haben wissen lassen, meint er, würden von Gott alle Menschen ermahnt, das allgemein herrschende Unrecht zu beseitigen. Kein Gebot könne gegen die Durchführung dieser Reform erlassen werden. Denn er befürchtet, „die Geistlichen möchten fürwenden (hervorkehren) und sprechen: niemand soll über seinem (Lehr-)Meister sein". Man soll sich nicht daran kehren, sondern kraft des Eids, den jeder bei der Taufe geschworen hat, und im Vertrauen auf das Wunder, das die Prophetie für seine Zeit in Aussicht stellt, losschlagen. Sollten auch die Fürsten, ja die Reichsstädte nicht dazu zu gewinnen sein, dann fänden sich wohl Christen in der „gmain", also in der niederen Stadtbevölkerung, der von dem Stadtregiment Enterbten – weil nicht zünftisch gegliederten –, also in den Reihen des vierten Standes, die noch zur gewaltsamen Durchführung seiner Reform zu haben seien. Freilich klingt sein Bedauern sofort bei dem Gedanken einer solchen Revolution durch; er schreibt daher dieses notgedrungene Handeln dem Teufel zu. Daraus ersehen wir folgendes: Das Ganze ist hier vom Verfasser hinzugefügt, also Erläuterung. Deshalb treten wir der Persönlichkeit des Verfassers hier wiederum näher. Zunächst wird die Ansicht mit den eigenen Worten des Verfassers ausgeschlossen, als sei er ein Geistlicher. Denn wie könnte er von sich abstrahierend so von den Geistlichen reden, die sich seiner Reform (die dann doch die eines Geistlichen wäre) widersetzten, mit dem noch charakteristischeren Hinweis auf das bekannte Sprichwort: niemand soll über seinem Lehrmeister sein. Wie könnte er sich so ausdrücken? Er, der Geistliche, soll nicht über seinen Lehrmeistern, den Geistlichen, sein! Er muß unter ihnen, nicht etwa als niederer Geistlicher unter höheren, nein, der Wortlaut verlangt es, daß er unter dem geistlichen Stand überhaupt steht. Er muß ein Laie sein. Schon oben war dem Verfasser dasselbe Bedenken, namentlich infolge seines jugendlichen Alters, aufgestiegen bei seinem Vorhaben, den Papst und die Kirche zu reformieren. Er hat es zu zerstreuen gesucht durch Anwendung der Legende, die von einem ähnlichen Fall berichtet. Im Königreich India habe ein „jung" seinen Vater und „alle maister" „überkommen" „in seiner jugend". Der Verfasser stellt sich also nach seinen eigenen Worten über seine Lehrmeister, hier über die gelehrten Magister und Doktoren, indem er über deren Kopf hinweg – denn er drückt ja wiederholt seinen Haß gegen die Gelehrten aus, weil sie sich der Reform widersetzen –, aber von ihren gelehrten Reformvorschlägen zehrend, die Geistlichen und Weltlichen mit Hilfe der Reichsstädte reformieren will. Aber er zweifelt ja schon längst an der Mitwirkung der hohen Häupter, hier sogar an der der Reichsstädte. Er wendet sich deshalb hier, und das einzigemal (oben war es mehr sprichwörtliche Redensart), an die Enterbten, den vierten Stand in Augsburg, doch er stellt deren Mitwirkung nur für den Notfall in Aussicht und erklärt diese als Werk des Teufels. Daraus schließen zu wollen, daß der Verfasser überhaupt nur diesen Teil der Bevölkerung zur Durchführung seines Programms im Auge habe (Koehne, N. A. XXXI, 234), hieße dem Verfasser unrecht tun. Hätte das der Verfasser von vornherein gewollt, so hätte er nicht die Reichsstädte als solche überall verherrlicht und die Hauptrolle bei

## 11. Kapitel.

### Von den begeinen und von den nolharten.[1])

Nun sol man wissen, das an vil stetten gar vil begeinen sind und mainent zů haben ain drytte regel sant Francissen. Ich main, sant Franciß wolt, das aine nit auf ertrich wäre. Gedenck yederman, wem send sy nůtz? Sy send der barvossen kelnerin, sy schiebent in zů, was sy wend. Sy niessent das almůssen wider alle recht. Das almůssen, das die barvossen niessent, das ist bewärt, aber das sy in der dritten regel niessent, ist weder gotlich noch recht. *Wenn* sy gaistlich haissen, zaigen ir *recht wer.* Sy sind in mangem concili *verscholten* und abgehaissen tůn. Man sol in nichs geben, als Můlperg[2]) gepredigot, er hatt recht. Ist in got zů dienen lieb, so gangen von der welt, schliessen sich ain, nemen kain almůssen noch kain mal; wer in das geit oder almůssen wuchenlich geit, der tůt wider all cristenliche werck. Wann wend sy ainen schein tragen, den tragen in selbs. Sy sollent kain geltent gůt han, wann lauter *in armut* leben, zů niemand wandlen bey der welt, nyendert haimlich sein, dann in todsnötten und in kranckhait. Das tond sy dennocht nicht, dann umb sold. Sy wandlen zů der welt und blazmierent: Er ist ain hoher prediger, er ist ain gůt man, er bedörft diß und das, der im hillf, es tät im wol, und dort auch ettwan

der bevorstehenden Reform ihnen wiederholt zugeschrieben, noch viel weniger hätte er seine Spekulation auf die niedere Bevölkerung durch einen gleichsam von der Not abgerungenen Seitenblick kundgetan. Der ganze Abschnitt hier ist nur ein pessimistischer Ausblick des an sich niedrig stehenden Laien auf die Möglichkeit der Durchführung seiner Projekte auch gegen den Willen der Geistlichen und hohen Häupter und zugleich ein tiefer Einblick in die Persönlichkeit des Verfassers.

[1]) Vgl. dazu die Vorschläge des Andreas von Escabor bei Haller a. a. O. I, 228 und Binterim a. a. O. VII, 315. Bei Andreas von Escabor heißt es hierüber nach Haller: „Item revocentur per sacrum concilium utriusque sexus hominum status et modi vivendi tanquam religiosorum omnium illorum et illarum, qui vocantur heremite bigwardi seu beghini et qui non subiciuntur alicui regulae vel ordini per ecclesiam approbatae et compellantur per ordinarios vel alicui ordini vel regulae per ecclesiam approbatae subici et in eo profiteri perpetuo vel cogantur loca, quae inhabitant relinquere et habitum religionis quem gerunt dimittere et ad seculum redire et laborare et nullatenus amplius mendicare ne tot homines otiosi inveniantur in ecclesia viventes de laboribus alienis et elemosinis sub pietatis specie."

[2]) Johann Mulberg, ein Mitglied des Predigerordens, trat um 1400 in Basel gegen die Begharden auf. Vgl. Boehm a. a. O. S. 145 f.

kuppelrey treybent. *Sy* haissen an ettlichen stetten zamenfügerin, wärlich, nem man sein war. Es kan nichs in ainer stat furgan, sy wissent es alles; kriegt ain man mit seinem weib, sy reden darein. Was sol man sagen? Haiß man sie außgan oder die welt unbekumert lassen; beschließ man sy in, wenn sy gottes sind, und leben ir arbait, verkouffen ir arbait und kauffen ir narung; das vertrag man und nichs mer anders. Sy sollent zů den barvossen nit gan, weder haimlich noch offenlich. Sicher, das ist nütz, das wirt man sechen. An vil stetten, so gand sy mit wunder umb, sy entzundent vil kertze und leschent denn aine nach der ander und treibent wunder als gaugler und machent ablaß und stiften von in selber vil wunders, das man wäne, sy seien etwas und sind augendienerin. Auch *pringen* sy eeleut darhinder, das sy in den örden tretten, und als dick sy bei irn mannen ligent und sy beschlaffent, so *sullen* sy ir regel und dem orden gebunden sein, ir gesatzt zů geben, das sy auffgesetzt hand. Also wirt die welt betrogen. Man sol nichs von in halten, man bedarf ir nichs; haiß man sy mann nemen und cristenliche werck tůn. Dyse hailig cristenhait ist von Cristo Jhesu wol geordnet, er hat ir nie gedacht; laß man sy hinvallen, sy sind weder got noch der welt nütz.

Item deßgleich ist auch umb die nolhart, die man dick und vil in den concilien verdampnet hat mit den begeynen und gebannen und die mit in, die irem schein helffent oder rattent. Noch enthaltet man *sich* zů gleicher weiß, als man geren wider got tůn wölle. Man vindet starck nolhart, die umb nütz nolhart

[1]) Das klerikale Proletariat wurde im 15. Jahrhundert durch religiöse Genossenschaften noch vermehrt. Es waren das die Anhänger der sog. 3. Regel des hl. Dominikus, Franziskus und Augustinus (vgl. Binterim a. a. O. VII, 285). In Wirklichkeit folgten diese keiner Regel und bestanden aus abenteuerlichen Haufen beiderlei Geschlechts. Sie hatten auch Priester in ihren Reihen, die von ihren Anhängern unterstützt, unter der besseren Geistlichkeit Verwirrung anrichteten. Auch jagten sie an manchen Orten die wahren Franziskaner mit Gewalt aus den Klöstern und nahmen diese für sich in Beschlag. Mehrfach haben sie Päpste, wie Martin V. (1426), Nikolaus V. (1447) zu unterdrücken versucht (Binterim a. a. O. S. 286). Eine Konstanzer Synode vom Jahre 1463 (S. 313) erließ Verordnungen gegen die Lullarden oder Begutten. Diesen religiösen Schwärmern Almosen zu geben, verbot sie den Laien, weil diese Lullarden oft stark und arbeitsfähig, jedoch lieber betteln als sich von ihrer Hände Arbeit ernähren wollten. Auch die Speirer Synode 1464 (S. 320) verbot, von den Lollharden Gelübde anzunehmen.

werdent, denn das sy müssiggenger werdent. Ir gepett, ir schein ist vor allen weyssen nichts zehalten, wann ir almůssen ze nemen und zegeben, ist nicht bewert, noch bestättiget.[1]) Man sol ye fursehen, das es kom zů irm rechten statt, so werden wir mit in sälig, und gantz und gar die begeinen und nolharten ablassen; wann, sicher, wer in das almůssen geit, das da nit erlaubt ist, der tůt ain rechte todsund. Man kunde wol erzelen, was übels von nolharten aufgestanden ist; ainsmals was das wirdig kungreich gantz verratten, das bracht ain nolhart zů, darumb man noch hewt beytag kainen halten sol; in allen kungreichen haiß man sy wurcken und tů sich ir ab, da tůt man got ainen dienst an.

## 12. Kapitel.

## Wer das almussen nemen mug.[2])

Item[3]) es ist vierlay leut, die das almůssen niessen und nemen mugent mit got und mit recht, das auch in allen rechten bewärt wirt.

Item die ersten sind pylgrin, sy sind reich oder arm, oder ob herren in fremden landen wären und haimwartz zugen. Hand sy gepresten oder wurden sy berawbet, als dick und vil das beschicht, den ist erlawbet mit allen rechten zů helfen, es sein ritter, freyen, graffen, wie sy dann gehaissen sind, umb das

[1]) Hier wird der Text bei Boehm von mir in Ordnung gebracht und von S. 208, Z. 8 weitergefahren auf S. 209, Z. 5–13.

[2]) Wie akut die Frage des Almosensammelns in der damaligen Zeit war, lehren die Beschlüsse gleichzeitiger Partikularsynoden. So handeln davon sehr ausführlich die Trierer Provinzialsynode vom Jahre 1423 (Binterim a. a. O. S. 453 ff.), die Kölner Provinzialsynode vom Jahre 1423 (Binterim a. a. O. S. 461), Mainzer Provinzialsynode vom Jahre 1451 (ebenda S. 469), Kölner Provinzialsynode vom Jahre 1452 (ebenda S. 482). Nicht nur von den eigentlichen Bettelorden wurde damals Mißbrauch mit dem Almosensammeln getrieben, sondern vielleicht noch mehr von religiösen Genossenschaften von Lollarden, Beghinen u. a. Daß mit diesem Mißbrauch die Geduld der Laien auf eine schwere Probe gestellt wurde, zeigt Eberhard Windecke mit den Worten: „dann die almusen doten den größten schaden und machten den größten Krieg in allen deutschen Landen". Vgl. Altmann, W., Eberhard Windeckes Denkwürdigkeiten, 1893, S. 380 und ähnlich S. 387 und 398. Diesen allgemeinen Unwillen bestätigen die genannten Beschlüsse der Provinzialsynoden. Unser Verfasser wendet sich deshalb ebenfalls wiederholt und heftig gegen den öffentlichen Unfug des ausgedehnten Bettelns und sieht sich gezwungen, diejenigen Personen anzuführen, die zum Almosenempfang berechtigt sind.

[3]) Fortsetzung nach Boehm auf S. 208, Z. 8.

sy haimkomen mugen. Die andern das sind die vier bettelörden, Barvòser, Prediger, Augustiner, Carmeliter. Darnach[1]) die dritten sind die weltsiechen, den sol man auch das almûssen mittailen; die vierden das sind die prestenhaften der glider, das sy ir narung nit gewinen mugent.

## 13. Gemeinsames Kapitel.[2])

### Wie die pfarkirchen versehen solen werden.

Als man nun gehört hat, wie die gaistlich ordnung sein sol, sol man nun wissen, wie alle pfarkirchen besorget sollen werden mit kirchenpflegern. Es sollent alwegen zwen recht pawmaister bey yeclicher pfarkirchen sein, die da einnemen, was der kirchen an den paw gegeben wirt,[3]) man mag und sol setzen ain kirchenbaw beschaidenlich, das alwegen gotzheuser bey ern beleyben mugent, und altag daran bitten. Das ist recht und wolbekennt und ain hayliges werck, das hat uns Cristus wol beweizt in dem ewangelio, das uns Marcus schreibt. Jhesus saß ainsmals vor Salomonis tempel und sach, wie man gelt gab an des tempels baw; die reichen wurffen vil dar. Do kam ain arme wittbe, die gab zwen clain pfenning. Do rûft er zů den jungeren und sprach: Die wittib hat mer geben, dann yemant; sy hatt geben, was sy hat, das hannd die andern nit getan, die hatt den tempel mer gepawen dann Salomo. Es sollent die kirchenmaister besechen allen gepresten, der mochte zůkumen und kunftigen schaden bringen und – als vor stat, – wie man die herren außricht mit irn pfronden, das sy nichts zetůnd noch zeschicken hand. Was dann von gulte übrig wär, von zechenden etc., das sol an den paw warten, das alle die ziernde

[1]) Aus Boehm S. 212, Z. 1 – 3 hierher gesetzt.

[2]) Wiederholt hat er schon auf dieses „gemeinsame Kapitel" hingewiesen. Es ist nicht Cesarinis „pars communis", der, wie auch in unserer Schrift, beiden, Geistlichen und Weltlichen, „gemeinsam" ist und deshalb am Ende der ganzen Schrift steht. Es verdient nur deshalb den Namen „gemeinsames Kapitel", weil hier verordnet wird, daß die überschüssigen „gülten" aller Würdenträger zu gemeinsamem Zweck, nämlich zum Kirchenbau, verwendet werden sollen, und weil hier allgemein davon gehandelt wird, daß alles Reichsgut der geistlichen Häupter an das Reich zurückgegeben werden soll. Das übrige von der „Kirchenfabrik", den Meßdienern und dem Gebetläuten gehört eigentlich schon zur Ordnung der Pfarrkirchen.

[3]) Hier wird der beachtenswerte Plan einer Kirchenfabrik entwickelt.

der kirchen wol stunde, es sey liechter, kelch, bücher, nütz außgenommen, und sollent auch darumb järlich rechnung tůn dem kirchspil, wann auch alle jarlich purden auf gemain kirchspil vallen, wa in abgat, so můssen sis erfüllen und abtragen; also bestonden die kirchen alweg wol. Es sol kain pfarkirchen anderswahin dienen mit kainem gůt, es sol yecliche kirch, das ir zůgehört, selber han, so frawent sich die *in* yener welt und ist in auch tröstlich, so wirt ouch niemant dardurch verdampnet, wann sy niessent es großlich unverdient laider. Item es sol sein kain eeprecher noch kainer, der in swären sunden verlaimdet wäre, die sollent sunderlich mit kainem kirchengůt nicht zeschaffen han noch offen wůchrer noch manschlechtig.[1])

Item man sol wissen, das allernotturftigost ist, das man ainen gůten meßner haben sol, der ainen gůten leimden hab, from und pyderb sey und zum minsten ain accolitus[2]) sey, das er gedir[3]) anruren bůcher, kentlin und die beraitung zů der meß. Er sol auch kunden dem priester durchauß antwurtten, sy sollen dester besser pfrond han, das sy wol warten mugent, sy sollen auch rain sein der nacht so ainer bey seiner frawen gelegen ist in sunden, wie es in der ee wär, er sol sich frü leutern mit der peicht und ze meß helffen. Er soll seiner gwissen gnůg tůn, so wird rainklich *gehandelt, des der gottesdienst wol würdig ist.* wann auch der priester sol rain sein in seinem statt. Es ist kain pfarkirch, sy hat als vil, das alle ding wol bestelt werdent, wenn ir all nutz dienen sollen. Item man sol auf allen pfarkirchen frů in tag drew zaichen leitten und in der lenge, das ain mensch wol leichteklich funff pater noster und funff ave Maria wol betten muge und sych unserm herren empfelhen.[4]) Diß ist den funf wunden in sein marter sich der mensch empfelhen sol, ob er nit auf den tag mer tůn muge, das doch dem menschen da beschäch zů gůtten. Item gegen der

[1]) eines Mordes schuldig.

[2]) Eine der vier niederen Weihen des Priesters.

[3]) Praes.: getar = sich getrauen, wagen.

[4]) Täglich soll bei Sonnenaufgang mit einem dreimaligen Glockenschlag dreimal Ave Maria gebetet werden. Beschluß des Mainzer Provinzialkonzils (zu Mainz gehörte Bischof von Augsburg als Suffragan) vom Jahre 1423. (Binterim a. a. O. S. 440). Dasselbe auch abends beschloß die Kölner Provinzialsynode vom Jahre 1423. (Binterim a. a. O. S. 464.)

nacht auch desselben gleich. **Nach yeclicher pfar gelegenhait**[1]) sol man leuten die andern zeit, als sitlich und gewonlich ist.

Von den gaistlichen howptern, das die kain schloß, veste oder statt haben sollen. Man sol auch wissen, das es notturftig ist, als vor geschriben statt von den bischoffen und abtten und den gaistlichen howptern, das sy kain schloß, veste noch stett, zwing noch benne nicht han sollent noch recht ist. **Sy sollent all stan und vallen auf ainen romischen kunig zů dem reich; der sol sy ze lehen machen herren, rittern und knechten und reichstetten,**[2]) **das sy dem reich beistendig seien und verhutten, das diße ordnung und satzung nit gebrochen werd,** und sunderlich den, die lehen zů losen komen vom reich, die kirchengůt niessent, das swärlich wider got ist, das sy nicht als schwärlich verliern und dester williklicher abstanden. Wan in ist erlicher ain pfund gelts vom reich dann zechen pfund kirchengůts, wann doch den kirchen das ir pillich dienen sol, dann yemant anders. Wer aber nicht gern abstan wolte, er sey, wer er wölle, **den sollent die reichstett bey der vordern penn weysen,** es sey an leib oder an gůt. Aber es ist versechenlich, sich setz niemant hiewider, dann die auch nit gůt cristen wollent sein; da dienet man auch got an, das man sy vertreyb und abtůt.[3])

[1]) Der Ausdruck ist der charakteristischen Wendung oben: „nach jeglichen landes gelegenhait" nachgebildet.

[2]) Vgl. dazu meine Einführung oben.

[3]) Aus einem Rückblick auf die erste Hälfte der Schrift, die Reform des geistlichen Standes, ergibt sich, daß nur weniges sich als gelehrte Vorlage leicht erkennen läßt, die der Verfasser zu übersetzen hatte. Das meiste erwies sich formell und sachlich als „Erläuterung" zu diesen Vorlagen, wie der Verfasser ja anfangs selbst verheißen hat. Es hat sich als richtig auch erwiesen, was Caro zwar nicht aus den Worten des Verfassers erkannte – er ist deshalb auch von Koehne angegriffen worden (N. A. XXIII, 732) –, aber geahnt hat, daß nämlich „eine sinngemäße Durchdringung der Schrift sehr wohl die Aussonderung der wahrscheinlich ursprünglichen Teile der lateinischen Version von den langatmigen Homilien und auch materiellen Zusätzen der deutschen Übersetzung ermöglicht". In diesen Erläuterungen tritt der Verfasser deutlicher vor uns. Hat er in seinen Vorlagen Reformpläne übernommen, die zu Basel in seiner und des Königs Sigmund Gegenwart verhandelt und später in die Akzeptationsurkunde übernommen worden sind und die dann in den Diözesansynoden nach „jedes landes" und „jeclicher pfar gelegenhait" ebenfalls akzeptiert worden sind, so zeigen seine Erläuterungen sehr viele Wiederholungen, so daß wir den Verfasser von Gedankenmonotonie nicht freisprechen können. Er überträgt einige Satzungen oder Anschauungen des städtischen Lebens und seines Beamtenberufes

## VI. Teil.

## Von den Layen.[1])

### 1. Kapitel.

### Von den zollen.

Man sol auch wissen, das alle lande schwärlich übersetzet sind mit zöllen. In yeclicher stetten ist schier ain zoll, es mag schier ain land das ander nit trösten noch zů statten komen, noch nyemant dem andern kain recht pfennwert geben, das alles von zoll wegen beschicht.

### Wie die zöll erdacht sind.

Ir sollent hören, wie die zölle des ersten angeschlagen wurden von ainem kaiser.[2]) Es warn wilde gepurge, da man

auf geistliches Wesen und variiert sie unermüdlich. Sie fesseln jedoch durch ihre frappierende Neuheit insofern, weil wir zum erstenmal eine Stimme aus diesem Kreise, zumal in deutscher Sprache, hören. Seine Unfähigkeit wenigstens bei der Übersetzung des Ausdrucks „ordines" und die Monotonie seiner Gedanken paßt gut zu der Halbbildung seines Standes, eines Stadtschreibers oder Kanzlisten.

[1]) Entsprechend dem VI. pars „de laycis" bei Cesarini. Auch Andreas von Escabor hat in seinen an die Reformschrift Cesarinis sich anlehnenden Reformanträgen an dieser Stelle einen Abschnitt „de laycis". Dieser ist jedoch entsprechend dem geistlichen Standpunkt des Verfassers verkümmert. Ebenso wird er in der Reformschrift Cesarinis ausgesehen haben. Ganz anders bei unserem Verfasser! Hier fühlt er sich in seinem Element, und dieses ist bezeichnend genug das städtische. Hier wächst denn auch der 6. Teil zu einer der geistlichen Reform ebenbürtigen Hälfte an. Er war durch die Akzeptationsurkunde berechtigt, zu erläutern und zu ändern nach seinem Standpunkte eines Reichsstädters. Da diese aber eine Reform des weltlichen Standes nicht vorsieht, so haben wir hier keine lateinischen Vorlagen mehr zu suchen wie in der ersten Hälfte, sondern nur Reflexe von Reformbestrebungen des Kaisers Sigmund auf Reichstagen; namentlich hat der Plan in der Rede Sigmunds auf dem Preßburger Reichstag vom Jahre 1429 in unserer Schrift seine Verwirklichung gefunden (vgl. oben Einführung). Außerdem sind Verhandlungen von Städtetagen zu Ulm und Konstanz benutzt. Das läßt sich aus ihrer sachlichen Übereinstimmung mit den Reformforderungen unserer Schrift schließen; eine wörtliche nachzuweisen, ist einstweilen wegen des Mangels an Veröffentlichung der Akten noch unmöglich. Auch sind Polizeiordnungen, namentlich die von Augsburg, und der Schwabenspiegel, in dem Augsburger Stadtrecht und die Predigten von Berthold von Regensburg verarbeitet sind, in der folgenden Hälfte vom Verfasser benutzt worden.

[2]) Das Zollregal wurde namentlich maßlos von den Herren geübt, die es als bequeme finanzielle Ausbeute der Kaufleute benutzten. Deshalb wurde von den Städten häufig gegen „ungerechte Zölle" vorgegangen, so auch auf dem Städtetag zu Nürnberg (1438). Daß der Verfasser ein Städtebürger ist, geht daraus hervor, daß er dieses Thema sehr wichtig nimmt und sogar eine Entstehungsgeschichte des Zolles vorführen will. Er hält ganz vom Standpunkt des Kaufmanns nur dann den Zoll für zulässig, wenn ihm eine Gegenleistung

straß über haben můßt, desselben gleich auch über wasser. Da ward angesechen, das es pillich von gmainer hand gemacht wurd, und wart aufgesetzt ain leichter zoll, in der masse, das niemant kain trang darzů haben solt, und bat man um die hilff und stewr. In besecklot nieman, dann das er verpawen ward; wenn wer zölle niendert anders hin tůt, denn da er von recht hingehört; newsset er in anders, er neusset wůcher, wenn er nympt in ainem ab, der im nichtzit schuldig ist. Er sol es büssen als wůchergůt. Wenn so man sein nichtz bedörft weder über wasser noch gepurg, so sol man in ablan, bis das man sein aber bedarf, oder aber clain machen und den gůtlichen ayschen.[1]) Denn so mocht man wol lender pawen, das man denn nit tůn kan. Nun nement gaistlich und weltlich unmässig zol wider got dennoch frävenlichen. Sy hand ain recht darauf gesetzt; wer den zol verfürt, den greift man schwärlich an und sprechent schier leib und gůt an. Das alles ist wider got, und wer in als frävenlich einnympt, der tůt zwyfach unrecht und großlich wider got. Ich sag sicher, wer zöll einnympt und nit in geleit und verbawen wirt, das der als wenig behalten mag werden, als ain offner sunder oder wůchrer.

Darumb schlach man den zol ab die zwen tail und leg man den drytten an und versekels niemant, so mag man dester leichter wandlen. Wer aber das nit tůn wölte und das gemain unrecht mit gewalt nemen wolt, ist es ain her, so mag in yederman angreyfen und erlaubt sein das sein, wenn er auch yederman abnympt mit unrecht das sein; darzů sol lauter absein sein freyhait noch kain freyhait mer han. Item, wa söllich stett wäre, da man zol haben müst von swäre der weg ze bawen und in die gaistlichen innehielten, den sol man in lauter nemen und sol in die statt versorgen an des reichs statt, wann all zoll soll das reich versorgen,[2]) hand aber weltlich herren

entspricht, nämlich Weg- und Brückenbau. Den rein finanziellen Zoll verwirft der Verfasser als „Wuchergut". Wir haben hier offenbar einen städtischen Ratschlag zu dem genannten Städtetag, mit Erläuterungen versehen, vor uns.

[1]) = eyschen, soviel als heischen, fordern.

[2]) Dieser Vorschlag kennzeichnet wieder deutlich den Verfasser als Städtebürger. Wie unten beim Münzregal soll auch hier das Zollregal dem Reich zurückgegeben und dann den Städten insoweit übertragen werden, als es die

zoll inne, die sollent sich bekennen, das es in lechensweiß empfolhen sey. Sy mugent von recht nit gesprechen, das er ir sey. Er ist des ersten vom kayser und päbsten erlaubt, der gemainen welt ze hilff und ze nutz.

Item ain priester, ain ordenman, ain ritter, ain knecht, adel sollent nit zoll geben; die gaistlichen darumb, das sy sind des diner, von dem alle unser freyhait kompt und der ain howpt ist aller geschöpfte; der adel darumb, das sy das recht schiermen und verhüten, ir leib und leben darstrecken sond. Es wären zoll nie aufgestanden, dann das fur den kayser Constantinum[1]) bracht ward, wie man steg und weg bawen müste. Do erlaupt er das von der koufmannschaft, die man swarlich über gepirg und wasser pringen můst, und ward angeschlagen, das ye ain guldin ain fart solte steur ton, ainen clainen pfenning. Das wolt der kayser dennocht nit bestätten, also vindet man es lauter in den alten coronicken. Demnach soll dennocht[2]) kain gmain volk reitend oder gend kain zoll geben. Nun hatt man es zů rechten bracht und schlecht man an vil stetten niemant auß, weder gaistlich noch weltlich. Es statt im rechten: wer von ainem gaistlichen man zoll nympt, der ist in des pabsts bann und hatt auch der zoll sein freyhait verlorn. Wer das nit wissen will, das haltent kayserliche recht, da vindet ers.

Item es sol ain yeclicher zoll alwegen von zehen iarn ernewt werden, ob er mug gemindert oder gemert werden nach gelegenhait der gepirge oder wasser. Darumb das niemant unrecht geschech und auch kain pösser aufsatz[3]) aufstand.

---

Geistlichen besitzen. Diese Interessenpolitik zeigt doch zu deutlich den Verfasser als einen Reichsstädter. Die Gegnerschaft auch gegen die weltlichen Fürsten ist städtisch, aber die Mäßigung dabei im Vergleich zu der Forderung gegenüber den geistlichen Fürsten ist für die Person des Verfassers bezeichnend genug. Vgl. auch im Schwabenspiegel das Kapitel von den Zöllen. Goldast, Reichssatzungen, 1. Teil, S. 35.

[1]) Diese Anschauung geht auf den Schwabenspiegel zurück (Goldast a. a. O. S. 32 und 33), wo es vom Bannrecht heißt: „Das Recht setzt San Sylvester der Papst und der König Konstantinus" und bald darauf nochmals.

[2]) „dennocht" bei Boehm und in den Handschriften ist Wiederholung desselben Wortes kurz vorher durch den Abschreiber.

[3]) Das „aber" nach „aufsatz" bei Boehm hat keinen Sinn.

Item es sollent in yeclicher statt zwen erwelt werden, die leiplich ainen rat sweren, den baw besechen auf birgen, auf wasser, bruggen, steg zeversorgen und zů versechen, das nieman umb das sein[1]) in stark schaden kom. Die sond aus dem zoll das allwegen versehen und wa da übersehen wurd, das an ainem zoll yemant verwarlost wurd, das sollent die statt und hern, da denn die zöll sind, gantz und gar abtragen und unclagbar machen.[2])

## 2. Kapitel.

## Von dem weg ze peßern.[3])

Nun sol man mercken, umb andern weg zepeßern auf der ebne durch kot und lachen. Man waiß wol, das in allen stetten unzuchtmaister sind, die bey irn aiden all unzuchtgelt ziechen sollent nach der statt pen und gewonhait. Nun ist von recht unzuchtgelt; wer unzuchtig gegen got ist und auch gen der welt, als got versweren swärlich, darumb man in in ain eysenhalten schlecht, und da ain oder aine zawbri treibent, das kumber geb oder fraw oder man steg oder weg geb, das eeleitt dick wider ir er die ee brechent; die das tätten, sol man billich durnen und schätzen[4]) als offen eebrecher. Sollich swar sund sol billich ain rat schatzen umb zeittlich gůt, darzů sy richten den gaistlichen zů püssen. Was da die unzuchter innement, das sol auf der ebne und in das pfutz gebraucht werden, wenn als die weg schwarlich unsawber sind, so sol man das gelt mengklichen under die füß werffen, so wird das sundig gelt zů gůtem bracht und wirt die sund vertretten. Also werdent gůt strassen, und sol niemant das gelt beseklen, dann darzů es gehört. Es wär anders aber ain grosse sund.

[1]) „kom" bei Boehm ist durch Versehen des Abschreibers doppelt gesetzt.

[2]) Dieser detaillierte Vorschlag über die Reform des Zollwesens geht auf die Verhandlungen des Städtetages zu Nürnberg (1438) zurück, wo über den Zoll geratschlagt wurde. Vgl. Einführung oben. Leider sind diese noch nicht vollständig veröffentlicht.

[3]) Dieses Kapitel hängt unmittelbar mit dem vorherigen zusammen und scheint auf dieselbe Quelle zurückzugehen oder eine Kopie der Augsburger Wegeordnung zu sein.

[4]) Das folgende „und" hat keinen Sinn, es muß „als" heißen.

Item als aber frevel fallent um plůtrüst, und stettrecht oder herrenrecht ze büssen statt, was davon vallet, sol man an ainer statt baw keren und die baw darmit in eren han und wa der drei, es sey zoll unzucht oder fravel an der dreier stucken an kainem verzert oder über würde, so sol mans an das ander legen, also das die drey bussen ainander beholffen sein sollen, so werden sy auch wol besorget.

## 3. Kapitel.

## Von den zunften in den stetten, die sollent absein.

Es ist auch zewissen, das in den gůten stetten, nemlich reichstetten[1]) zunft sind, die sind nun ser gewaltig worden[2]) und můß man die zunft groblich kouffen. Sy machent gesatzte under in, als ettwan stett getan hand. Sy ordnent an vill stetten den rat, wievil auß yeclicher zunft in den rat sol gan. Diß haist in ainer stat ze latin: una parcialitas,[3]) und ist nit ain rechte gemainsamkait, als ich ew sag. Ist es ain zunft, die man strafen solt von irs hantwercks wegen, das sy volfurent, das ainer gemainde in ainer stat nicht wol kompt, als metzger, die das fleisch zetewr gebent, oder pecken, die das prot ze klain bachent, oder sneider, die zů grossen lon nement, und des gleich, wie das nun ist, das von zunften, die im ratt sitzent und der statt und der gmain trew und warhait gesworn hand, so hilft doch dick ain zunft der andern, als ob ich spräch: hilff mir, ich hilff dir deßgleich mit übersehen; damit ist dann die

[1]) Bezeichnend für den Verfasser ist hier die Bemerkung, daß die Reichsstädte „die guten stette" genannt werden, wohl im Gegensatz zu den reichsmittelbaren Fürstenstädten.

[2]) Der hier geschilderte Terrorismus der Zünfte paßt auf Augsburg gut. Es wird das „zünftische" genannt. Joachimsohn, Die humanistische Geschichtsschreibung, 1. Heft (1895), S. 152. Vgl. meinen Aufsatz Deutsche Geschichtsblätter IV, 178 und Reichstagsakten, Bd. IX, Nr. 467, Anm. 1. Die nicht zünftischen Bürger Augsburgs bildeten die Gemeinde. Vgl. Koehne, N. A. XXIII, 719.

[3]) Diese Begriffsentwicklung ist bereits bei den Orden oben vorweggenommen. Der Verfasser leitet dort aus der parcialitas der Orden die Mahnung ab, kein Mitglied derselben in eine kirchliche Würde zu wählen, weil sie nur die Interessen ihres Ordens vertreten und diese von ihrer Regel dispensieren. Dadurch würden die allgemeinen kirchlichen Interessen geschädigt. Ebenso sei es mit den Zünften, die dadurch, daß sie im Rat die Regierung in den Händen haben, alles Unrecht an der nicht zünftischen Gemeinde begingen, die als solche keinen Anteil an der Regierung hatte.

gmain betrogen und gand rechte pfenwert nyndert. Da bekennt nun mengklich wol, das es großlich wider got und recht ist, und werdent die aid übersehen und farcht, das man damit kom besichteklich und unbedachtlich in die hell. Es ist alles komen in gewonhait, das es sy nun recht dunckt noch nichs darauß beichtend,[1]) das sy hoch swerent der gmain[2]) und der statt. Woll man aber innen werden, das steet gůt wurden und yederman dem andern trew wär, **so tätt man zunft ab** und wär manglich gmain[3]) und wär niemant dem andern beystandig und wurd der ratt lauter. Welich dann des rauts wären, was sy rieten, des hetten sy kainen hamerschlag noch hilff, als nun beschicht, und wurden rechte pfenwert geben **und auffeten sich** [= mehrten sich] **die stett grosseklich.** Sust, so spricht yederman: ich wurd übersetzt, es ist alles in der statt übersetzt und sind herren und lantzleutt darumb den stetten gram. Wenn in den stetten alle ding gemain wären, herren und yederman ware in auch gemain.[4]) Sunst wirt

[1]) Sie „beichten nichts daraus" heißt: sie (nämlich die Ratsmitglieder) beichten nichts von ihrem Unrecht. Wie man aus diesen Worten auf einen Geistlichen als Verfasser schließen kann (wie es Koehne tut in N. A. XXXI, 221), ist mir unerklärlich. Das Wort „beichten" sowohl im ursprünglichen Sinne wie im übertragenen (= verraten) kann ein Laie an dieser Stelle so gut sagen wie ein Geistlicher.

[2]) Der Verfasser vertritt bis hierher vorwiegend den Standpunkt der Gemeinde, also des vierten Standes. Im folgenden zeigt sich aber, daß er nicht bei diesem Standpunkt stehen bleibt, sondern auch die Wirkung des Terrorismus der Zünfte auf die Herren ausdehnt. Er fordert also nicht nur im Interesse der Gemeinde Abschaffung der Zünfte – das wäre sonst radikal –, sondern auch im Interesse der Herren und Landleute, die dann der Stadt sich zuwendeten, so daß diese sich vergrößerte (auffen). Sein Plan ist ja, die städtebürgerliche Freiheit möglichst allen zuzuwenden, um so wiederum möglichst alle für seine Reform gewinnen zu können, eine Reform, die ja ausschließlich städtebürgerlichen Geist atmet und durch das städtebürgerliche Element zum Siege geführt werden soll.

[3]) Das Wort „gmain" ist von hier ab = communis = gemeinsam. Vgl. Deutsche Geschichtsblätter VII, 238 ff.

[4]) Hiermit berührt der Verfasser die damalige soziale Frage und gibt einen geschickten Fingerzeig zur Anbahnung einer Lösung derselben. Die Städte hatten ja, wie auch heute immer noch, durch den Zuzug vom Lande ihre Bevölkerung aufgefrischt, der sich gerade jetzt im 15. Jahrhundert bei der Entwertung des Grundbesitzes noch mehr hätte geltend machen müssen. Doch damals war einerseits „alles übersetzt", d. h. die Konkurrenz schon sehr groß geworden, anderseits aber hatten die Zünfte durch die Erhebung von sehr hohem Eintrittsgeld den Beitritt in eine Zunft für einen mittellosen Einwanderer fast unmöglich gemacht. Eine in gesunden Bahnen sich bewegende Landflucht in die Städte hätte aber dem Überhandnehmen des ländlichen Proletariats Einhalt

ainer erzurnet in ainer zunft, so ist die gantz zunft erzurnet; laß man es in ain gemainsam komen, es sol sicher niemant gerûwen. Diser raut[1]) ist gût und will euch sagen wie. Wenn dise ordnung gehalten mûß werden, so sûcht es sich im rechten selber, das es nit bestan mag. Hab man sunst geselschaften, das niemant den andern außschlag von allen hantwercken und gangen zesamen, so geit es weder kalt noch warm und ist yederman dem andern gleich, und sind dick und vil die rätt unbekümert.

## 4. Kapitel.

### Das yederman sein aygen hantwerck und gwerb treiben sol.

Es ist auch zewissen ain args in stetten und auf dem land an vil enden, das ainer gwerb hatt mer dann im zûgehört. Ainer ist ain weinman und hatt darbey saltz vail oder tûch; ainer ist ain sneider und treibt ouch ain koufmanschaft. Also wer bas mag, der kauft und verkauft, welcherlai im dunck den pfenning ze bringen. Wolt ir aber hören, was kaiserlich recht gepuitet — unser vordern sind nit naren gewessen —: es sind hantwerck darumb erdacht, das yederman sein täglich brot darmit gewin und **sol niemant dem andern greiffen in sein hantwerck.**[2]) Damit schickt die welt ir notturft und mag sich yederman erneren. Ist ainer ain weinman, so gann darmit umb und treib kain ding darzû.[3]) Ist er ain protbeck, dasselb, kain antwerck außgenomen. Da sol man behütten bey kayserlichem gebott und viertzig marck goldes, **wa man innen wurde, das die reichstett das übersächen, das yemand dem andern in sein antwerk griffe**

gebieten können. Diesen Zuzug vom Lande will unser Verfasser wieder in Fluß bringen, indem er den Terrorismus der Zünfte in den Städten durch Abschaffung derselben brechen will. Adlige und Bauern können dann wieder in die Stadt ziehen, und ihre Einwohnerzahl mehrte sich dann.

[1]) Also einen Ratschlag des Verfassers haben wir hier vor uns.

[2]) Es beherrschte die Organisation der Arbeit im Mittelalter die Idee, daß jeder Arbeiter in dem Gewerbe, das er mit eigener Hand betrieb, seine Mannesnahrung finden sollte. Eine Folge dieser Idee war die allgemeine Gleichheit und Brüderlichkeit, welche von den Genossen des gleichen Berufes gefordert wurde.

[3]) Es ist dieser Gedanke, wie oben schon ausgesprochen, von hier auf kirchliche Verhältnisse übertragen, daß jeder nur ein Gewerbe, so ein Geistlicher nur eine Pfründe haben und diese selbst verdienen soll. Neu ist hier, daß sogar auf dem Lande solche Arbeitsteilung herrschen solle.

**mit kainerlay gewerb.**[1]) Beschäch es aber und man sein innen wurd, so sol dyse pen on alle gnad in römisch kunigs kamer gan und dennocht in die gehorsam gan *und* in ungnaden. **Wer**[2]) **seinen gewerb treiben wil, der nem ainen fur hand und laß die andern all fallen.** So mag sich yederman erneren und das ist gottlich.

## 5. Kapitel.

### Von pawman und rebleuten.

Item ain pawman sol seinen aker pawen, ain rebman seinen weingartten; also sol es sein in allen hantwercken. Wer es überseche, der sol ainer **statt** verfallen sein zehen pfunt als dick, als es gebrochen wirt. Ist es aber auf dem land, so nympt ain zwingherr die puß ouch on gnad.

## 6. Kapitel.

### Von der koufleute ordnung.[3])

Item es ist auch zewissen, als kaufherren farent über mer gen Venedig oder wa sy dann hinfarent, die wissent nun wol, auf wöliche zeyt sy sich aufheben sollent zefaren umb ir koufmanschatz; die treibent nun grossen alenfantz, als ich ew sag. Wenn die koufherren zesamen komen, es sey zů Venedig[4]) oder

[1]) In diesem Vorschlag liegt keine „sozialistische", wie Boos meint a. a. O. S. 452, sondern höchstens eine soziale Tendenz. Denn der Verfasser fordert hier nicht die Gleichheit des Einkommens eines jeden Berufsgenossen, sondern nur die Beschäftigung mit einem Handwerk, damit für andere wieder ein Nahrungsspielraum entstehe. Denn von der gleichen Höhe des Einkommens hören wir nichts. Städtische Verordnungen suchten die volle Arbeitsteilung zwischen den einzelnen Handwerken sowie zwischen Handel und Handwerk einzuführen. Vgl. Koehne, Z. f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, S. 392. Das in Aussicht gestellte Strafmandat des Verfassers zeigt, wie sehr er im Kanzleistil bewandert ist.

[2]) Hier wird der Boehmsche Text in Ordnung gebracht und auf S. 220, Z. 15 bis S. 221, Z. 22 fortgefahren.

[3]) Ein Kapitel von rein städtischem Charakter. Der Verfasser nimmt den ausschließlichen Standpunkt des Konsumenten ein. Seine Ansichten sind, von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, nicht radikal, ebensowenig klerikal (wie Koehne in Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte S. 388 annimmt), sondern vom Geiste der städtischen Selbstverwaltung diktiert, die wiederholt die Preisregulierung vornahm. Schon im 13. Jahrhundert wurde diese von Gewerbetreibenden versucht. Michael, Gesch. des deutschen Volkes. 1897. I, 157.

[4]) Augsburg stand mit Venedig in lebhaftem Handelsverkehr. Vgl. Heyd, Kommerzielle Beziehungen, und Chr. Meyer, Deutsch-venetianische Handelsbeziehungen im Mittelalter, in Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, N. F. 1892, II, 84.

anderswa, so tond sy dick ains, es sey guldin tücher, sametin, seidin oder was von kostlichen tüchern sein, oder es sey gewurtz, imber, pfeffer, negelin, zimetror, nichs außgenomen, und machend ain anschlag, der in füglichen ist und überschlahent bey ainander, das ainer zů Wien waiß, wie mans hie kauft und sy desgleichen auch, und ziechend sach,[1]) in sey übel auf dem mer gangen. Etwenn vindent sy, das sy ye furkoment und nement gwin wider alle recht.[2]) Aber umb solches ze furkomen, **so sol man an allen porten des mers, wa die porten sind, haben ain insigel Römischen reichs,[3]) und was koufmanschatz da gekauft wirt, sol man wol beschawen, das sy gesundert sey, all wurtz von allen wurtzen und specien, das sy gerecht seyen; darumb zwen sweren sollent,[4]) an yeclicher port des mer, die darzů nutz, trüw und auch gůt seyen, ze besehen und die die kaufmanschatz ze verbriefen aigenlich in geschrift und wie es gekauft sey, das sol man besigeln und wern mit dem insigel;** das sollent nun die kaufleut also zů land pringen, und ir kaufmanschatz in ain gmain kaufhus furn, und sol es pleyben, bis das ain obroster in der statt mit zwain oder dreyen, die darzů erwelt werden vom rautt, das besehen und den brieff lesen. Darnach sol ain kaufherr gan mit dem obern und den rätten und sollent überschlahen, wie mängen tag er sein kaufmanschatz gefurt hab, da sol man im für ainen yeclichen tag und fur alle ding an pfenningen als rechnen. **Hatt er hundert guldin, so hat er all tag acht schilling und vier.** Denn sol man in den anschlag tůn, nach dem überschlagen, wie er die imber und ander specie geben sölle.[5]) Also beschäch yederman ain gleichs und kauft man wol[6]) und bestonde mit got; sunst so gebent die kaufherren auch ir sel dar, wie das ist, das sy dick leib und gůt wagen mussent.

[1]) = praetendunt causam.

[2]) Die Feindschaft des Verfassers gegen Preisverabredungen verrät seine Stellung als Konsument.

[3]) Wiederum Stärkung der Reichsgewalt durch Erweiterung ihrer Machtsphäre.

[4]) Diese zwei Warenbeschauer sollen also vereidete Reichsbeschauer sein.

[5]) Diese Stelle nahm Boehm S. 220 als Glosse und ließ sie deshalb weg.

[6]) Also nur für die Gefahr des Transports der Ware und das Risiko des mangelnden Absatzes soll der Kaufmann, und zwar jeder gleichmäßig, entschädigt werden.

## 7. Kapitel.

## Von den geselschaften in den stetten.

Item es sind groß geselschaften[1]) aufgestanden, die zů samen spannent und treibent groß kaufmanschatz, es ge in wol oder übel. Sy schybent es ye darnach, das sy nit verliern. Das kompt auch aller gemain in den stetten und auf dem land übel. Man sol dawider sein,[2]) das solich puntnuß abgestellet werd und nyndert mer gefunden, weder von edlen noch von burgern. Wer aber darüber in dhain geselschaft punde, ist er ain burger in ainer reichstatt, so sol sein koufmanschatz der statt ledig und gar vervalen sein und sol inn darinne nichtzit schiermen. Ist er edel, so sol er sein in des reichs ungnaden und sein koufmanschatz mengklich erlaubet sein. Man sol vor allen auffsätzen in allen kauffen vesteklich verhüten, wenn laider yetz die aufsätz allen lannden we tond, es schaidet trüw und gemainsame *gar*.

## 8. Kapitel.

## Von zwing und benne nach kayserlichen rechten.[3])

Nun sol man merken zwing und aller benn recht nach kayserlich ordnung. Es ist zewissen, das die hochen fursten, die groß land hand, noch vast kayserliche recht zů irm tail haltent. Aber graffen, freyen, ritter oder knecht, die auch zwing und benn hand, die aignent leut und hand sy yetz fur aigen und steurent sy und nement ungewonlich stewr von in über das, das sy holtz und veld swarlich verzinsent. **Es ist ain ungehörte sach, das man es in der hayligen cristenhait offnen můß**

[1]) Frensdorff hat in der Ztschr. der Savigny-Stiftung, Germ. Abt. XX, 134, darauf aufmerksam gemacht, daß zur Abfassungszeit unserer Schrift die Handelsgesellschaften noch nicht den Anlaß zu Klagen gaben, als später gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Demgegenüber hat von Below mit Recht auf andere Klagen über die Handelsgesellschaften aus der ersten Hälfte desselben Jahrhunderts hingewiesen. (Vgl. Jahrbüch. für Nationalökonomie, 3. F. XX.) Der Verfasser wird wohl die „große Gesellschaft" von der schwäbischen Stadt Ravensburg, in Venedig „compagnia grande" genannt, hier im Auge haben. Schon 1419 hatte diese unter der Leitung des Geschlechts der Huntpiß große Ausdehnung bis nach Madrid und Barcelona gewonnen. Vgl. W. Heyd, Die große Ravensburger Gesellschaft. Stuttgart 1890.

[2]) Die Abschaffung der Handelsgesellschaften wurde während der Zunftaufstände von 1425–1429 in Konstanz schon gefordert. Vgl. Schulte, Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien. I, 608. Wir sehen daraus, wie akut diese Frage bereits damals war.

[3]) Das kaiserliche Recht ist der Schwabenspiegel. Dort wird cap. 52 (Goldast a. a. O. S. 52) mit ähnlichem frommen Kolorit vom „Dienstmann" gehandelt (namentlich 5, 14 und S. 45, 2).

**das groß unrecht, so gar fur gatt, das ainer so gehertzt ist vor got, das er gedar sprechen zu ainem: du bist mein aigen.**[1]) Wenn gedenck man, das unser her got so schwarlichen mit seinem tod und sein wunden und martern durch unsern willen willeklich gelitten und gehabt [!] hatt umb das, das er uns freiet und von allen banden loset, und hie inne niemant furo erhebt ist ainer fur den andern, dann in gleichem statt wir stehen[2]) in der losung und freyhait, er sey edel oder unedel, reich oder arm, groß oder clain; wer getowft ist und gelaubt, die sind in Cristo Jhesu glider gezelt. Darumb wiß yederman, wer der ist, der seinen mitcristen aigen spricht, das der nit cristen ist und ist Cristo wider und sind alle gebott gottes an im verlorn.

Auch mer ist es laider darzů komen, das auch closter nement aygen leut; die nun wollend gottes sein und den glauben solten bawen, die tretten all ab von got. Ich sag es lauter, das es nyemant mer enthalten sol, wer ain cristenman wol sein. Ist er edel, statt er nit ab und gatt, da er gebiesset werd, so sol man in abnemen und gantz abtůn; ist es aber ain closter und nit gantz abstatt, so sol man es gantz und gar zerstorn; das ist gotlich werk. Die closter solten der dienste gottes warnemen, nu nement sy war der welte und weltlicher sach. Sy mugent

[1]) Den politischen Hintergrund zu diesen Worten siehe in der Einführung. Sie passen übrigens schlecht auf einen geistlichen Verfasser. Koehne sagt zu dieser Stelle selbst, die Kirche habe von jeher gerade die Unfreiheit nach der hl. Schrift gerechtfertigt. Vgl. Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte a. a. O. S. 380. Koehne muß deshalb zur Erklärung dieser eigenartigen Stelle zu der „städtischen Geschichtsschreibung" des 15. Jahrhunderts seine Zuflucht nehmen und sagt: „daß die Bewohner von Orten, welche ihre die landesherrliche Macht einschränkenden Privilegien verloren haben, dadurch zu Eigenleuten der Fürsten wurden". (Ebenda S. 383.) Damit gibt Koehne selbst mir eine Waffe gegen seine Ansicht in die Hand, ganz abgesehen davon, daß er damit auch auf den von mir gekennzeichneten Hintergrund, auf dem sich diese Worte erst verstehen lassen, nämlich auf das damalige Bestreben der Fürsten, den Städten ihre Freiheiten zu nehmen, hinweist. Es ist diese Stelle nicht eine einfache Übernahme eines ähnlichen Gedankens des Schwabenspiegels (vgl. Deutsche Geschichtsblätter VII, 246), so sehr auch dem Verfasser als einem Schwaben das schwäbische Landrecht bekannt sein konnte, das sagt: „wir haben an der schrift, daß niemand soll eigen sein". Janssen, Gesch. d. deutschen Volkes. 1897. I, 328.

[2]) statt = status = Stand. Hier werden keine radikalen Ideen, etwa die von Freiheit und Gleichheit, verkündet. Es ist nur die bürgerliche Freiheit im Gegensatz zur feudalen Abhängigkeit gemeint. Vgl. Einführung.

vor reichtum nach der regel recht nit leiden, sy ligent wol, sy sind tag und nacht recht als groß trinker und esser, als warn sy in der welte bei allen ungefur. Sy hand, was sy wollen, sy schickend und tond, was sy wend, sy sprechend nit allain: der ist unser aigen, sy machent wittiben und waysen; wenn die väter absterbent, so erben sy ir gůt und berawbent die rechten glider und machent waysen. Sy hayssent in dennocht sweren fur aigen, so sis beraubent ir rechte arbait; sy reichsnent als die herren.[1]) Man sol es nicht mer vertragen noch leiden an nyemant, weder an gaistlichen, noch an weltlichen. Lassent uns unsers fromen warnemen und unser grossen freyhait leben! Das fröwet sich alles, das zů got gehört. Wenn man aber sölichs leidet und nicht wendet, das wol gewendet möcht werden, so ist kain mittel, wir gangen mit in in die helle. Dann die sund ist grosser dann ander sund: es haist wissentlich gesundet.[2])

Item uff dem land sind gůt äcker und wisen als höffe, die sind nun schwarlich mit zinsen überladen, die zů den güttern gehornd.[3]) Nu wun und waid, holz und veld, das ain yecclicher pawman mit seinem vich gepawen mag, das wirt nu mit dem

[1]) Eine besondere Stärke des Verfassers besteht in der wiederholten Anklage gegen die Klöster, die immer denselben Punkt, nämlich den Reichtum derselben an Land und Leuten, treffen. Besonders kehrt sich der Verfasser, wie schon einmal oben, gegen die Vermächtnisse an die Klöster. Am lebhaftesten wird eben damals gerade von den Städtebürgern der Besitz der toten Hand empfunden, und es beginnt das Verlangen nach Revindikation desselben laut zu werden in der Form der Säkularisation. Nur ein Laie und Reichsstädter kann diese Sprache führen. Nachdem dieses Verlangen sich auch der Prophetie bemächtigt hat, wird es ein Schlagwort derselben und wirkt nun kraft der höheren Offenbarung auch auf den Willen des gemeinen Mannes in der Bauernrevolution. Vgl. meine Schrift „onus ecclesiae", Anhang S. 104.

[2]) Erinnert wieder an obige Stelle: bonum scienti et non facienti . . .

[3]) Von der sozialen Gärung des Bauernstandes vom Jahre 1431 um Worms weiß unser Verfasser nichts, offenbar, weil er damals noch zu jung war. Vgl. von Bezold, „Vom rheinischen Bauernaufstand im Jahre 1431" in Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. 1875. XXVII, 129 ff. Es war wegen dieser Angelegenheit ein allgemeiner Städtetag geplant, zu dem auch Augsburg geladen war. Wie sehr man sich in Nürnberg dafür interessierte, zeigen die neuerdings bei Sander, Die reichsstädtische Haushaltung Nürnbergs (Leipzig 1902) S. 554 und 585 mitgeteilten Stadtrechnungen für Boten nach Worms. Vgl. Deutsche Geschichtsblätter IV, 181. Unsere Schrift kennt sehr wenig von den Forderungen der Bauern, die damals schon gegen „jede Ehrbarkeit, geistlich und weltlich", gerichtet waren. So fällt die Behauptung, unsere Schrift sei „die Trompete des Bauernkrieges", in sich zusammen. Boos a. a. O. S. 455 macht sich diese Bezeichnung noch zu eigen.

gût verzinset. Dennocht stewret mans; man verbannet nun in die holtzer; man schätzt sy, man nympt in tagwaid ab, da ist nyndert gnad. Man nympt in frävel ab und lebt man doch ir arbait. Denn on sy mag nieman bestan. Die tier im wald, die vogel in den luften begand sich des bawmans. Man sol wissen, das man weder holtz noch veld in kainen bann legen sol,[1]) die leut verbannen es dann zů ir notturft, wann sy verzinsens, als ver ir zwing gand. Es wären denn hochwald auf der ebnen oder in den gebiergen, das gehört in ettlichen zwingen und an die hochen *gericht*. Das ist nun darumb, das ain yeclicher her oder statt dadurch sicherhait tůn sol und gelaiten, das niemand kain laid beschech. Darumb mugent sy niessen hochweld und wildbenn.[2]) Aber nun schlahent sy gelait darauf und auf die strassen und nement, was in werden mag. Man sol es abtůn, wenn es ist wider got und alles recht. Item man verbant auch die wasser, die irn gang mussent han, die allen landen dienent, und es niemant wenden mag noch kan, als es got geordnet hatt. Die sollent nun freistan,[3]) die nemlich schiffreich sind, denn allain von pruggen wegen, das sol beleiben in der ordnung der zolle, als vor verordnet ist. Wa aber kain prugg ist über wasser, da sol man kainen zol nemen noch geben. Wa aber sust klaine wasser sind, die sollent auch frey sein in all der welte. Es ist laider darzů komen, mocht man das gantz ertreich zwingen und die wasser, man zwung es. Nun sechen wir wol, wie es got geordnet hatt,[4]) das halt man nit, und seien darwider. Es solten schier unvernunftige tier über uns schreien und růffen; fromen getrewen cristen, nach aller vermanung, die hievor statt, lassent

[1]) Das Recht der Bannlegung artete selbst bei kleinen Grundbesitzern des Klerus und des Adels schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts in das Recht aus, auch für Holz und Viehtrift Taxen zu erheben. Vgl. Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben I, 473 ff. und Zeitschrift f. Soz.- u. Wirtschaftsgesch. I, 226.

[2]) Also Hochwald und Wildbann soll nur noch zu Recht der Herren stehen.

[3]) Als Städtebürger vertritt unser Verfasser das Interesse des Kaufmanns, der die finanziellen Zölle oder die „ungerechten" Zölle damals sehr zu beklagen hatte.

[4]) Wohl nach „kaiserlichem Recht" wie oben bei den „Zöllen". Er meint damit den einem Augsburger Kanzlisten besonders geläufigen Schwabenspiegel. Dieser verbietet ebenfalls das Zollnehmen ohne die Gegenleistung eines Brückenbaues. „Wer uber land fert und mag er on bruek gefaren, in sol niemand zolles an muten." Vgl. Koehne N. A. XXXI, 225.

euch zů hertzen gan alles groß unrecht, werent es ist an der zeitt, ee das es got schwarlich reche.

## 9. Kapitel.

## Von dem ritterlichen stat.

Man sol auch mercken umb ritterlichen statt, es seien gaistlich ritter oder weltlich. Man sol wissen, wie des ersten ritterschafft aufgestanden ist. Der erste kayser, der ye was, hieß Mimus,[1]) der Trier[2]) bawet und Solotern. Als er kaiser ward, was wol sibenhundert iar vor Cristi gepurt. Als der nun mit seiner kraft das kaisertum nicht regieren noch behoupten mocht, da macht er an allen stetten ritter, hieß und gebott, das man vor ainem yettlichen ritter ain stab tragen solt zů ainem zaichen, was er gepuite in des kaisers namen, das auch das kraft haben sol. Des schworn auch alle ritter, da sy ritter gemacht wurden und solten darumb leib und leben strecken. Also bestond nun der kaiser woll und regiert erlich. Das bestond nun alsò bis auf die stond, das Constantinus der groß kaiser ward, der da aussetzig ward, den der bapst Silvester rainget und schon machet in dem tauf. Do er da dem papste ze fůß viel und von der hand als ertrich gab in sant Silvesters hand, do aber in der pabst wider ze kaiser macht und empfieng den kaiserlichen gewalt von dem pabst in lehensweis und als ain stathalter und schiermer des hailigen cristenlichen glawbens und gab in sein hand das weltlich schwert, da ward von in alle ordnung der kirchen und weltlich recht gesetzt und gemacht. **Da wurden deñ die hailigen reichstett geordnet und gefreiet, wa stand sy geschriben hailig, wann in ward empfolhen alle gerecht**

[1]) Ebenso leitet der „oberrheinische Revolutionär" (Haupt, in Westdeutsche Zeitschrift f. Gesch. u. K., Ergänzungsh. VIII, 162 ff., 1893; Goldast emendiert „Ninus"; Ninus und Semiramis sollen ja Babylon gebaut haben) den Ritterstand von Mimus ab, wohl in Anlehnung an unsere Schrift oder aus gemeinsamer Quelle.

[2]) Das hohe Alter von Trier steht fest, ist hier aber fabelhaft ausgeschmückt. Es hat eine bedeutende Stellung in der Publizistik, wohl weil es durch Athanasius frühe geistlicher Mittelpunkt Westeuropas geworden ist. Deshalb wurde es schon von Jardanus von Osnabrück gefeiert als eine Gründung des Äneas in seiner Schrift „de praerogativa" und vom Oberrheinischen Revolutionär in seinen Trierer Statuten, als sei es von Japhet schon gebaut. Haupt a. a. O. S. 143.

**sälikeit und ward die cristenhait durch sy gestercket und wurden in gaistliche und weltliche recht empfolhen als dem kayser das reich, als sy noch heut beytag dem hailigen reich verpunden sind bey aiden und eren zetůnd.**[1]) Da wurden die ritter erst recht gesetzt und gemacht und sachend an, das die vordern kaiser on die ritterschafft nicht mechten gewaltiklichen regieren, und bekanten, das die ritterschaft vast nutz was. Do wurden sy gewirdiget und bas erhocht dann vor. *Denn* vor trůg man in ain stab vor, da ward aber geordnet, das sy solten gold tragen und solt man in ain stab vortragen aufrecht embor zů ainem zaichen, das sy schiermen und gepieten sollent, das zů der hoche der hymel gehört, und dabey alles das, das da unrecht funden wirt, das wider die **hailigen kirchen** ist oder wider das **hailig reich,** und dabey schierment alle recht bis an irn tod an reichen und armen, an wittben und waysen.[2]) Und wenn ain ritter sein ritterlich er hielt, so konde man in nit woll verbreisen. Nun hand sy sere abgelan und tond gar blintlich zů der grossen verfalnuß alles rechtes an gaistlichem und

[1]) Dieser Abschnitt ist eine Kontamination aus Geschichte, Sage und eigenen Phantasieerzeugnissen des Verfassers, dessen Persönlichkeit aber deutlich dahinter hervorschaut. Wir sehen hier, wie populär die großen kirchenpolitischen Fragen des Mittelalters geworden sind. Die Konstantinische Schenkung mit ihren kirchenpolitischen Folgen ist schon wiederholt vom Verfasser als frühester auch jetzt wieder normgebender Akt in den Vordergrund gerückt worden. Die hohe Bedeutung Konstantins und Sylvesters I. hat er wohl aus dem Schwabenspiegel, vgl. oben die Stellen, ebenso die Schwertertheorie ebendaher (Goldast a. a. O. S. 32, Vorrede). Auch kennt unser Verfasser die Theorie päpstlicher Publizistik, daß die Kaiserkrone ein Lehen des Papstes sei. Aber die Spitze der ganzen genetischen Erörterung ist doch der Beweis, daß die Freiheit der Städte so alt ist wie das Kaisertum selbst; beides wurde vom Papst Sylvester I. geordnet. Beide, Kaisertum und Reichsbürgertum, haben nun gleiche Machtsphäre über „geistliches und weltliches Recht". Das Rittertum ist zwar schon vor Christi Geburt, aber auch zur Unterstützung des Kaisertums gestiftet worden, deshalb sollen die Ritter den Städten nun helfen, wie einst den Kaisern, das „Unrecht zu durchbrechen", d. h. die Reform des Verfassers durchführen. Wir merken die Absicht, der Verfasser ist ein Städtebürger und stellt sich als „litteratus" entsprechend seiner Zeitanschauung mit dem Adel auf eine Stufe (vgl. Einführung); er nennt sich Graf Friedrich von Lantnau. Da er sich außerdem den Titel des damals vielfach erwarteten Reformkaisers, Priester Friedrich, beilegt, gestützt auf die niederen Weihen, die er als Lizentiat und Stadtschreiber haben mochte, so nennt er hier die Priester „gaistlich ritter". Er rechtfertigt also hier seine Usurpation und will damit auch die Ritter auf seine Seite ziehen. Vgl. noch das unmittelbar Folgende.

[2]) Nach echt mittelalterlicher Anschauung ist der Ritter der öffentliche oder Staatsanwalt für alle Unterdrückten und Notleidenden.

an weltlichem statt. **Nun sollend sy doch erkennen, wie sy veraint sind mit den reichstetten**[1]) pey aller freihaite berâbung, das sy wachend, wenn es tût not. **Das gaistlich recht ist kranck, das kaisertûm und alles, das im zû gehört, statt ze unrecht, man mûß es mit kraft durchprechen, das auch sein mûß. Wend die grossen schlaffen, so mûssent die clainen wachen, das es doch ye gan mûß.**

Als ir nun gehord hand der weltlichen ritterschaft örden, so sollennd ir wissen von den gaistlichen rittern. Es sind die priester gaistlich ritter;[2]) als alle weltliche recht den weltlichen rittern empfolhen sind in leib und gût, also sind in die selben empfolhen, durch die sy ir selen streckent und tag und nacht durch der selle hail wachent und verhütent. Als Cristus, der auch priester ist gewessen, durch seine schäflach gestorben ist darumb zû ainem zaichen, so sol ain priester trey farbe tragen. Des ersten sol er schwartz tragen zebekennen diemût und rechte pledikait dyser zeyt und tödlich leben. Er mag auch weyß anlegen zû ainer bekantnuß ains rechten lautern lebens: auch mag er grau tragen zebekennen ain haimlich getrukt leben. Auch blaw, in rechter emsiger stätte zeleben on alles abstan ains säligen lebens.[3])

## 10. Kapitel.

## Von der artzatt ordnung.

Item man sol auch wissen von der artzatt stant, die halb gaistlich und halb weltlich sind, als recht doctores in der hailigen

[1]) Tatsächlich hat gerade Sigmund die Verordnung im Jahre 1422 erlassen, daß die Ritter des ganzen deutschen Reiches sich verbinden sollen, und zwar sollen sie „auch Reichsstädte in ihren Bund aufnehmen". Vgl. Fellner, Die fränkische Ritterschaft von 1495–1524 (1905), S. 84.

[2]) Es ist hier das fortwährende Bestreben des Verfassers zu beachten, sich als Usurpator zu strecken. Einmal mußte das hohe Alter der städtischen Freiheit und die hohe Bedeutung der Reichsstädte selbst auf die gleiche alte Stufe des Kaisertums und Rittertums gehoben werden, weil der Verfasser als Reichsstädter seine Rolle als Reformator legitimieren will. Jetzt sind die „Priester gaistlich ritter", damit der Verfasser als städtischer Kanzleibeamter mit den niederen Weihen (weiter geht sein Priestertum nicht) an den Adel heranreichen kann. Der Verfasser will ja Graf Friedrich von Landnau sein. Zu dieser Streckung seiner Persönlichkeit berechtigt aber gerade wieder seine Zugehörigkeit zur Kanzlei, zu den „literati". Vgl. Einführung.

[3]) Statt drei Farben sind es vier geworden. Sie sind scheinbar ohne Bedeutung und bloße Spielereien der Phantasie des Verfassers. An die Farben der Meßgewänder und der sonstigen Tracht der Priester ist wohl zu denken, aber nicht an geistliche Ordensritter oder Ordensleute.

kunst visica. Der statt sol also sein; was ain selartzat, das sind priester mit der theology, die die verwunten sellen artznieren und gesund machent von sunden, das sol aber der maister mit seiner kunst tûn leiplich. Er sol bekennen den leiblichen gepresten in drey weg. Den gepresten des hertzen, das ist der stûl des lebens, an dem alle glider kraft empfahent. Er sol bekennen die camern[1]) des howpts bey dem hiern. Er sol bekennen die begird der leber, wenn in den ligent verborgen alle presten, die sol er haylen. Also ist er weltlich. Aber wenn er gaistlich ist, so lert er in heusern und auf der straß, das er tûn sol, als in seiner ordnung statt, gott zû bekennen und recht zetûnd als der priester in der kirchen. Das es war sey, das sol er mercken bei seinem claid. Es sol lang sein bis auf die erden ordenlich als priesterclaid; das bezaichnet gaistlichen stand; es sol auch lang, weit ermel haben gefutret mit ainer andern farb, bezaichnet weltlichen stant.

Item es sol auch gewonlich in yeder reichstatt ain maister artzat sein, der sol haben hundert guldin gelts. Die mag er niessen von ainer kirchen,[2]) das ward geordnet in concilio lugdinensi, also das dennocht die kirch kainen gepresten hab und bestand in der ordnung, als vor stant, und sol mengklichen ertznien umb sunst den armen und reichen, und sol sein pfrond verdienen ernstlich und trewlich. Wol was man kostlich ding auß der appendeck han mûst, solt man bezaln, aber von den armen sol man nichts nemen, darumb das er sein pfronde nüsset. Wann gotlich ist, gotsgaben mit dem armen zetailen; aber die hochen maister in visica die schlahent nun den geitz hoflich betrogenlich, sy dienent nyemant umb sunst. Darumb farent sy in die hel. Si werbent ettlich nicht dester minder umb pfronden und niessent die unverdient; besech man, das man kainen artzat mer pfronden laß niessen, sy sweren dann lauter die ordnungen zehalten, die vormals in den concilien geordnet sind.

[1]) Nach Boehms Vorschlag emendiert.

[2]) Also wie ein Pfarrer soll er aus dem Kirchengut eine jährliche Besoldung erhalten, wohl weil der Arztstand noch halb geistlich und halb weltlich war. Übrigens werden zu den Studierten, die nach der Ansicht des Baseler Konzils eine Berechtigung auf ein Kanonikat haben, auch die „doctores in medicina" gerechnet. Vgl. Hefele, Konziliengeschichte VII, 662.

## 11. Kapitel.

## Von dem gericht und recht sprechen umb aigen und erb.[1])

Man sol auch wissen von der gericht wegen und das recht zesprechen umb aygen und erb und umb das plůt. Des ersten ain richter, es sey in fursten, herren, stetten lendern, sol sein ain unverlaimbter man, das er nit sey ain wůchrer, ain furkaufer und ain eebrecher. Wer der aber belaimdet wär, der ist nit wurdig den stab am rechten furn noch haben. Wär aber, das dhainer in ainem *sollichen* richtend wurde, was under seinem stab verrichtet wurde, stönd craftlos und mag man das recht abschlachen, es wär umb aygen oder um erb oder über das plůt. Desselben gleich urtailsprecher, fursprechen, alle gemainklich sollent des ainig sein und unbelaimdet. Man sol an allen gerichten gar aygenlich verhütten bei berawbung des gerichtes freyhait, wa es furkom von ainem, dem das gericht gericht hette, das im mißfellig wär und beweissen möcht, so sol das gericht sein freihait verlorn han, und mag der sein sach ziechen frölich an ain ander gericht, da man auch richten sol und antwurtten bei pen der sach.

Item man sol in allen howptgerichten, da man über das plůt richten mag, hann ain kayserlich rechtbůch, das man recht richte nach recht und nyemant unrecht beschech. Das sol beschehen mit dem zug. Wen beduchte, das im mit der urtail zekurtz beschähe, sol man ziechen fur ain kayserlich bůch,[2]) so mag nyemant unrecht beschehen und wirt auch des gerichtz entladen.

Item man sol alle iar das gericht newlich besetzen in der masse, als vor staut. Item man sol vor allen gerichten, die weltliche gerichte sind, nichtzit anders richten, dann das in des kaysers freyhait gehört, kain gaistliche sach, die in päbstliche recht gehörent, wann yetweders sein sunderliche freyhait und recht hatt, die der kayser von empfölhens wegen ains pabstes schiermen sol mit dem swert, wa das gaistlich ze kranck wär.

---

[1]) Vgl. meinen Aufsatz in Deutsche Geschichtsblätter IV, 206.

[2]) Unter dem „kaiserlichen Rechtsbuch" wird ein Augsburger nichts anderes als das auch dem Verfasser bekannte Land- und Lehenrecht des Schwabenspiegels verstanden haben. Vgl. Homeyer, Die deutschen Rechtsbücher (1865) und in Abhandlungen der Münchener Akademie (1901), S. 603. Koehne, N. A. XXXI, 224.

Item hatt ain gaistlich man ainen weltlichen man anzesprechen um aigen oder umb erb, so sol der gaistlich im sein sach lassen entschaiden gegen dem weltlichen vor einen ratt, es sey mit recht oder mit *mynn* darumb, das der gaistlich nit müsse stan vor dem weltlichen stab. Desselben gleich, hatt ain weltlich man ainen gaistlichen an zů sprechen, so sol es entschaiden werden vor den gaistlichen richtern, also das der weltlich mit dem rechten oder mit der *mynn* verricht werde on clag.[1]) Wär aber, das in den rechten yetwederm tail ze kurtz beschach, des in ducht, so mag man die sach ziehen fur ainen gaistlichen maister und ainen weltlichen weysen, die darzů benempt werden, die urtail zů entschaiden.

## 12. Kapitel.

## Man sol niemant bannen um geltschuld.

**Item man sol niemant umb kain geltschuld bannen umb kain gůtt noch die kirchen verschlahen.**[2]) Es ist schädlich, das man gots dienst hindert von ainer[3]) oder zway person. Umb kirchen berauben, sacrilegi in seinen gestalten, und offen wůcherer und eebrecher und gotsschmächer, die sol

[1]) Der Grundsatz des Verfassers von der Scheidung des Geistlichen vom Weltlichen ist auch hier gewahrt, ohne daß, wie Koehne meint (Zeitschrift für Sozial- u. Wirtschaftsgesch. a. a. O. S. 398), „ein geistliches Standesbewußtsein hier hervorleuchtet". Echt mittelalterlich wird hier nur die Priorität des Geistlichen vor dem Weltlichen anerkannt, ja ihr dadurch sogar die Spitze abgebrochen, daß der Geistliche zwar nicht vor das weltliche Gericht, aber vor „einen Rat" gestellt werden soll und daß schließlich vor einem gemischt besetzten Gerichtshof die Klage entschieden werden kann. Vgl. auch Egerer Reichstag, Ratschlag der Fürsten in Reichstagsakten, Bd. XII, Nr. 93.

[2]) In der 20. Sitzung des Baseler Konzils wurde über ungehörige Anwendung des Interdikts verhandelt und bestimmt, daß wegen der Schuld einer Privatperson nicht das Interdikt auf den ganzen Ort gebracht werden dürfe. Hefele, Konziliengeschichte VII, 594. Dieses Dekret wurde ebenfalls in die Akzeptationsurkunde vom März 1439 aufgenommen und ist nach deren Ausführungsbestimmung hier erläutert worden. (Ebenda S. 593.) Oft wurde in wirtschaftlichen Fragen von der Geistlichkeit mit dem Banne, einem geistlichen Zuchtmittel, vorgegangen. Vgl. Boos a. a. O. 1897. II, 238 ff. und Hegel, Verfassungsgeschichte von Mainz. 1882. S. 40. Diese Beispiele ließen sich sehr vermehren.

[3]) So war die Kollegiatkirche zu Bonn im Jahre 1480 dem Interdikt verfallen, weil ein Laie den anderen tödlich verwundet hatte. Vgl. Armin Tille, Übersicht über den Inhalt der kleineren Archive der Rheinprovinz. 1898. III, 136.

man bannen und auß aller gmainsami schlahen. Das sol das gaistlich recht pillich tůn und sol das weltlich recht darzů helffen. Wa man aber somlich schiermen wölt, so mag man wol kirchen verschlahen und gots dienst niderlegen, wenn man so schwarlich wider got tůt. Item man sol umb söllich übel, als vor statt, des ersten manen in acht tagen, von der sund zelassen, darnach aber zů dem andern troen mit der benne, am dritten bannen, am vierden die kirchen verschlahen. Also sol man es halten, so wirt die sund underdruckt.

Item ain bischoff[1]) mag sein pfafhait wol laden und bannen umb ir unrecht, ob sy überträtten, aber nicht umb geltschuld, als sy vil und dick stuiren auf sy legent und pieten in, das sy in stewr gebent, und bannent sy umb sach, da sy nichts umb gebunden sind. Davon oft vil übels uffstatt mit grossem unrecht. Die bischoff bedurffent kainer stewr mer zenemen, sy bedurffent nit mer kriegen mit kainem; die lehen von in gehabt hond und in gebunden warent, die sollent nun dem reich mit iren lehen gehorsam sein; bischoff sollent got dienen.

## 13. Kapitel.

## Von insigeln.[2])

Nun sol man merken von den insigeln. Man sol wissen, das es war ist, das in gaistlichen und weltlichen stat alle ding, vervestnet und bestättiget mit dem insigel, alle warhait bezaichnent. Wenn, was verbrieft und versigelt wirt, das sol war sein und solt auch also sein. Aber ains, man sicht vil und dick, das man großlich wider versigelt brieff redt und tůt; es ist aber von angende nicht also angesehen; sy sollent statt und vest sein; brief und insigel sind bey ayden erkent, darumb sy auch bestan sollent; sy sind baide die lauter warhait der sachen, und meniglich umb die warhait nympt man nun gelt anzehencken swarlich.

[1]) Vgl. dazu oben Kapitel vom bischöflichen Stand. Das ganze Kapitel gehört sachlich zum geistlichen Stand; jedoch hat es gerade hier seine Stelle, um anzuzeigen, wie sehr der Mißbrauch der geistlichen Zuchtmittel in den Städten empfunden wurde.

[2]) Der Schwabenspiegel hat ebenfalls ein Kapitel (nach Goldast cap. 383, S. 112): „von insigeln merk hie also". Eine Übereinstimmung zwischen beiden Autoren ist nicht zu entdecken.

Das ist offner wûcher, denn man sol kain warhait verkauffen, wenn ain sach *gericht* und geschlicht wirt, so sol es mit dem insigel bestättiget werden. Die bischoff verkauffent und versetzent yetz ire insigel, und schlecht man auf die insigel alweg und schätzens, und gatt recht umb die insigel, als umb zölle: wer es besecklet, ist offner wûcher. Darumb, ir bischof, reichstet, herren, wie sy genant seyen, besehent, das ir kain gelt von insigeln nement bey berâbung des sigels freyhait, nement umb rechte warhait nichtz.[1]) Das ist got lieb und ist recht. Jhesus Cristus ist die warhait, der hat gevestnet den rechten gelauben mit der geschrift seiner menigfaltigen wunden und versigelt mit seinem menschlichen tod, alles umbsunst. Also stiften und bawen sollen wir die warhait auch umbsunst.

Item es ist auch ains, yedermans wil insigel han und mainent auch groß er dadurch han. Es ist nit zimlich. Die menge der sigel hatt sy unglowplich gemacht in des pabstes hoff und in der hochen fursten hoff. Die kerent sich nun mer an die instrument denn an die insigel. Was treffenlicher sach ist, die werden nun all verinstrumentet; nun sind die kaiserlichen schreiber auch nit als gantz und als recht, als sy swerent. Des empfint man woll an den instrumenten, die von den clostern gen hoffe geschickt werdent. Da sy die kirchen incorporrieren, do schreibent sy in die instrument ir clag und ire gepresten, das eytel luge sind, und gelaupt man den instrumenten und damit so hand die closter ain gang gehan und ist got und die welt betrogen menig iar. Es sol, ob got wil, enden; got sol und mag sein nicht mer vertragen. Man solt notary und sy lauter abnemen umb das groß übel, das durch sie ergangen ist. Man sol wissen, das man das lauter abtûn sol, das closter mit kainem insigel mer versigeln sollent, denn was irin orden oder des ordens

[1]) Dieses Kapitel geht wiederum auf die in die Akzeptationsurkunde aufgenommenen Dekrete zurück, nämlich auf das Dekret der 21. Sitzung (Hefele a. a. O. S. 596 f.) über das Verbot der Annaten. Dabei wird auch bestimmt, daß für die Sigillierung der Bullen nichts bezahlt werden soll. Der Verfasser zeigt sich aber auch hier wieder in einem besonderen Lichte, indem er auch die Sigillierung der Dokumente von Reichsstädten an früherer Stelle und dann erst die von Herren ins Auge faßt und sie demselben Modus unterwirft. Es ist der interessierte Städtebürger und Kanzleibeamte.

person anrueret, und anders nichs; **kain weltlich sach sollent sy mer versigeln, noch kain gaistlich person. Es sol sich lauter in alweg schaiden das gaistlich und das weltlich,**[1] als es lauter was von angende von unsern vordern geordnet und die recht weysent noch heut bey tag.

**Item es sol in dem weltlichen statt ain yecliche reichstaut zway insigel han:**[2] das ain sol lutter das reich angehörn, das haisset secretum sigil, darumb das man das mit versigelt, das haimlich dem reich zůgehort zetůn, als ain reichstat der andern verschreiben wurd umb des reichs sachen. Das ander insigel sol aber der statt zaichen han und damit sol man der statt sachen versigeln und *auch* des reichs sachen.

## 14. Kapitel.

## Ain politten.[3]

Item man sol auch in allen reichstetten ain klain bitschaft han, das sol ligen hinder ainem getrewen enmitten in der statt, da man es alweg gevinden můg. Der sol bullitten geben allen fromden leutten, sy reitten oder gangen, es seien fräuen oder man, niemant außgenomen; die sol man fragen, wannen sy komen, wa sy hin wollent und sollen zaigen das bullit, das in geben wirt, in der nechsten statt. Die bullit nympt man in ab, und geit man in dann ain anders zů der statt, da er hin wil mit der statt geschrifft iren namen. Man kann kain nutzer sach vinden dem land und den stetten, wann vil unrechts wirt kunt den steten dardurch. Menger empfurt ainem sein aigen gůt oder ainem sein weib durch[4] pöze bottschaft, das dick und vil geschicht. Es verhüt diebstal und alle arghait, das tůt, das er ain zaichen pringt von sein außgang und zaichen pringen můß von sein widergan.[5]

[1]) Die Bedeutung dieser Worte erkennt man aus der Einführung oben.

[2]) Die Insiegel der Reichsstadt werden besonders hervorgehoben und allein ausführlicher Besprechung gewürdigt!

[3]) Soviel als Paß. Auf dem Städtetag zu Nürnberg wurde über das Geleite geratschlagt; vgl. Einführung.

[4]) Von mir so emendiert statt: „oder * aige * pöze bottschaft".

[5]) Ein sehr fortschrittlicher und modern klingender Vorschlag, der bei seiner Verwirklichung den polizeilichen Sicherheitsdienst sehr erhöht hätte.

## 15. Kapitel.

### Ain statschreiber sol publicus notarius sein.

Item man sol auch in allen reichstetten ain statt-schreiber han, der notarius publicus sey, wa es notturftig wurd, instrument zemachen, das er sy machte, das man kainen andern sůchte oder sůchen můste, wann in ist höcher zů trauen denn den andern. Wenn ir als vil ist, so ist auch vil schadung geschehen; man hatt ir gnůg mit aim in ainer statt.

Item es sol kain priester weder stattschreiber noch notari sein, es gehört lauter irm statt nit zů, als ir doch in vil stetten ist.[1])

## 16. Kapitel.

### Es sollent sein vier vicari des reichs.[2])

Nun ist auch zů gedencken die allernutzest ordnung umb frid[3]) und rechte gemainsami zehaben under herren und stetten und auf dem land. Wir sechen dick und vil, wol das umb liederlich sachen groß krieg aufstand und lander und stett verweyset werden swarlichen. Wie man das leichtiklich verhüte, sol man hören. Man sol verordnen, das seyen vier vicari des reichs, da ain yeclicher des reichs gewalt haben sol und ain banner von dem hailigen reich inne hab. Die sollent sitzen in den vier tailen der cristenhait, als ain furst von Oesterreich in ainem tail, ain herr von Mailand in dem ander tail, ain herr

[1]) Wir ersehen aus diesem Kapitel, daß die Interessen des Stadtschreiberamts sogar den Geistlichen gegenüber scharf gewahrt werden; es sind eben die Standesinteressen des Verfassers selbst. Vgl. oben Einführung S. LIII. Wer so überall in der Schrift die Einschränkung des geistlichen Berufes, ja der geistlichen Würde fordert – es sollen ihr ja das Reichsfürstenamt und alle Regalien genommen und diese gerade auf die Städte übertragen werden —, nähme als Geistlicher seine Standesinteressen schlecht wahr. Der Verfasser aber als Städtebürger und Stadtschreiber versteht sich auf seine und seiner Mitbürger Interessen sehr wohl.

[2]) Vgl. dazu die Reichstagsverhandlungen zu Eger in Deutsche Geschichtsblätter IV, 208.

[3]) Die vom Verfasser warm vorgetragene „Friedensidee" und das damit verbundene Schiedsgericht klingt sehr modern, ist aber in seiner Zeit begründet. Das Baseler Konzil schon betrachtete es als eine seiner drei Hauptaufgaben, unter den Völkern Frieden zu stiften. (Hefele, Konziliengeschichte VII, 446.) Im übrigen spiegeln sich hierin die mannigfachen Bestrebungen Sigmunds um den Landfrieden. Der Verfasser will ja selbst unter dem Namen Friedrich alle Welt in Frieden setzen, also die ganze Christenheit, wie er auch hier plant, befrieden.

von Saphoy in dem dritten tail, ain herr von Borgoni in dem vierden tail.[1]) Was stöß oder mißhellung von herren und stetten yendert aufstönden, das sol fur si gebracht werden, die dem allernächsten under den vieren gesessen sind, im die sach furlegen und nach clág und widerred die entschaiden und übertragen mit recht oder fruntschaft mit der mynn. Wär auch, das die sach in der minn oder mit dem rechten nit ainen gang haben wolt, welcher tail darvon trätt, auf fravel stan wolt und sich des rechtens übersechen wolt, so sol der mit kayserlicher gwalt stetten und herren schreiben und gebietten, über den zů ziechen und in zů schedigen und under zů drucken und alle, die im das helffent. Wäre auch yemant, der dem andern absait, als yetz gar gewonlich ist und die recht außschlůg, der sol mengklich erlaupt sein sein leib und gůt und sol in nichtz schiermen. Hatt ainer vil land und hilff zů kriegen, da sollent all helffer in gleicher erlâbung stan leibs und gůts. Wann auch fursten, herren, freyen, ritter und knecht außschlůgen recht und minn und nach irem haubt leben wolten, die sol man vachen und sy mit irem widerteil richten, wölten sie aber mutwillen, wer in da beystendig zů unfriden wer, sy seßen joch in irn zwingen und bennen, **die sollent den reichstetten empfolhen sein. Wär ouch, ob yemand dem andern ain huß prande, das sol ouch den reichstetten empfolhen sein, das land oder die zwing zů gwinnen und dem reich sweren und dienen.**[2])

## 17. Kapitel.

## Das man fried mach.

**Item ain reichstatt haut die andern zemanen pey der penn aller ir freyhait berâbung,** ob sy der ermanung nit

[1]) Koehne (Zeitschrift für Sozial- u. Wirtschaftsgesch. a. a. O. S. 400) stößt sich hier besonders an den vier Schiedsrichtern, die mit Ausnahme Österreichs Nichtdeutsche seien. Das mag vielleicht auf des Verfassers nichtdeutscher Quelle beruhen. Peter Dubois hat auch ein ausführliches Programm über ein Schiedsgericht entworfen. Vgl. Scholz, Die Publizistik zur Zeit Philipps des Schönen und Bonifaz' VIII. (Stuttgart 1903) S. 394.

[2]) Bei dem ganzen Vorschlag nehmen die Reichsstädte eine deutlich erkennbare Vorzugsstellung ein. Zu den Ungehorsamen werden nur die Fürsten und Adligen gerechnet, und gegen sie haben die Reichsstädte an Reiches Statt allein zu prozedieren, auch gegen die Helfershelfer der Friedensstörer. Der Verfasser schreibt ganz aus dem Bewußtsein eines Städtebürgers heraus.

gnûg wären. Ir fursten, ir herren, wie yeclicher in seinem statt sey, ich ermane euch bey des reichs hulden, desselben alle stett, niemant außgenomen, bey der hailigen cristenlichen ermanung, das ir verhütent all krieg zů wenden, frid zů haben.[1]) Wer die ermanung übersicht, der sol kain getreuer cristen gehaissen sein noch ensol sein stamm kain freyhait noch lehen von dem reich nimmer gewinnen, er sol stan under den cristen als ain haiden und falscher cristen.

## 18. Kapitel.

## Wie man das furkouffen furkomen sol.

Man sol auch wissen, das notturftig ist der gmainen cristenhait, zů versorgen umb alles verkauffen, es sey wein, korn, fleisch, smaltz, allerlay gemuß, was man niessen sol. In ainem land gerätt das denn, in dem andern da vindet man mangen, der darauf sicht und furkauft; so es im fuglich ist, so schlecht er ungewonlich gwinn darauf und dringet arm leut, das nun dick und vil nichts wachsset, das der hagel kömpt,[2]) schlachent ungewitter, wassergussen, was die element in irm gewalt hand. Die element rechent durch unser sunnd gottes gerechtikait, das die übersehen werdent, nun an der frücht berâbung, nun an hagel, nun an wind; dann so die frucht warm solt han, so hatt sy kelte; das gend nun die vier element zů ainem rechten gericht und straffung. Wenn nun söllichs kompt, so erschrecken wir, wir haissen die gloggen leuten.[3]) Es ist gůt zů ainer ermanung. Ermanetten wir aber unser vernunft und bekanten die swäre der sund und was schadens darvon kompt, das wär das obrost gleut. Sicher uns dienten die element zů allem hail. Es spricht sant Augustinus: Sund verunrainet das ertrich. Nem man sein war, wa ain todsunder gatt über ain frucht, sy nympt ab und mag nit die frucht noch naturlich werden. Wann wir nun in kauffen

[1]) Die erste öffentliche Sitzung des Baseler Konzils hatte den „Frieden unter den Völkern" als Gegenstand der Beratung. Vgl. Hefele VII, 446.

[2]) Nach dem Vorschlag Boehms emendiert.

[3]) Die Schilderung von Mißernte und Hagelschlag paßt gut auf die kurz vor der Abfassung unserer Schrift (1439) nachweisbaren Tatsachen der Jahre 1437 und 1438, als ebenfalls Mißernte und Hungersnot in Augsburg eintraten. Vgl. Koehne, N. A. XXIII, 728 f.

schätzen unsere nächsten gesichtiklich und wissenlich, so bricht er das bott gottes und ist ain todsund.[1]) Das ist nun als gmain worden, das mengklich todsund auf im hat, das ist nun zů furchten mit dem gwalt gots, was uns rechter frucht naturlich frucht wachssen sol, ist unnaturlich.

Item es ist auch ain ander gericht; was der mensch mit pösem verkouffen, mit aufsatzen, mit wůchren, mit rauben hatt und in ankompt, das mag nit naturlich verzert werden. Es muß aintweders verstolen werden oder verprunen oder an dem pett in kranckhait verzert werden. Wirt es ioch verzert, ob es die natur enthielt, so můß es von im brechen oder erschwitzen.

Diß alles zů versehen, so sol man in ainer yeclichen reichstatt von yettlichem hantwerck ain wysen fromen man welen und die alle haissen sweren leiplich zů got und den hailigen, nach der fruchte iarganck überschlahen umb korn und wein und umb alle ander ding, das ässig sey, das der pawman und rebman bestan mugen bey ir arbait und yeder hantwercksman bey seinem lon bestan mug, dem schnyder seinen lon setzen, das selbe einem yeclichen hantwerck, dem tagwercker sinen sumerlon von sant Jorigen bis zů unser frauentag ze herbst, und denn auch den winterlon.

Item auf den suntag vor aller hayligentag sollent, die diß verordnen sollent, zesamen sitzen und verordnen bey irn aiden, niemand ze lieb noch ze laid. Die ordnung sol auch bestan das iar bis auf den tag widerumb.[2])

[1]) Der Verfasser vertritt hier eine echt mittelalterliche Anschauung und ist frei von Radikalismus, wenn er das „fürkaufen" oder Aufkaufen als Sünde bezeichnet. Dem Mittelalter war jeder Zwischenhandel verhaßt, es wollte den möglichst direkten Verkehr zwischen Produzent und Konsument. Auch ist diese Anschauung kein spezielles Zeichen für einen Pfarrer als Verfasser. Denn selbst Koehne führt einen Laien und Zeitgenossen unseres Verfassers, Eberhard Windecke, an, der die Ansicht mit unserem Verfasser teilt. (Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte a. a. O. S. 390.) Koehne verweist auf Altmann, Ebh. Windecke, Denkwürdigkeiten, S. 324, § 343. Merkwürdigerweise finden wir bei beiden Männern wiederholt eine auffallende Übereinstimmung charakteristischer Gedanken.

[2]) Diese Bestimmungen sind ebenfalls nicht radikal, sondern ähnliche sind in Theorie und Praxis schon seit 200 Jahren in den Städten ausgeführt worden (Koehne, ebenda S. 390 f.). Die etwas schroffen Forderungen des Verfassers sind vielleicht durch die Mißernten Ende der 30er Jahre in Augsburg zu erklären, die damals einen argen Kornwucher in der Stadt hervorriefen.

## 19. Kapitel.

### Das man den pfuntzoll geben sol.

Item man sol von allen kouffen den pfuntzol geben und pillich nemen von yedem pfunt zwen heller, was man verkauft; das sol den zůgehören, die zů der statt nutz geordnet und erwelt werdent und reitend oder gand botten von der statt oder land nutz geschickt werdent. Darzů sol der pfundzoll behalten sein und des erwarten, wenn man sein bedörff, das man in hab. Dysen pfuntzoll mag man bey der statt grossen půß zichen, das sol sein zechen pfunt gemainer landeswerung, wer es überträtt und verschlůg.

## 20. Kapitel.

### Das ain yede reichstatt mag burger aufnemen.

Item als auch yede reichstatt die freyhait hatt, burger zenemen, das sol bestan von recht, wann es ist von angende angesechen von des hailigen reichs wegen, das sy das starckten[1]) von tag ze tag,[2]) was wider das haylig reich wolt sein. Darumb, die burgerrecht an sy nement, sollent setzen ain gewiß underpfant, das da haisset ain vardel[3]) in der statt, es sey ein hauß oder hoffstat oder darauf gekauft ain vardel: das statt geschriben in ainem fardelbuch;[4]) und umb das burckrecht und der statt freyhait sol er geben drew pfunt gemainer muntz und das sol behalten werden und an der statt nutz gekert werden. Deñ sol er sweren mit drey aufgereckten vingern, vor an dem reich[5]) und an der statt nutz ze furdern mit seinem

[1]) statt „starckte". Subjekt ist sy. Auch hieraus klingt das Vollbewußtsein eines Reichsstädters.

[2]) Hier ist auch nach Boehms Ausgabe (S. 237) eine Lücke zu vermuten. Etwa: gegen das.

[3]) Koehne hat zuerst diesen Ausdruck richtig erkannt und gedeutet. (N. A. f. ä. d. Geschk. XXIII, 715 und 716). „Vardel" ist ein schwäbischer Ausdruck und bedeutet ursprünglich „Last" und speziell die Last von einem Stück Barchenttuch oder einen Ballen. Da dieses Webergewerbe in Augsburg sehr ausgedehnt war, so wurde häufig als Unterpfand oder Darlehen ein solcher Ballen oder Fardeltuch gegeben.

[4]) So hat Fardelbuch die Bedeutung für Hypothekenbuch erlangt.

[5]) Diese Bestimmung ist neu an diesem Eid. Vgl. den Augsburger Bürgereid im „Augsburger Stadtbuch" (Chr. Meyer) S. 59. Sie zeigt den Verfasser wiederholt als im Dienste und deshalb im Interesse des Reiches stehend.

leib und gůtt. Wenn auch ain vater abgienge, der sun oder töchter hette und begerten ir burgrecht ze ernewren, das mugent sy tůn mit ainem pfunt heller und auch sweren, als vorstatt. Diß hatt bestätigt kayser Sigmund allen reichstetten als ain merer des reichs, der alle freyhait geit und nympt nach der sachen statt.

Item, wer an stetten, die vorbenant sind, das irte oder hindert und burgkrecht werte, der sol in des reichs ungnaden sein, wann er zug gern **dem reich ab, von dem er sein freyhait hatt,** es sey frey graff ritter oder edel, wie sy genant sind; **die herren** bedorffent nit gedencken, das in ir zwing und benn me helffen sollent kriegen. Sy hand bisher auf sölichs gehalten und hand dick krieg aufgetriben umb ain vortantz. **Es sol, ob got wil, auß sein; die klainen sollent erhocht werden und die gwaltigen ernidert;**[1]) das hat Cristus selb geredt in dem ewangeli und propheten in iren epistoln.[2]) Des ersten spricht Matheus,[3]) das ainmal Jhesus sahe **ainen iüngling,** der hieß Marcialis, under den zwelffbotten enmitten und sprach: **Nisi eficiamini sicut parvulus: Es sey denn das ir werdent, als der iung,**[4]) ir mugent nicht komen in das reich der himel. Nun wären die zwölffbotten die zwölff sewl, auf die die cristenhait gebawen ist; dennocht gab er dieß zu ainer figur, das sy sich nit übernomen in iren gewalt und gedachten an die klainen, wolten sy zů himel komen. **Nun sind unser prelaten, cardinal, bischoff mit dem houpte blind worden,**[5]) als da stat geschriben: Excecavit eos malicia eorum. Die pöse

[1]) Deutlicher konnte der Gegensatz nicht ausgesprochen werden als hier. Den Herren, die sich namentlich durch ihr Bannrecht dem Pfahlbürgertum widersetzten (vgl. Deutsche Geschichtsblätter IV, 199), in früheren Urkunden nobiles (vgl. Einführung) genannt, werden die „Kleinen" (humiles) gegenübergesetzt, die Reichsstädter.

[2]) Jedenfalls sind hier die Briefe der hl. Hildegard gemeint. Siehe „onus ecclesiae", Anhang S. 93 ff.

[3]) Matth. 18, 3. Diese Stelle wurde schon von Peter Dubois auf die Laien bezogen. Die Geistlichen oder Pfarrer darunter zu verstehen, widerspricht dem Zusammenhang und der Überlieferung sonst.

[4]) Diese Stelle hat der Verfasser besonders auf seine Person gemünzt, weil er bei der Abfassung der Schrift noch jung war. Daß er unter diesem Jüngling sich versteht, geht aus dem Folgenden hervor, wo er sagt, „der Geist Gottes hat aus mir geredet".

[5]) Hier wird dazu noch der kirchenpolitische Hintergrund angezogen, die Ereignisse am Konzil 1434/35 und die Neutralität (vgl. Einführung).

sind hatt sy erplendet. Nun wirt es gan, als Augustinus spricht. Der ret ains auß dem gaist, als er under dem veigenbom saß; da vielen troppfen ab den veigenpletern uff in. Do sprachen, die das sahen, das im da die **gaistlich weißhait**[1]) eingeben ward, wann er ward damit cristen und ließ sich Amprosius tawffen. Da sprach er: surgent indocti et rapiunt celum et nos docti mergimur in infernum. **Es stand auf die ungelerten und begreiffen die himel und wir gelerten gangen in die hell.** Diß haist wol ain ermanung, wann sicher, got der gaist hat auß mir geredt. Nun spricht daruf sant Pauls ad Thessalon:[2]) nolite spiritum extinguere, prophetias nolite spernere: Nicht lassent den gaist in uns erleschen, die prophecien verschmähent nit. Darumb seien **wir die gemainen**[3]) wol ermanet, unser vernunft und unser verstantnuß zů gůtten wercken pringen. Und was die propheten gesprochen hand, das hand sy nit getan, dann der gaist gottes hatt es geoffenbart, uns in der welt darnach zerichten und gottes manung zů volfuren.

Item man sol mercken, was der prophet, der iunghester[4]) spricht: Surget sacer[5]) **pusillus**[6]) tempore terno et nono et

[1]) Der Verfasser spricht also hier von sich, als sei ihm auf wunderbare Weise „geistliche Weisheit" gegeben worden, er kann sie also noch nicht gehabt haben von Berufs wegen; er zählt sich deshalb gleich darauf zu den Ungelehrten und zu den „gemainen", den Laien. Wir sehen also unzweideutig aus dieser Stelle, daß wir hinter dem Verfasser einen Laien und zwar Reichsstädter zu suchen haben.

[2]) Thess. 5, 19 und 20.

[3]) Vgl. die Bedeutung dieser Worte in Deutsche Geschichtsblätter VII, 238.

[4]) Diese Emendation ist notwendig, formell und sachlich. Vgl. „onus ecclesiae", Anhang S. 82. Ebenso über die Bedeutung dieser Prophetie ebenda. Trotz der letzten Anstrengungen Koehnes (N. A. XXVIII, 739 ff.), diese Stelle für Esra IV (weil die Handschriften iung *hester* haben) zu retten, sind alle diese Versuche gescheitert. Vgl. meine Entgegnung im N. A. XXIX, 504. Es ist vielmehr hier als „jüngster Prophet" der Amberger Prediger Wünschelburg zu verstehen, dessen Predigt in ihren prophetischen Stellen Beziehungen zu unserer Schrift zeigt (vgl. „onus ecclesiae", Anhang S. 83) und die gerade in dem für die Weissagungen in jenen Tagen und für unsere Schrift wichtigen Jahre 1439 gehalten und gerade in Augsburg aufgezeichnet wurde. Wie in dieser Predigt einem „Knaben" eine wichtige Rolle prophezeit wird, so hier dem „pusillus" und in anderen Prophezeiungen einem „kleinsten König" und einem Manne aus „kleinem Stamme". Vgl. Koehne, D. Z. f. Gesch. 1897.

[5]) sacer = Geweihter deutet auf seine niederen Weihen, die die Stadtschreiber oft hatten und die der Stadtschreiber Val. Eber als Lizentiat erst recht haben konnte. Vgl. Historische Vierteljahrschrift V, 473 und D. Geschbl. VII, 237.

[6]) Dahinter steckt wieder der Reichsstädter („humilis") und die Jugend des Verfassers.

reget et *urguet* populos et domnabitur a mare ußque ad mare. Pes suus calcabit turbines, nova fiunt levia, nocentes cremabuntur, plebs exultet, gaudet justicia. Ze teutsch: Es statt auf ain **clainer geweichter,** als man **zelen wirt vierzehenhundert iar und darnach im dreysigosten und newnden iar.** Der wird regieren und straffen das volck und wirt reichsnen von ainem mer bis an das ander. Sein fůß wirt all betrupnuß underdrucken, alle newe die werdent leicht, die schedlichen werdent zerstört und verbrent, alles volck wirt sich fräwen, gerechtikait hat löblichen ganck.[1]) Nu hatt er nit recht geweyßsagt, das spurt man; dysse sach ist gantz uberschlagen von unserm herren dem kaiser.[2]) Das in dem newnden iar diß aufgehen solt, das ist nun beschechen.[3]) **Wann etlich reichstett, die hand erworben in dem vordern iar umb dysse ordnung und mainent auch darzů ze ton.**[4])

Item, man sol auch wissen, als er spricht: ain geweichter clainer stat auf. Es sol niemant wundren. Der erst kunig was Melichisidech und was ain priester. Der kayser von India ist ain priester[5]) und mag kain kayser da sein, er sey dann priester. Under den ist alles hail aufgestanden der cristenhait und[6]) sind in India noch heut die besten cristen. Wer weis, was got wurken wil. Unser her, der kayser můß das ewangelium lesen,[7]) das

[1]) Vgl. über diese prophetische Stelle „onus ecclesiae", Anhang S. 82, und Deutsche Geschichtsblätter VII, 241 f.

[2]) Sigmund ist nämlich schon 1437 gestorben.

[3]) Durch die Veröffentlichung der vorliegenden Reformschrift.

[4]) Das weist deutlich auf die Reformtätigkeit der Städte auf Städtetagen im Jahre 1438 hin und auf den Zusammenhang dieser Schrift mit den Verhandlungen auf denselben. Vgl. Einführung.

[5]) Schon oben hat er mit diesem sagenhaften Kaiser seine Jugend legitimiert, jetzt auch sein Priestertum. Deshalb spendet er auch den Christen Indias das größte Lob. Was aber unter diesem Priestertum zu verstehen ist, zeigt das Folgende. Ohne Zweifel war er bei der Krönung Sigmunds am 31. Mai 1433 zugegen, also in dem Jahre, wo wir wissen, daß er mit Sigmund in Basel und dieser in Augsburg war.

[6]) „so" bei Boehm fehlt mit Recht in der Wiener Handschrift.

[7]) Der Kaiser, der die Krone empfing, erhielt die vier niederen Weihen und tat sogar die Dienste einer der drei höheren, nämlich des Subdiakonats. Vgl. Historische Vierteljahrschrift V, 473 und Diemand, Das Ceremoniell der Kaiserkrönungen (1894) S. 74. Zum Evangeliumlesen ist nämlich nur derjenige fähig, der diese Weihe besitzt. Es ist eben die charakteristische Handlung eines in dem Levitenamte assistierenden Subdiakons. Es verkennt also hier Koehne

gehort im zů von ordnung wegen der cristenhait. Darumb ist er priester und ist dester säliger und mer ze loben dann nicht. Das wir aber wissen ain andre prophecien, die stat geschriben Deutronomij:[1]) In diebus illis, si custodieritis mandata que ego *precepi* vobis et feceritis ea ut dyligatis dominum deum vestrum et ambulatis in omnibus vijs eius adherentes ey, *et* disperdet deus omnes gentes ante faciem vestram et possidebitis eas que maiores et forciores vobis sunt. Omnis locus, quem calcavit pes vester, vester erit; a deserto et lybano et flumine magno Euffrata ußque ad mare occidentale erunt termini vestri. **Nullus stabit contra vos,**[2]) terrorem vestrum et formidinem dabit dominus super omnem terram quam calcaturi estis. Locutus est dominus deus vester. Zeteutsch: In den tagen ist, das wir behalten gottes gebott, das er uns gebotten hatt und haben gott lieb und wandlen all sein weg und got und der gerechtikait beygestendig seyen, so zerstort got an ewer angesicht alles volck, und besitzent sy, die vil grosser ewch sind und stercker; alles ertrich, das dryt ewer fůß, von dem perg lybano und dem grossen wasser euffrates bis an das mer gen der sunnen aufgang wirt ewer, alles. Niemand statt wider euch, got geit euch forchtsamlich in allem ertrich, das ir betrettend sind. Diß hatt gott selb geredt. Die propheci hat iren gang und wirt auch also gan. Wann got lat die gerechten nymer. Er ist der rechten trew und gerechtikait herr und maister. Darumb allen getrewen, alle fursten, herren, die lehen niessent von dem hayligen reich, ir hand ewch in langer zeit nit geůbet noch dem hayligen reich ewern dienst erzaigt, ir werde ritterschaft **und ir erenreiche reiches stet, desselben gleich, ir all gemainklich,** sind ermant alles des, so ir vor ermant sind und bey berâbung aller lehenschaft und aller freyhait, **in ainem monat frist**[3]) nach diser verkundung und offenbarung, wa ir innen werdent, das des reichs banner aufgesteckt werd **mit graff**

(vgl. N. A. XXXI, 218) die Bedeutung dieses Evangeliumlesens „unseres Herrn, des Kaisers" und nicht des Kaisers von India. „Darumb ist er priester", fährt der Verfasser fort; doch nur „Unser Herr, der Kaiser". Das geht deutlich aus dem Zusammenhang hervor. D. Geschichtsbl. VII, 236.

[1]) Deut. XI, 22 – 25.

[2]) Vgl. „onus ecclesiae", Anhang S. 83.

[3]) Vgl. darüber oben Einführung.

**Fridrichs**[1]) banner, so trettend zů und spar sich niemant. Wer endlich ist, dem wirt der lon und er ymmer mer von got und der welt. **Vil ander ordnung** wirt man noch verhandlen, die yetz nit notturftig sind zů erzelen; **die werdent ain tail den reichstetten empfolhen, ain tail in ain concili geschlagen.**[2]) Es ist auch zů wissen, das vil ander ordnung beschehent, die der vorgenant Fridrich setzen wirt, die sälig und gotlich sind baide in gaistlichem und weltlichem statt.[3])

## 21. Kapitel.

## Von der muntz und ir zůgehorung.[4])

Man sol auch mercken die grossen falschait aller muntze. Es ist yederman wol zewissen, das grob aufsätz und absätz an den muntzen geschicht. Ain muntz wirt von gold wol angesetzt dick und vil und wirt bey ayden erkennt, also zů bestan fur werd, als man dann verhandlot hat. Das bestat nit lang, sy wirt abgesetzt und das gold geschwecht. Da sind ayd und er kranek worden, da stat auch vil übels von auff, als ich ew sag, wenn man innen wirt, das ainer muntz ain absatz geschicht. Nun vindet man subtil leut, die schlahent muntz auf, die aber swecher

[1]) Graf Friedrich von Grauert als eine Verdrehung von Landgraf Friedrich erkannt. Vgl. bald darauf Friedrich von Landnau und oben Einführung.

[2]) Diese Bemerkung schließt sich an den Wortlaut der Akzeptationsurkunde an, wo der Vorbehalt gemacht wird, daß die Änderungen an den Reformdekreten der Bestätigung des Konzils unterliegen sollen. Vgl. N. A. XXXII, 733.

[3]) Damit ist nochmals vom Verfasser ausgedrückt, daß beide Hälften der Schrift, die Reform des geistlichen und weltlichen Standes, zusammengehören. Hier wird von mir im Texte Boehms abgesetzt und auf S. 247 weiter gefahren. Die editionstechnischen Gründe dazu folgen unten unter der Überschrift „Schluß". Die Reformvorschläge des Verfassers gehen nämlich einfach weiter. Offenbar war der Verfasser hier zu einem gewissen Abschluß gekommen, was sich aus seinen Worten an dieser Stelle ergibt. Er fügte dann noch allerlei Persönliches über sein Auftreten als Reformator hinzu und schrieb dann später die „ander ordnung, die der vorgenant Friedrich setzen wirt," hinzu. Diese folgt deshalb der Übersicht halber am besten unmittelbar hinter den übrigen Reformplänen.

[4]) Die Münze war Gegenstand der Beratung auf dem Reichstag zu Eger (1437), auf dem Städtetag zu Nürnberg und auf dem Reichstag zu Nürnberg (1438). Die Klagen über Münzverrufungen sind im 15. Jahrhundert sehr häufig. Die Bestimmungen des letzteren Reichstags fallen nur insoweit mit den Forderungen unseres Verfassers zusammen, als er für Falschmünzer den Verlust des Münzregals fordert. Vgl. Deutsche Geschichtsblätter IV, 209.

mit der form und gebrecht ingleichen, dardurch herrschaften und lender betrogen werdent; ***die ergriffet und wan man sy ervindet,*** so brent man sy; die sy nun verbrennent, hand steg und weg dartzů geben und getan, des ersten von der valschen pösen merschatzung wegen. Sind es herren oder stet, gaistlich oder weltlich, die söllich absätz tond, die sind nun als schuldig, als die man darumb tottet, sy hand auch vor got und in dem rechten ir freyhait zemuntzen verlorn; zů gleichem so statt es auch umb die clainen muntzen, darin man auch großlich überschlecht ain pfund fur ain guldin; wenn das gold an dem rechten statt, so weren dreyssig schilling kaum ains guldin wert. Also den **geitz** hand nun die herren und die stett erschmeckt und könnent nicht ablan. Tůt ain statt ainen absatz, so spricht die ander statt: wir haben ir muntz gesetzt und durchsůcht, ain sölicher absatz tůtt uns als woll als in: also wirt die welt betrogen. Es sol nit mer beschehen mit der hilff gottes.

## 22. Kapitel.

### Das all freyhait der muntz ab sind.

**Item es sollent all freyhait der muntze ab sein gen stetten, herren, gaistlichen und weltlichen;** wer dann gern muntzen will, der mag darumb werben, als ouch bisher geschehen ist. Da wirt mitgeben pul und brief; die werdent lutten, wie man gold und silber vermuntzen sol, in welchem werd in aller cristenhait an wälschem, tewtschem, wie die lender genant sind, niemant außgenomen. **Und sol die muntze an allen stetten an ainem tail des reichs zaichen haben, an dem andern tail des herren oder der statt zaichen.**[1]) Das ist nun darumb: ob yemant abträtt und absätzte, so fund man es dann an der statt oder herrn zaichen. Wer auch dann funden wurde mit dhainem absatz an gold oder an silber, der sol ewiklich beraubt sein der freyhait zemuntzen und dartzů ainer kamer ains kayser oder kunigs hundert marck goldes on gnad in die kamer geben. Dartzů sol man pillich gedencken; es ist ain sach, die notturftig ist zů versehen, denn groß aufsätz darvon aufgestanden

[1]) Vgl. Vorschläge über den Zoll und die Anmerkung oben.

sind. Also furgekomen ist das unrecht, das man erschmeckt hat das man erliche koufmanschatz hatt gelassen und man furt muntz von ainem land zů den anderen. Wenn sy bekennent das groß unrecht, in ainer statt gilt viertzig schilling und ist dennocht ain muntz. Es ist poeß und unrecht in der gemainen cristenhait. Man sol zů der muntz wol gedencken, wenn man schlecht wirt in andern sachen.

## VII. gemeinsamer Teil.

### Von den terminierern der anthonier, gaister, der petelörden.[1])

Man sol aber mercken ainen **gemainen stat,** der die weltlichen und die gaistlichen anrurt, das ist von den terminierern, das die orden in bewarten stucken von der kirchen hand, das almůsen zů nemen, es seyen anthonier, die gaister, die bettelorden. Wie das ist, das sy **vor etwas gerurt sind, so sol man doch bas ain leutrung[2]) haben.** Es ist ains seidher aufgestanden, das man in die hailigen gotzgaben, die von der hailigen kirchen bewart sind und erlaubt zegeben, samlet mit dem hailtumb, als sant Anthonien und ander örden, die außkundent hailtumb[3]) zaichen. Es mag sein oder nit, do gand layen mit umb, sy verkundent die applaß, sy blasphemirent[4]) die bett, sy setzents hoch, sy schlahent den geitz, nit in der minn des hailigen oder ordens. Joch verzerent sis uppeklichen; nun sicht man es täglich an den, dennocht so geit man. Aber man sol kurtzlich wissen, wo ain orden oder sant Anthonien bett geoffnet wirt von ainem layen[5]) und sain zaichen zaiget und den applaß verkundet, das man darvon nichtzit halten sol, und mag man den layen mit got und mit dem rechten dem kergger presentiren zů

[1]) Entsprechend dem septima pars communis Cesarinis: Die Laienbrüder.

[2]) Hier und noch zweimal hintereinander wird von der wichtigen Tätigkeit des „Erläuterns" gesprochen. Vgl. Einführung.

[3]) Von Boehm als verderbt angegeben; Koehne emendiert für hailtung: hailtum. N. A. XXIII, 711.

[4]) Koehne emendiert so statt „blauzimerent". Ebenda.

[5]) Hier sind namentlich lokale Erscheinungen in Süddeutschland gerügt. Vgl. über religiöse Genossenschaften und ihr Treiben, namentlich ihr Betteln, Almosensammeln und Ablaßgeben oben bei den Bettelorden und namentlich Binterim a. a. O. VII, 453, 454, 461, 469.

dem bischoff. Dartzů sol man nichtzit geben der bett, biß das sy ordenlichen nach dem rechten aufgehebt und erfordert wirt durch ainen priester, der gewalt hab, den applaß zů verkunden und das hailtum zaigen, daran man auch glauben haben sol. Wäre auch, das ain priester sich nit erberklichen hielte in den almůssen zesamlen, so mag man verhaben und lassen bleiben, bis das almůssen gotlich umbgezogen werd. Man ist in allen sachen schier blind worden; tů man die augen auf und sech; man bekenn nun all lowf der welt, so vindet man nichs rechts; es ist alles unrecht und nichtzit gut, was yetz in der welt ist. Alles almůssen sol diemüttiklich empfangen werden, trewlich behalten werden, nutzlich angelett werden, gnadenreichlich verdient und trostlich genossen werden und zů frucht gebracht werden. Denn so mag es tausentfaltig frucht bringen in dem ewigen Leben.

Item, als **vor gelüttert ist von den pöttelorden,** so sy das almůssen vordernt auf den terminien, die hand kain hailtum zetragen; das mugent brüder tůn, die nit priester sind. Sy sollent auch nit verkunden, denn ain priester, der pfarrer sei, sol sy furdern, das ist gotlich. Aber sant Anthonien, sant Vallantein, des hailigen gaists, sollent und mugent wol priester sein. Also sind sy weltlich, wenn ordenlüt die sollent den orden halten, als vor wol **gelüttert**[1] **ist,** und gaistlich das almůssen empfahen, wann das almůssen ist hailig an im selbs. Es ist gotzgab und des hailigen, der es umb gott verdient hatt. Wa aber das uppiklich verzert wirt, wirt got entert und übersechen zu ainer ewigen verdampnuß.

## (Schluß.)[2]

Nun ist zů mercken, wie es aufgestanden sey ze dem allerersten, das gottes mainung sey ze haben ainen andern stat und

[1]) Wiederholt das für unsere Schrift so bedeutende Wort.

[2]) Diese Erörterung steht so zusammenhanglos da, daß ich sie im Interesse des Verständnisses der Schrift und analog der Vorrede als Schluß an das Ende rückte. Auch editionstechnisch ist mein Verfahren begründet. Schon die Handschrift G hat diesen Abschnitt nicht da, wo ihn die anderen Handschriften und Boehm folgen lassen. Der Bearbeiter von G hat ihn an den Anfang der Schrift gesetzt (vgl. Koehne, N. A. XXIII, 699), offenbar weil er keine Vor-

ain ordnung, die dem hayligen cristenlichen statt zů gehorent. In dem namen gottes des herren Cristi Jhesu, wir[1]) seyen unwurdig genant ain diener gots und des hayligen reichs ain merer, tond zewissen, was uns geoffnet ist in dem gaist worden, des wir ser betrübet seyen bis an unser ende, das wir so ser clain vor der angesicht gotes seyen, also gesetzt wol fur ain howpt. Wir sollen aber nicht volbringen die hailige sälige ordnung, als ir hören werdent mit kurtzen worden. Wir nemen es auf unser sele, wir setzen es in die warhait und sprechen bey der hailigen marter Cristi Jhesu, was wir hier offenen, das ist uns furkomen in dem iar, als man zalt nach Cristi gepurt tausent vierhundert und darnach im dritten iar zů Ungern zů Preßburg[2]) auf der auffart. Am morgen, so der tagstern herdringet, kom ain stymme und sprach: Sigmund, stand auf, bekenn got, berait ain weg der gotlichen ordnung. Wann alles geschriben recht hat geprochen an gerechtikait.[3]) Du magst es wol vorbringen, du bist wol ain wegberaitter des, der nach dir komen sol. Der ist ain priester,

schläge für die Reform, sondern nur persönliche Bemerkungen des Verfassers über das Auftreten des Reformators bringt. Vielleicht wurde der Bearbeiter auch durch die Worte im Anfang dieses Abschnittes: „wie es aufgestanden sey ze dem allerersten" verleitet, diesen Ausdruck anstatt zeitlich (Reichstag zu Preßburg 1429) örtlich zu fassen, als gehöre er an die erste Stelle der Schrift. Doch dort ist bereits eine Vorrede, wie es sich aus den Worten des Verfassers wiederholt ergeben hat. Die ganze Stelle ist teils Wahrheit und Dichtung. Vgl. über den Preßburger Reichstag Deutsche Geschichtsblätter IV, 197. Das Krankenlager Sigmunds in Preßburg ist mit einem Traumbild ausgeschmückt.

[1]) Der ganze Abschnitt ist als Worte Sigmunds zu denken, der den Priesterkaiser, den Verfasser, in einem Traumbilde vorhergesehen haben soll. So ist überall hinter „wir" Sigmund fingiert.

[2]) Diese ganze Stelle ist eine geschickte Kontamination von Vorgängen und Stimmungen des Kaisers Sigmund auf dem Reichstage zu Preßburg 1429. Vgl. Deutsche Geschichtsblätter IV, 196. Dort hielt nämlich der König Sigmund eine den Städtern schmeichelnde Rede, in welcher er seine Absicht kundgibt, eine Reformschrift machen zu lassen, die die Städte verbessern und ausbreiten sollten. Aber Sigmund kam nicht mehr dazu. Offenbar knüpft der Gedanke des Verfassers, daß Sigmund nur ein Wegbereiter des großen Reformators sei, an diese Worte des Königs zu Preßburg an. Dieser Traum ist nicht zu verwechseln mit der Vision desselben Kaisers, die aber erst dem Augsburger Inkunabeldruck vom Jahre 1497 angehängt ist. (Boehm S. 12 ff.) Die vielfache Verbreitung dieser Vision erörtert Koehne in Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Jahrg. 1896/97, S. 352 ff.

[3]) Das geistliche Recht und das weltliche steht nach der wiederholten Ansicht des Verfassers zu Unrecht. Der Gegensatz zum „geschriebenen" oder positiven ist das „göttliche" Recht, das ebenfalls der Verfasser kennt und das er gegenüber dem geschriebenen aufgerichtet haben will. Dieses göttliche Recht ist ein Schlagwort im Bauernkrieg. Vgl. oben.

dardurch got vil wurken wil. Er wirt genant Fridrich von Lantnav. Er wirt des reichs zaichen aufsetzen und wirt sein zaichen furen neben dem reich zů der lincken seiten, er wirt furen ain crutz enmitten; **er wirt reichsnen vorchtsameklich, es mag niemant wider in.**[1]) Er bringt die ordnung gottes ze kraft. Im werdent herren und stett gehorsam und nun wirt unrecht gekestigot. Got hatt in versůcht in mangem weg, mit mangerlay kommer, er ist alwegen gefunden in gedultikait. Got ist sein opffer gnäm. Darumb in got ansechen wil und durch in der welte eroffnen wil die herlikait gots des zorns und des gepresten, des die welt vol ist. Als wir nun das horten, do wurden wir betrupt von hertzen und hinderkomen uns selbs zů erkennen, wer wir wären; doch ward uns ain bekantnuß, das wir ain weg darzů beraitten solten, da gewunnen wir ain groß aufenthalt und ain leichterung. Von dem tag hin, als wir des reichs knecht und diener wurden, *stelten* wir mit allem sinnen darnach, das ain ordnung der päbste wurd, darnach ain concili verordnen solt den statt der hailigen kirchen, darzů wir arbaitten und alles unser vermugen, in siechtagen und gesunthait, und kost williklich vertrůgen und hetten, und gedachten das concili zů Costentz wolt ain ordnung tůn, darumb es auch ze ainem tail angesetzt ward. **Aber die gaistlichen howpter sind aller gotlicher ordnung unwurdig und widerspennig;** das ist villeicht *nungut,* man kompt dester ee in ain ordnung: Gott kan es woll ordnen. Also da es zů Kostenz nit gesein mocht, ward gen Pavia ain concili erdacht. Do ward aber nichts und ward do danne hingeschlagen zů der hochen Sin. Do ward aber nichts gereformiert, also do ward doch so vil angetragen do zů mal, das der pabste und die cardinal ain gesworn concili do ordnotten gen Passel, do **nämlich drey puncten gesetzt wurden,**[2]) da außzetragen bei hoher gaistlicher penn und gelubde. **Nun mag es aber nit volendet werden, on die craft, die got durch den egenanten priester gesetzt hatt.** Da so aber kain mittel durch den pösen tod[3]) ingetragen

[1]) Vgl. „onus ecclesiae", Anhang S. 83.

[2]) Die drei Aufgaben des Konzils. Vgl. Einführung.

[3]) Koehne sagt bei der Datierung der Schrift (N. A. XXIII, 729), daß der Verfasser auf die Mißernte in den Jahren 1437 und 1438 anspiele, daß er aber nicht „den Beginn der großen Seuche und Kometenerscheinungen im

wurde, so statt es lauter ze gantzem zorn gottes.[1]) Söllich mittel und ain velat durch gottes verhencknuß werdent uns, uns zeversuchen zů dem rechten oder zů dem argen. Darumb, wenn die zeitt komt, das ir vernement ain sollich offnung und verkundung, schlach yederman zů, lassent uns funden werden an dem rechten. Wolte got, das wir den tag gesehen solten![2]) Wir wolten uns auch lassen vinden als ain getrewer cristen und mit dem priester bis in den tod tretten, als auch alle cristen billich tůn sollent. **Nun tuen wir aber ze wissen, das wir mit hohen wysen dyse urkunde, als sy an ir selbs beschehen ist, erleutert haben und vinden darin, das warlich gottes manung ist, das wirt nun, von stuck zů stuck erlütert, zů ainem rechten bekennen pracht.**[3]) Des ersten, als wir ain beraitung und den weg sůchen solten zů ainer rechten ordnung, do merckten wir, das got der hailigen kirchen die hohe ere tůt, das durch ain hailige concili volbracht sol werden die ordnung des hailigen cristenlichen glaubens; **wann ain yeclich concili ist nun recht bezaichnet die hailig kirchen.**[4]) Also bekennt man auch wol bey dem priester, das durch priesterliche wirdikait der gelaub gesterckt sol werden. Wir haben auch den priester endiklich gesůchet und haben in auch funden: **wir haben in auch ze Basel gehabt und haben im er getan, als pillich was. Wir haben im ain claid geben**[5]) **und haben im**

Jahre 1439, die Priester Friedrich gewiß auch unter den Zeichen des Zornes Gottes genannt hätte", erwähne. Deshalb müsse die Schrift schon 1438 erschienen sein. Hier wird aber gerade der „pöse tod", das ist die große Seuche des Jahres 1439, als Mittel des Zornes Gottes hingestellt, das wirkungslos bleibe. Koehne und die übrigen Forscher haben also diese Stelle übersehen. Durch sie ist die Entstehungszeit der Schrift von neuem nachgewiesen. Vgl. auch oben Einführung.

[1]) Boehm hat hier und nach velat Asterisken. Ich füge nach velat „durch" ein.

[2]) Ein Irrealis.

[3]) Über die große Bedeutung dieser Worte vgl. Einführung.

[4]) Die Popularität der konziliaren Theorie, die hier nach ihrem Urheber Konrad von Gelnhausen zum Ausdruck kommt, bezeugt auch Aventin in seiner Chronik, wenn er für diese Zeit sagt: „die theologi . . . sagten, das concili wär die recht christlich kirchen". Joachimsohn, Gregor Heimburg S. 53, Anm. 5.

[5]) Personen in amtlicher Tätigkeit wurden von der Stadt des Mittelalters neben ihrer Besoldung auch mit der nötigen Kleidung, also gewissermaßen mit einer Dienstkleidung auf Stadtkosten versehen. So wurden z. B. den Vertretern der Stadt Hamburg in Avignon, Magistern sowohl wie Ratsherren, selbst deren

**empfolhen die hailigen ordnung der cristenhait.** Im sol das reich und des reichs banner dienen und veraint werden, als es got veraint und haben wil. Es ist komen auf ertrich Cristus Jhesus in ellent und armût; er wil uns villeicht[1]) durch die armen rechtfertigen, wir sollen got geben die er.

## Von dem wappen des gewaltigen küniges.

Item es ist auch ze wissen umb das wappen, das er furen sol und was der adler[2]) an des reichs banner bezaichnet und das crütz, das da enmitten aufrecht gefurt sol werden. Des ersten des reichs zaichen, der adler in ainem guldin veld, bezaichnet got den herren, des sunnen clar scheint, und der nacht ruo, an den alle frucht entspringet. Der adler bezaichnet uns die hohen adelschaft, die wirt so gar von himel darin bezaichnet verkundung auf dem ertrich. *Dennocht,* da er swarz ist, da uns Johannes ewangelist so erlich in des adlers weis ermant. Aber das gold, in dem der adler gefiguriert ist, betût uns die claren götlichen schöne und kosparkait des scheinenden ewigen glantz clarhait und aller kosperlicher lautterkait. Also wenn man das sicht auf dem veld, sol man erkennen die plasinirung[3]) des hohen edlen zaichens. Das crütz, das mit dem zaichen getragen wirt, bezaichnet die hoch marter Cristi, in der der mensch so erlich erlediget ist von allen banden durch Cristi marter, wa wir so erlich getawffet seyen zů unserm rechten erbrecht, ergeben sein ewigen fräwden, das in der angesicht des crütz yederman be-

Dienern die Kleidung auf Kosten der Stadt geliefert. Vgl. die Rechnungsbücher der Hamburgischen Gesandten in Avignon 1338–1355, bearbeitet von Th. Schrader. 1907. S. 47* und 61*. Vgl. auch Boos, Geschichte der rheinischen Städtekultur. Valentin Eber stand noch vor Abfassung dieser Schrift im Dienste der Stadt Augsburg bei diplomatischen Verhandlungen mit Kaiser Sigmund. Vgl. Einführung.

[1]) Der Verfasser ist noch vorsichtig bei dem Gedanken an eine Reform durch die Kleinen = Armen.

[2]) In der Amberger Predigt wird ebenfalls vom Knaben verkündet: Der Adler ist sein Zeichen. Dies ist ein altes und gern gebrauchtes Requisit der Weissagung seit der frühesten Zeit (schon bei Daniel). Vgl. von Bezold, Sitz.-Berichte der Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, 1884, S. 581 und 590. Fahne und Wappen des Priesters Friedrich gehören seiner Phantasie an, sind aber in der Anschauung der Zeitgenossen nicht gleichgültig (vgl. Bauernkrieg).

[3]) blasonnement = Wappenerklärung.

dencken sol; diß geit kraft und gûten willen wider alle unser veinde. Es macht kreftlos alle, die wider gotlich ordnung stellent und richtend mit frävelhait. Das drytt zaichen, das zů der lingen seitten gefurt sol werden, ist plaw *hymelfarb,* der grosser tail getailt enmitten mit ainem guldin strich, oben mit zwain leonkopffen, unden mit ainem. Der helm mit ainem geprusten leo, zů sprung gericht, *auf* ainem rosencrantz, die rot sind. Die leo hand feuren flamen, grymlich und zornlich gestalt, also ist es verkundet worden, als vorstat. Nun wöllen wir haben ain **leutrung,** so merckent: die himelblaw beteut uns liebi und myn zů der stätten ewigkeit der himel; der guldin strich enmitten betewt uns das kosper edel wesen gots, das mit unser zůversicht das zů bekennen starck und kreftig machet. Darumb uns der leo zehilff gegeben ist, der lat die füirin flamen schießen; das ist der zorn des herten gericht gottes über all mainaid cristen, die da verprent und zerstört werdent. Als Cristus Jhesus auch ward gekronet mit ainer dûrnenkron in dem streit seiner marter, also under dem leo vinden wir ain kron von rosen, bezaichnet uns frawd, die uns begegnet in dyser zeit; wann sicher, seyen wir trew an got, strecken unser leib und gůt durch das groß hail, wir zerstören alles unhaill und vinden in der kunftigen zeit sälikait und wirt uns got ain milter vater und bekomen, weß wir begeren an sell und leib.

## Nomen Regis.

Item er sol haissen **Fridrich von Lantnaw.** Das er **Fridrich genent ist, ist darumb, das er reichlich alle land zefride setzt** mit kreften. **Nun mocht man gedencken: wie mocht es zůgan?** Wann es sey unmuglich, den gang zehaben; das mag man horn. Gottes marter ist uns also trostlich gewesen, unser freyhait ist als groß, unser mynn und lieb die wir sollen zesamen haben, unser glaub statt als in rechten puncten. Wenn wir das bedencken und recht fur uns fassen, so vinden wir nichtzit, das an allen rechten an uns vergessen sy. Got hatt uns selb gebrüdert[1]) und dem ewigen leben frey gemacht.

[1]) Koehne emendiert so nach der Stuttgarter Handschrift statt geburdet. Vgl. N. A. XXIII, 711.

Nun sechent, das alles unrecht reichsnet![1]) **Wenn nun die gemain welt bekennen wirt unser freyhait, so ist den gewaltigen howbtern ir kraft genomen; wenn merkent, wer wolt wider sich selb sein und lieber aigen sein dann frey?**[2]) Cristus Jhesus hatt auß vatterlicher weißhait dise freyhait wol der mentschait zůgesetzt. Der mensch ist got also lieb, das er durch seinen willen in den tod getretten ist. Er hat von kainerlay missetat gelitten dann luter durch unsern willen; welcher wölte aber der sein, der nicht durch seinen willen auch leiden wolt? Das ewig leben leitt vor uns: wer nun nicht ermant wil sein, der haist pillich nit ain cristen, der sol wissentlich wissen, das im die hel offen ist. Darumb edlen freien cristen, tůnd darzů, als wir gern wölten komen zů ewiger ruo.

Explicit per me Wilhelme
von Altingen feria secunda
ante festum Mathey Anno etc.
MCCCCXLVII.

[1]) reichsnen = herrschen, wiederholt vom Verfasser gebraucht, weist ebenfalls auf Augsburg. Vgl. Koehne, ebenda S. 716.

[2]) Über die hohe Bedeutung dieser Worte vgl. oben Einführung.

# Nachträge und Berichtigungen.

Auf Seite X, Anmerkung 4 muß es heißen statt: „Die Nachträge am Beginn der Schrift“: am Ende der Schrift.

Zu Seite L, Anmerkung 3:

Ziemlich allgemein wurde das Jahr 1438 als Entstehungsjahr unsrer Schrift angenommen. Namentlich hat Boehm (a. a. O. S. 97 ff.) in diesem Sinne argumentiert, und zwar schien ihm das Ende des Jahres 1438 richtiger. Frensdorff hat dagegen eingewendet, daß die Klagen über die Handelsgesellschaften für das Jahr 1438 noch nicht paßten. Daß dieser Einwand unberechtigt ist, zeigt mein Nachweis im Text, S. 73, Anm. 1, 2. von Bezold neigte mehr zur Annahme, als sei unsre Schrift schon im Frühjahre 1438 erschienen (Götting. Gelehrte Anzeigen, 1876, S. 1226). Koehne pflichtete dagegen wieder der Meinung Boehms bei und trat für den Winter des Jahres 1438 ein (N. A. 23, 728 ff.). Erst der von mir aufgedeckte Zusammenhang unsrer Schrift mit der Akzeptationsurkunde vom 26. März 1439 schuf der Forschung einen sicheren Boden, so daß vor diesem Datum die Reformation des Kaisers Sigmund als Ganzes nicht erschienen sein kann. Dazu erwähnt sie auch die Seuche des Jahres 1439 (vgl. Text, S. 100, Anm. 3), die gerade von den besten Handschriften der Augsburger Stadtchroniken für den Beginn dieses Jahres bezeugt wird (Koehne, ebenda). Außerdem führt die Beachtung andern Details zum Dezember des Jahres 1439 als Datum der Entstehung der ganzen Schrift. Jedenfalls ist schon deshalb das Jahr 1439 festzuhalten, weil für dieses auch von andrer Seite das Auftreten eines „pfaffenfeindlichen Kaisers“ geweissagt wurde (vgl. von Bezold in Hist. Ztschr. 41, 23) und sich der Verfasser auch die Kaisersage in dieser antiklerikalen Fassung zu eigen macht (vgl. die Stelle vom „sacer pusillus“ im Text, S. 92, Anm. 4).

Über den Einfluß unsrer Schrift im 15. und 16. Jahrhundert vgl. Koehne in „Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ (1897), S. 415 ff. und meinen Aufsatz in „Deutsche Geschichtsblätter“ VII, 251 ff.

Ebenso hatte man seither über die Art der Entstehung unsrer Schrift die widersprechendsten Ansichten vorgetragen. Aschbach (Kaiser Sigmund IV, 425) schenkte noch den Worten des Verfassers Glauben, als sei seine Schrift eine Übersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche, „um die darin ausgesprochenen Grundsätze mehr unter das Volk zu verbreiten“. Boehm (a. a. O. S. 37) muß diese Annahme als unmöglich zurückweisen, weil er fälschlich Friedrich Reiser, „der zwar Latein verstanden habe, aber schwerlich in dieser Sprache habe schreiben können“, als Verfasser der Reformation des Kaisers Sigmund sich denkt. Auch von Bezold schloß sich der Meinung Boehms an (G. G. A. 1876, S. 1223) und stellte die Behauptung des Verfassers, als sei seine Schrift eine Übersetzung, als einen ähnlichen Kunstgriff hin „wie das Hereinziehen des Kaisers Sigmund“. Es sei damit „der Nimbus“ der Schrift „in den Augen des damaligen Publikums nur erhöht“ worden. Dagegen ging Caro (Eine Reformschrift des 15. Jahrhunderts, S. 39) wieder mehr auf den Wortlaut der Schrift zurück und sprach die Vermutung aus, die sich durch obige Untersuchungen bestätigen sollte: „Man könne die wahrscheinlich ursprünglichen Teile der lateinischen Version von den langatmigen Homilien und auch materiellen Zusätzen des Verfassers“ sondern. Darauf entschied sich auch von Bezold zur Ansicht Caros (in Sitzungsber. d. Kgl. bayr. Ak. d. W. hist. Klasse 1884, S. 587). Dagegen wandte sich wieder Koehne (N. A. 23, 732 ff.) und kehrte zu der alten Ansicht zurück, als diene die Aussage des Verfassers, daß sein Buch eine Übersetzung sei, dazu, „um die Wirkung der Vorschläge des Buches zu erhöhen“. Denn der Verfasser wende sich an „die niederen Stände“, die sicher nicht Latein verstanden. „Daher ist es gewiß höchst unwahrscheinlich, daß jemand, um auf sie zu wirken, sich jener Sprache bedient haben würde.“ Dazu aber schienen ihm gerade die „humoristischen Stellen, in denen die Wirkung in dem ähnlichen Klange zweier Worte oder darin liegt, daß dasselbe Wort

kurz hintereinander in zwei verschiedenen Bedeutungen gebracht wird", direkt gegen eine lateinische Vorlage zu sprechen. So z. B. könnten die Wortwitze wie „wäger ist es, täglich gesundet dann töttlich" (und so noch an 3 Stellen) „nicht erst bei der Übersetzung in den Text hineingekommen sein". Die Schrift sei vielmehr, wie schon Boehm bemerkt habe, von Anfang an in deutscher Sprache verfaßt. Mit diesem Wirrwarr von Meinungen haben meine Erörterungen endgültig aufgeräumt. Es steht fest, daß unsre Schrift tatsächlich eine Menge von lateinischen Vorlagen verschiedener Natur hat, daß der Verfasser diese übersetzte. Freilich mußte dem Wesen der Schrift nach von dem Nachweis einer wörtlichen Übersetzung von vornherein abgestanden werden. Es konnten nur wenige wörtliche Übertragungen aufgedeckt werden, sachliche Anleihen aber sind vielfach nachgewiesen worden. Das hat seine Ursache in einer andern Betätigung des Verfassers, die sämtliche Forscher seither übersahen, nämlich in dem „Erläutern" der lateinischen Vorlagen. In der Schrift wird sehr häufig davon gesprochen (vgl. Register). Auf Grund der Ausführungsbestimmungen der lateinischen Akzeptationsurkunde änderte und erläuterte er diese Urkunde sowie andre Reformpläne, so daß er die lateinischen Vorlagen übersetzte und in deutscher Sprache sofort erläuterte. So widerspricht seine von ihm behauptete Übersetzertätigkeit der an sich richtigen Beobachtung Koehnes durchaus nicht, daß einige Wortwitze nicht ursprünglich lateinisch geschrieben sein können. Diese gehören vielmehr zu den Erläuterungen der Schrift. Auch der Wortlaut der Überlieferung über die Entstehung der Schrift: „han ich gemachet", der der Behauptung des Verfassers, daß seine Schrift eine Übersetzung sei, zu widersprechen schien, ist somit berechtigt, denn die Änderungen, Erläuterungen und Einschränkungen, die dem Verfasser offiziell zugestanden waren, hat er selbst „gemacht", aber die Vorlagen hat er übersetzt. Somit geht auch hier meine Ansicht in den Wortlaut der Schrift ohne Rest auf.

Zu S. 8, Z. 3f.

Daß die Ansicht des Verfassers über Meer (= Pilger) fahrten (Boehm a. a. O. S. 138 ff.) aus der Straßburger Chronik

Könighofens genommen sein soll, weist Koehne (N. A. 23, 734) mit der Bemerkung ab, daß im Jahre 1436 Herzog Friedrich von Österreich mit Bischof Martin von Triest und andern Baronen eine Pilgerfahrt ins hl. Land unternommen habe, ebenso seien aus den 30er Jahren noch andre bekannt. Der Verfasser habe also seine Feindschaft gegen diese aus dem Leben genommen. Vgl. übrigens zu dieser Feindschaft des Verfassers: Moll, Die vorref. Kirchengeschichte der Niederlande, deutsch bearbeitet von Zuppke, S. 632. Auch die Imitatio Christi ist der Ansicht: qui multum peregrinantur, raro sanctificantur I, 23. Ferner ist die Fabel von der Gründung Triers nicht von Königshofen (Boehm, S. 139) entlehnt (Koehne, S. 735), ebensowenig die Stelle vom Priesterkönig Johannes.

Auch die Autorschaft Königshofens für die Erzählung unsres Verfassers, daß Kalixt II. das Zölibat eingeführt habe, ist abzuweisen. Wohl hat dieser Papst durch seine Synoden 1119 und 1123 wesentlich die Einführung des Zölibats gefördert. Gerade in Frankreich bestand aber die mittelalterliche Tradition, Kalixt II. sei der Urheber des Zölibats. Vgl. Hinschius, Kirchenrecht I, 155. Auch Hutten führt das Zölibat auf Kalixt zurück. Vgl. Hutteni opera, ed. Böcking IV, 129. Unser Verfasser scheint also diese Ansicht durch französischen Einfluß kennen gelernt zu haben. Es gehen überhaupt manche Ideen unsrer Schrift auf französische Anschauungen zurück. Eine auffallende Übereinstimmung besteht zwischen vielen Grundgedanken unsrer Schrift mit den Gedanken des Peter Dubois (vgl. mehrfach im Text). Auch in der Konzilsbewegung schloß die deutsche Nation der französischen sich wiederholt an und wollte ebenfalls eine pragmatische Sanktion (vgl. Einführung). Außerdem beachte man die Vierteilung des Reichs nach außerdeutschen Landschaften, die Umschreibung des Kirchenstaates nur nach italienischen und französischen Bezirken, während Königshofen sie auch in Deutschland sucht (Koehne, N. A. 23, 736). Vielleicht wird der II. Band von Hallers Papsttum und Reformation den Schleier weiter lüften.

Zu Seite 15, Anm. 3.

Daß die Überschriften im Text ursprünglich vom Verfasser als Kapitelüberschriften gedacht waren, dafür spricht der Wort-

laut der Schrift selbst, wonach an zwei Stellen im Text, auch in den Handschriften, die keine Überschriften haben, wie z. B. die Wiener, ein und derselbe Abschnitt aus der geistlichen Reform „capitel" genannt wird. Sie lauten: „vindet man an dem letsten capitel, so der geistlichen reformacion ain end hatt" (II. Teil, 5. cap.) und „gmain capitel, da sol es geluttert werden" (V. Teil, 5. cap.). Dem Verfasser hat also eine Einteilung seiner Schrift in Kapitel vorgeschwebt. Wenn ich dieser ursprünglichen Einteilung der Schrift in Kapitel noch die Zahl der Kapitel hinzufügte, so liegt darin gewiß keine Willkür, ganz abgesehen davon, daß die Übersichtlichkeit des Textes dadurch gefördert wird.

Allgemeines Nachwort.

Es mußten zum besseren Verständnis der bisher allzu isoliert betrachteten Reformvorschläge (Koehne hat das Verdienst, die Anschauungen des Verfassers wenigstens über die Reform des weltlichen Standes denen der damaligen Zeit gegenübergestellt zu haben, in „Zs. f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte" 1897, S. 370–430) herangezogen werden: die offiziellen und privaten Reformarbeiten in den Generalkonzilien zu Konstanz und Basel, wie sie in den Werken der Gelehrten: v. d. Hardt, Birk und Haller vorliegen, sowie die der Partikularkonzilien des 15. Jahrhunderts nach Binterim, dazu die frühere und gleichzeitige Publizistik, die Chroniken Augsburgs und die noch leider ungenügend veröffentlichte Bistumsgeschichte Augsburgs, die Reichstagsakten, die Zeugnisse über die Reformbestrebungen der Städte, das Augsburger Stadtrecht und viele Untersuchungen kirchlicher und kirchenpolitischer Natur.

Koehne charakterisiert in seiner Zusammenstellung der Handschriften (N. A. d. Ge. f. ä. d. Geschk. 23, 696) die der Wiener Hofbibliothek (F.) folgendermaßen: „Abgesehen von einzelnen Flüchtigkeitsfehlern bedeuten aber die Abweichungen F.s von den von Boehm benutzten Handschriften, A und C, fast immer bessere Lesarten." Es folgen dann einige Beispiele. Zum Schlusse betont Koehne: „Ist es auch nicht immer so gewiß wie in diesen Fällen, daß F. dem Original am nächsten steht, so dürfte doch F. bei einer Neuausgabe der Reformatio Sigismundi in erster Linie zu berücksichtigen sein." Auf Grund dieses

Urteils war es mir von größtem Interesse, diese Handschrift aufs genaueste zu studieren. Durch das hochherzige Entgegenkommen der Kaiserlichen und Königlichen Direktion der Käiserlichen und Königlichen Hofbibliothek in Wien war es mir möglich, eine photographische Kopie nach dem Weiß-Schwarz-Verfahren durch den Photographen Schramm in Wien zu erlangen. Nach sorgfältigem und eingehendem Studium steht folgendes fest. Die Handschrift hat kaum mehr Wert als die übrigen bereits bekannten. Gewiß sind einige bessere Lesarten bemerkenswert und von mir deshalb in den Text gesetzt worden (Kursive), aber diese Handschrift einer Neuausgabe zugrunde zu legen, war ganz unmöglich, da sie vielfach Lücken, zahlreiche mißverstandene Stellen enthält und auch für viele von Boehm als verderbt angezeigte Stellen keine verschiedene, geschweige denn bessere Lesart bietet. So z. B. hat die Wiener Handschrift ebenfalls die verderbte Lesart bei Boehm: „und da sy kain kirchen hatten, da waren die person und was mer gotsdienst wann nun sind“ (vgl. oben S. 6). Oder: „nit also umbtreiben und verhüttet umb die sach recht und gefragt werden als sy die bischove umbtreiben“ (oben S. 24) und viele andre Stellen. Es mußte deshalb die gesamte Überlieferung herangezogen werden, namentlich auch die Drucke, unter denen sich die Lesart der Baseler Ausgabe vom Jahre 1577 als besonders vorteilhaft erwiesen hat.

Zu S. 104, Z. 17.

Aus dieser Jahreszahl (1447) schließt Boehm (S. 1), daß die Handschrift, die er seiner Ausgabe zugrunde gelegt hat, die älteste der uns zugänglichen ist. Boehm hat mit seinem Urteil recht behalten. Vgl. dazu Koehne, in N. A. d. G. f. ä. d. G. XXVII, 259.

# Register.

Die Zahlen bezeichnen die Seite.


A

Abendmahl, Vorenthaltung desselben 35
Ablaß der Sünde 5, 95, 98 f.
Ablösung der Kirchengüter 42, 46, 54
Akoluth 62
Akzeptationsurkunde XXVI ff.
Almosensammler 60
Amberger Predigt 92, 102
Anniversarien 41, 52
Antonier 97
Apotheke 80
Arbeitsteilung im Handwerk 70
Arznei, umsonst 80
Arzt 79 f.
Ave Maria Läuten 62

B

Bannlegung 76
Bannrecht 73
Basel 100 f.
Bauern 71
Beghinen 58
Begräbnis 41, 49
Benediktiner 47
Bernhardiner 47
Besoldung der Geistlichen XXI
" des Papstes 19 f.
" der Cardinäle 24
" " Erzbischöfe 30
" " Bischöfe 29
" " Domherren 44
" " Pfarrer 40
" " Mönche 49
" " Nonnen 54
Bischöfe sollen nicht Krieg führen 29

C

Cardinäle 21 f.
Cölibat 38 f.

D

Deutsche Herren 47 f.
Domherren 43 ff.
Domklosterfrauen 55

E

Eber, Valentin XLV f.
Eigen und Erb, Rechtsprechung um 81
Entschädigung des Papstes für den Ausfall der Annaten XX
Erläuterung XXVI, XXX, 21, 50 f., 97 ff., 101, 103

F

Falschmünzer 95 f.
Fardel, Fardelbuch 90
Frauenkloster 54
Freiheit, städtebürgerliche 74, 104
Friedensidee 87 f.
Friedrich von Landnau 14, 95, 103
Fürkaufen (= Aufkaufen) 88 f.

G

Gefängnis für Priester 33
Geist, Brüder vom hl. 97
Genossenschaften, religiöse 97
Gerechtigkeit Gottes 10
Gerichtsbarkeit, geistliche 81 f.
Göttliches Recht 10, 28, 99
Graduierte, ihre Vorrechte 31

H

Handelsgesellschaft 73
Hildegard, hl. 91

I

Indien 12, 93
Inkorporation 6, 52, 84

Insiegel 20
Interdikt, Mißbrauch des 82 f.
Johanniter 46 f.
Josaphat 12, 93

K

Kastenvogt 48, 51 f.
Ketzerglauben 31
Kirchenfabrik 61
Kirchenpfleger 40, 42
Kirchenstaat 4, 20
Klausur 47, 48, 52, 54
Kleinen, die 12 f.
Klerus, Lage des niederen 23
Klöster 6, 52
„ keine Siegelung 84
„ keine Pfarrkirche 18, 23
„ sind mächtig 48, 75
Kommunismus der Klöster 49 f.
Konkubinatssteuer 29, 37
Konkurrenz, wirtschaftliche, d. Bettelorden 53
Konstantinische Schenkung 4
Konziliare Theorie 101
Kurtisanen 30

L

Laien, Gegner der Prälaten XVI f.
„ „ „ Mönche XIX
Leibeigenschaft, Protest gegen sie 74, 104

M

Mainz, Reichstag zu XXV
Mendikanten, Streit zwischen M. und Pfarrern XVIII, 27
Meßner 62
Mimus (= Ninus) 77
Mönche, ihre Zahl 51
Münze 95 ff.
Mulberg, Joh., Prediger 58

N

Neutralität XXIV
Nollharden 58
Notarius publicus 86

P

Papst, kein Mönch 15 f.
Partikularreform XXII
Patrimonium Petri 4, 20
Penitentiarie 21
Pfarrkirche 18, 37
Pfründenjäger 30
Pfundzoll 90
Pilgerfahrt 10
Pluralität der Pfründen 32 f.
Polite (= Paß) 85
Prälaten, Gegner der Reform XIV f., XXIX f., 3, 8, 10, 15, 91, 100
Präsenzgelder der Domherren 46
Pragmatische Sanktion XXVI
Preisregulierung 72, 89
Preisverabredung 72
Preßburg, Reichstag zu (a. 1429) 99
Priester, ungelehrte 31 f.
Priesterehe 39
Proklamierung der städtischen Freiheit XL
Proletariat, geistliches 59
Prophetie 56, 91, 94

R

Räte, fürstliche XXV
Rechtsbuch, kaiserliches (=Schwabenspiegel) 81
Rechtsdoktoren XXV
Reformation des Kaisers Sigmund, Erstdrucke IX
„ Handschriften VII f., 109 f.
„ falsche Ansichten über sie XI
„ ihre Entstehung L, 105
„ übersetzt XLIII, 106 f.
„ ihre Abhängigkeit vom libellum reformationis Cesarinis XLVII
Reichsgut der Geistlichen, Heimfall an das Reich 29, 63
Reichsstädte, ihre hohe Bedeutung XXVIII, XLII, 2, 10, 13, 15, 41, 51, 65, 67 ff., 77 ff., 87, 94 u. öfter
Reichsvikariat 86
Reservationen, geistliche 6
Residenzpflicht 29
Ritterstand 77 f.

S

Sakramentenkauf 4, 28
Scheidung des Weltlichen vom Geistlichen 85
Schiedsgericht 87
Siegel 83 f.
Sigmund, Kaiser 14, 91, 99
Simonie 3, 31

Stadtschreiber, Stand der St. und Bedeutung desselb. XLIV f., LIV, 86
Statuta der Bistümer 35
Stolgebühren 27
Suffragan 30
Synoden der Bischöfe 34

T

Taxen in der Kurie 5, 20 f.
Terminierer der Bettelorden 97 f.
Trier 77

U

Ulm, Städtetag (a. 1438) XXXVII

V

Verfasser der Ref. K. S., Einzelzüge LI, 1, 12, 13, 20, 21, 23, 26, 32, 41, 45, 56, 57, 63, 64, 68, 76, 82, 84, 86 f., 89 f., 92, 101 f.
Verfasser in Basel XIV
Verfassungskonflikt, kirchlicher und kirchenpolitischer XXIII ff.

W

Wegeordnung 67
Weihbischof 30, 36
Wünschelburg, Prediger 92

Z

Zehnte 18
Zinsen 75 f.
Zoll 64
Zollregal 64, 66, 76

**Dr. B. Krieger,** Kgl. Hausbibliothekar zu Berlin,

## Sieben Tage am Hofe Friedrich Wilhelms I.

Tagebuch des Professors **J. A. Freylinghausen** über seinen Aufenthalt in Wusterhausen vom 4. bis 10. September 1727.

Mit Einleitungen und Erklärungen. Elegant ausgestattet.

Geheftet M. 3.–, gebunden M. 4.–.

Das Tagebuch enthält außer niedlichem Kleinkram genaue und durchaus den Eindruck der Ursprünglichkeit hervorrufende Aufzeichnungen über die Unterredungen des Königs mit Freylinghausen, die die Entwicklung der Halleschen Anstalten, sowie Fragen religiösen und kirchlichen Inhalts zum Gegenstande hatten, und entwirft eine Reihe interessanter Bilder von den äußeren Verhältnissen und Lebensgewohnheiten am Königlichen Hoflager.

---

**Dr. G. A. Crüwell,**

## Die Beziehungen König Gustafs III. von Schweden zur Königin Marie Antoinette von Frankreich.

Geheftet M. 3.–.

---

**Chr. Freifrau v. Hoiningen-Huene,**

## Beiträge zur Geschichte der Beziehungen zwischen der Schweiz und Holland im XVII. Jahrhundert.

Geheftet M. 6.40.

---

**Aus dem Feldzug Garibaldis im Jahre 1860.**

## Von Quarto zum Volturno.

Tagebuchblätter von **Giuseppe Cesare Abba.** (Einem der Tausend.)

Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen v. **Sofia Guerrieri-Gonzaga.**

Geheftet M. 2.75, gebunden M. 4.–.

Dieses anspruchslose Notizbuch ist des großen Garibaldinischen Feldzuges würdig, als ungefälschtes Dokument jener außerordentlichen Ereignisse und der Tugenden, die Italien aus der Knechtschaft befreiten, und weil der hohe Idealismus und die jugendliche Lebensfülle, die insbesondere jene Garibaldianer-Schar charakterisierten, dem Verfasser selbst unbewußt, in diesen Blättern verewigt sind.

---

## Preußische Staatsschriften

### aus der Regierungszeit König Friedrichs II.

Im Auftrage der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin herausgegeben von **J. G. Droysen** und **M. Duncker**

(Band 3 von **H. v. Sybel** und **G. Schmoller.**)

Band 1. 1740–1745. Bearbeitet von Dr. Reinhold Koser. LIV, 726 S.
Band 2. 1746–1756. Bearbeitet von Dr. Reinhold Koser. XV, 509 S.
Band 3. Beginn des Siebenjährigen Krieges. Bearbeitet von Dr. Otto Krauske. XVII, 632 S.

**Preis: Statt M. 47.– M. 20.–, in 3 Halbfranzbänden geb. M. 29.–.**

---

**Alexander Duncker,** Verlag und Sortiment, **Berlin W. 35.**

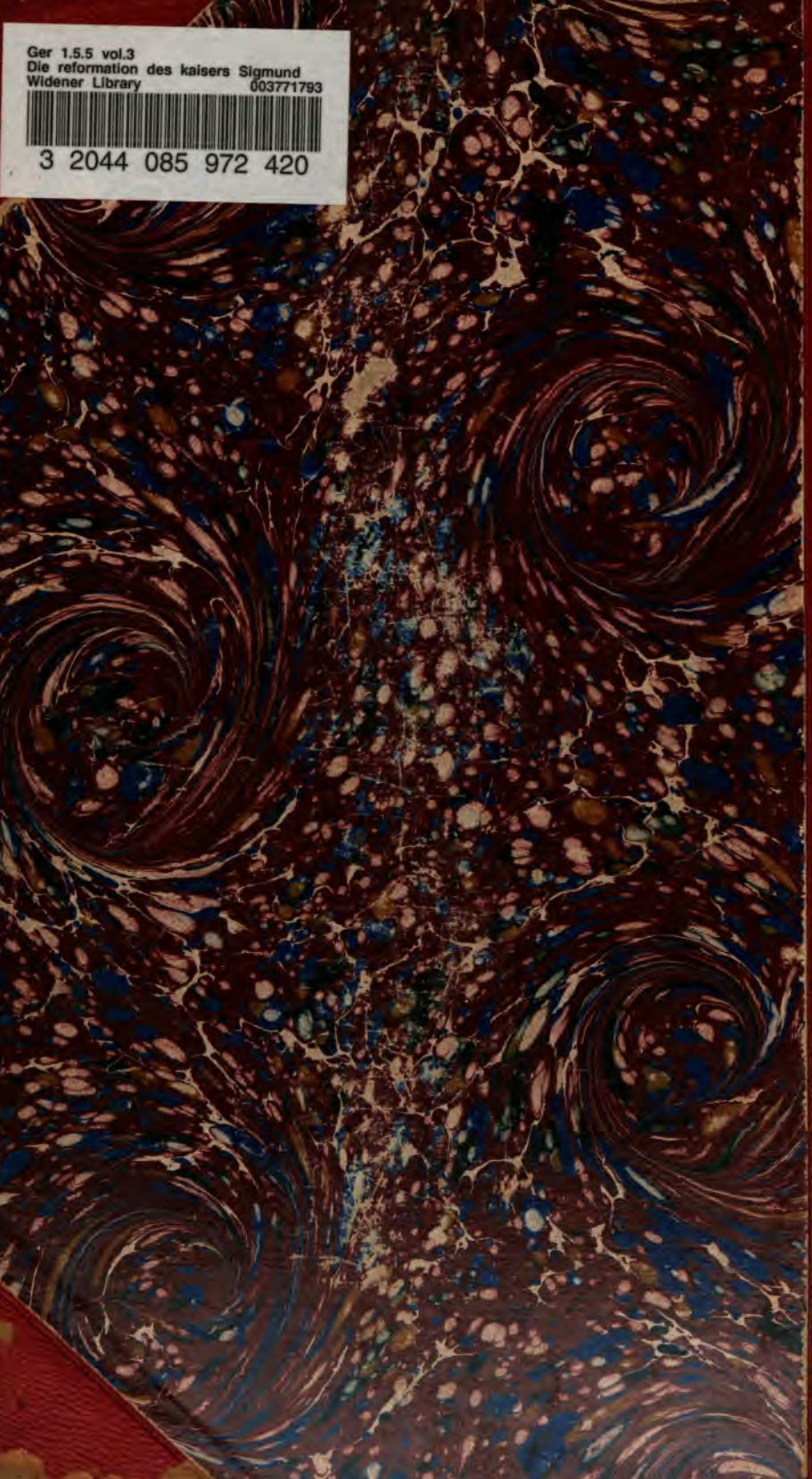
book should be returned
on or before the last date

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

APR 18 '68 H
1941280

CANCELLED
NOV 18 '69 H
1987610

Ger 1.5.5 vol.3
Die reformation des kaisers Sigmund
Widener Library
003771793
3 2044 085 972 420